Lourdes.

Dritter Band.

Lourdes.

Roman

von

Emile Zola.

Dritter Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

1895.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

III.

Der gute Abbé Judaine mußte bei der Vieruhr-prozession das heilige Sakrament tragen. Seit ihn die heilige Jungfrau von einer Augenkrankheit geheilt hatte, ein Wunder, von dem die katholischen Journale noch widerhallten, gereichte er Lourdes zum Ruhm. Man räumte ihm dort die erste Stelle ein und ehrte ihn durch allerlei Zuvorkommenheiten.

Um drei einhalb Uhr erhob er sich und wollte die Grotte verlassen. Aber der außerordentliche Andrang der Menge erschreckte ihn. Wenn es ihm nicht gelang, sich los zu machen, fürchtete er, sich zu verspäten. Zum Glück fand er eine Hilfe.

„Herr Kurat!" erklärte ihm Berthaud, „versuchen Sie ja nicht, nach der Rosenkranzkirche zu gehen; Sie würden auf dem Wege bleiben. Am besten ist es, den Schlangenweg hinauf zu gehen. Warten Sie! Folgen Sie mir; ich gehe vor Ihnen her!"

Er machte von seinen Ellenbogen Gebrauch, drängte den dichten Menschenstrom aus einander und öffnete dem Priester einen Weg. Dieser erschöpfte sich in Danksagungen.

„Sie sind zu liebenswürdig. Es ist meine Schuld. Ich habe mich vergessen. Aber guter Gott! Wie werden wir's anfangen, um eben jetzt mit der Prozession durchzukommen?"

Diese Prozession beunruhigte auch Berthaud. Schon an gewöhnlichen Tagen brachte sie bei ihrem Vorüberziehen eine Krise wahnwitziger Schwärmerei zum Ausbruch, die ihn nötigte, besondere Maßregeln zu ergreifen. Was konnte sich nun nicht alles ereignen, wenn sie durch diese zusammengedrängte Masse von dreißigtausend Personen hindurch zog, die von einem solchen Glaubensfieber geschüttelt waren, daß sie jetzt schon daran waren, in göttliche Raserei zu verfallen? Er benützte denn auch sehr verständig die Gelegenheit, um äußerste Vorsicht zu empfehlen.

„Ach, Herr Kurat," begann er, „ich bitte Sie, sagen Sie doch gütigst den Herren vom Klerus, keinen Raum zwischen sich zu lassen, sondern dicht hinter einander zu marschiren. Und namentlich soll man die Fahnen fest halten, damit sie nicht umgeschlagen werden. Was Sie betrifft, Herr Kurat so wachen Sie darüber, daß die Männer, die den Altarhimmel tragen, kräftig sind, und binden Sie das weiße leinene Tuch fest um den Knoten der Monstranz. Scheuen Sie sich nicht, sie mit beiden Händen und mit dem Aufgebot Ihrer ganzen Kraft zu tragen."

Ein wenig erschreckt durch diese Anordnungen, dankte der Priester fortwährend.

„Gewiß, gewiß! Sie sind sehr liebenswürdig.

O mein Herr, wie sehr erkenntlich bin ich Ihnen, daß Sie mir aus diesem Gedränge heraus geholfen haben."

Als er sich endlich los gemacht hatte, beeilte er sich, die Basilika auf dem engen Weg zu erreichen, der in großen Windungen quer über den Hügel hinauf führt, während sein Gefährte wieder im Gewühl verschwand, um seinen Wächterposten aufs neue einzunehmen.

Im nämlichen Augenblick stieß Pierre, der Marie in ihrem kleinen Wagen herbei führte, auf der andern Seite, auf dem Platz der Rosenkranzkirche, an die undurchdringliche Mauer der Volksmenge. Die Dienerin im Gasthof hatte ihn um drei Uhr geweckt, damit er das junge Mädchen im Hospital abhole. Es eilte nicht, und sie hatten hinlänglich Zeit, noch vor der Prozession zur Grotte zu kommen. Aber diese unermeßliche Menge, die wie eine Mauer Widerstand leistete, und die er nirgends zu durchbrechen wußte, begann ihn einigermaßen zu beunruhigen. Wenn die Leute nicht ein wenig gefällig waren, würde er mit dem von ihm gezogenen kleinen Wagen niemals durchkommen können.

„Bitte schön, meine Damen, ein wenig Platz zu machen! Sie sehen, ich führe eine Kranke!"

Aber die Damen rührten sich nicht von der Stelle; sie waren hypnotisirt durch den Anblick der in der Ferne lodernden Grotte und hoben sich auf den Fußspitzen in die Höhe, um nichts von dem Schauspiel zu verlieren. Uebrigens war das Geschrei der Litanei in diesem Augenblick so stark, daß man

die flehenden Worte des jungen Priesters nicht einmal hörte.

„Mein Herr! Treten Sie auf die Seite und lassen Sie mich durch! Ein wenig Platz für eine Kranke! Bitte, hören Sie mich doch!“

Die Männer willigten aber ebenso wenig darein, sich vom Platz zu bewegen, wie die Frauen; auch sie waren außer sich und im Zustand der Entzückung, der sie blind und taub machte.

Marie lächelte übrigens mit heiterer Miene, als ob sie nichts von dem Hindernis wüßte, sondern die Gewißheit hätte, daß nichts in der Welt sie hindern könnte, ihrer Genesung entgegen zu gehen. Die Lage wurde jedoch schwieriger, als Pierre eine Lücke gefunden und sich in die bewegliche Flut gewagt hatte. Von allen Seiten schlug die wogende See gegen den kleinen, zerbrechlichen Wagen und drohte, ihn auf Augenblicke zu überschwemmen. Noch nie hatte Pierre eine solche Empfindung der Angst vor dem niederen Volke gefühlt. Es hatte nichts Drohendes an sich, sondern war von einer Einfalt und Passivität, die an eine Herde erinnerte. Allein er empfand einen beunruhigenden Schauer, einen eigentümlichen Hauch, der aus dieser Menge aufstieg und ihn in Bestürzung versetzte. Trotz seiner Liebe zu den Niedrigen verursachten ihm die häßlichen, gemeinen, mit Schweiß bedeckten Gesichter, der schlechte Atem und die alten, nach Armut riechenden Kleider ein Unbehagen, das sich bis zur Uebelkeit steigerte.

„Bitte, meine Damen, bitte, meine Herren! Es

handelt sich um eine Kranke. Machen Sie ein wenig Platz, ich bitte Sie!“

Der von der Flut überschwemmte, in diesem weiten Meer hin und her geworfene Wagen setzte seinen Weg ruckweise fort und brauchte so Minuten, um einige Meter vorwärts zu kommen. Einen Augenblick konnte man glauben, er sei verschlungen worden; denn man sah nichts mehr von ihm. Dann erschien er wieder und langte auf der Höhe der Weiher an. Eine zärtliche Teilnahme zeigte sich endlich für das junge, kranke, vom Leiden so verwüstete und doch noch so schöne Mädchen. Wenn die Leute dem unausgesetzten Drängen des Priesters hatten nachgeben müssen und sich nach ihm umwandten, dann wagten sie nicht, sich zu erzürnen; sie wurden vielmehr weich gestimmt durch den Anblick dieses mageren Schmerzensgesichts, das im Heiligenschein seiner blonden Haare leuchtete. Worte des Mitleids und der Bewunderung gingen von Mund zu Mund. Ach, das arme Kind! War es nicht grausam, in diesem Alter so krank zu sein? Möchte ihr doch die heilige Jungfrau Huld erweisen! Andere wurden durch die Ekstase, in der sie das Mädchen sahen, und durch die hellen, dem Jenseits ihrer Hoffnung geöffneten Augen in Verwunderung und Erstaunen versetzt. Sie sah den Himmel, sie würde sicher geheilt werden. Der kleine Wagen ließ in der Flut, die er mit so viel Mühe zerteilte, gleichsam ein Kielwasser zurück, das aus Verwunderung und geschwisterlicher Barmherzigkeit bestand.

Pierre verzweifelte indessen und war mit seinen Kräften zu Ende, als ihm Sänftenträger zu Hilfe kamen. Diese bemühten sich, für die Prozession einen Weg zu bahnen, und Berthaud hatte ihnen den Auftrag gegeben, denselben mittelst Seilen zu schützen, die sie in Abständen von je zwei Meter festhielten. Von da an zog er Marie ziemlich unbehindert weiter und trat endlich mit ihr in den für die Kranken vorbehaltenen Raum links von der Grotte, in dem sie stillstanden. Man konnte sich dort nicht bewegen; der Menschenschwall schien von Minute zu Minute zu wachsen. Nach dem Durchzug, den er soeben mit außerordentlicher Mühe und mit zerschlagenen Gliedern bewerkstelligt hatte, erfaßte ihn angesichts des ungeheuren Zusammenströmens des Volks das Gefühl, als befände er sich inmitten eines Ozeans, dessen Wellen er ohne Ruhe und Rast sich schäumend um sich herum brechen hörte.

Seit ihrem Aufbruch vom Hospital hatte Marie die Lippen nicht geöffnet. Er begriff, daß sie mit ihm zu sprechen wünschte, und beugte sich zu ihr nieder.

„Ist mein Vater da?“ fragte sie. „Ist er von seinem Ausflug nicht zurück gekommen?“

Er mußte ihr antworten, daß Herr von Guersaint noch nicht heimgekehrt sei, sondern sich ohne Zweifel gegen seinen Willen verspätet habe. Darauf begnügte sie sich, lächelnd beizufügen:

„Ach, der gute Vater! Wie wird er erfreut sein, wenn er mich geheilt wieder findet!“

Pierre betrachtete sie mit gerührter Bewunderung. Er erinnerte sich nicht, sie in der langsamen Zerstörung der Krankheit je so anbetungswürdig gesehen zu haben. Ihre allein verschont gebliebenen Haare kleideten sie in Gold. Das kleiner und feiner gewordene Antlitz hatte einen träumerischen Ausdruck angenommen; die Augen waren in dem vertrauten Gedanken an ihr Leiden verloren, die Züge waren unbeweglich, als sei sie, von einer fixen Idee befangen, eingeschlafen und warte nun darauf, daß die Erschütterung des gehofften Glücks sie erwecke. Der Geist hatte sich gleichsam von ihr losgemacht, um in sie zurückzukehren, sobald Gott es wollte. Und dieses anmutige Kind, dieses kleine Mädchen von fünfundzwanzig Jahren, das in dem Zustand seiner Entwicklung geblieben war, in dem es sich zurzeit befand, da ein Unfall es in seinem Geschlecht betroffen, es zurückgehalten und verhindert hatte, Weib zu werden, — dies liebliche Kind war endlich so weit, den Besuch des Engels zu empfangen und die wunderbare Erschütterung zu erfahren, die es aus seiner Lähmung reißen und wieder auf die Beine stellen sollte. Die am Morgen eingetretene Ekstase Mariens dauerte noch an; sie hielt die Hände gefaltet, ein Aufschwung ihres ganzen Wesens hatte sie der Erde entrückt, seit sie das Bild der heiligen Jungfrau gewahrte. Sie betete und brachte der Gottheit sich selbst zum Opfer dar.

Für Pierre war das eine Stunde großer Beunruhigung. Er fühlte, daß sich das Drama seines

Priesterlebens bald abspielen werde, daß sein Glaube sich nie wieder einstellen würde, wenn er ihn nicht in dieser Krise wieder fände. Er hatte keine bösen Gedanken, widerstandslos hegte auch er den glühenden Wunsch, zusammen mit Marie geheilt zu werden. O, daß er doch durch ihre Heilung überzeugt würde! Daß sie doch mit einander glauben könnten, mit einander gerettet würden! Er wollte beten wie sie, mit Inbrunst. Aber gegen seinen Willen beschäftigte seinen Geist die Volksmenge, diese endlose Masse, in der es ihn so viel Mühe kostete, sich aufzulösen, zu verschwinden und nicht mehr zu sein als ein Blatt im Walde, das sich im Zittern aller Blätter verliert. Er konnte sich nicht enthalten, die Menge zu analysiren und zu beurteilen. Er wußte, daß sie seit vier Tagen willenlos fortgerissen wurde und unter dem Einfluß einer Suggestion stand: das Fieber der langen Reise, die durch den Anblick fremder Landschaften bewirkte Erregung, die vor der lodernden Grotte verlebten Tage, die schlaflosen Nächte und der erbitterte, nach Täuschung gierige Schmerz hatten eine solche hervorgerufen. Dazu kamen noch der Eindruck der beständigen Gebete, die Gesänge und die Litaneien, welche sie ohne Unterlaß erschütterten. Auf den Pater Massias war ein anderer Priester gefolgt, und er hörte nun diesen, einen kleinen, mageren und schwarzen Abt, Rufe zur Jungfrau und zu Jesus mit einer gleich Peitschenhieben einschneidenden Stimme ausstoßen, während Pater Massias und Pater Fourcade am Fuß der Kanzel stehen blieben und die

Rufe der Menge leiteten, deren Weheklage im hellen Sonnenschein sich stets lauter erhob. Die Aufregung war noch gewachsen, und die Stunde war herangekommen, zu der die dem Himmel angethane Gewalt die Wunder herbeiführte.

Auf einmal erhob sich eine Lahme und schritt, indem sie ihre Krücke in die Luft emporhielt, der Grotte zu; diese ganz gerade über den hin und her wogenden Köpfen gleich einer Fahne geschwenkte Krücke entlockte den Gläubigen Freudenrufe. Man lauerte auf die Wunder, man erwartete sie mit der Gewißheit, daß sie sich zahllos und in Aufsehen erregender Weise vollziehen würden. Die Augen glaubten sie zu sehen, und fieberhaft erregte Stimmen kündigten sie an. Da war wieder eine geheilt! Und da noch eine! Und immer wieder eine andere! Eine Taube hörte, eine Stumme sprach wieder, eine Schwindsüchtige lebte wieder auf! Wie, eine Schwindsüchtige? Gewiß, das war ja etwas Alltägliches! Es war keine Ueberraschung mehr möglich; ohne jemand in Erstaunen zu versetzen, hätte man erklären können, daß ein abgeschnittenes Bein wieder gewachsen sei. Das Wunder wurde zu etwas ganz Natürlichem, zu einem gewöhnlichen und weil es sich so allgemein vollzog, zu einem abgedroschenen und bedeutungslosen Ding. Leuten von solch überhitzter Einbildungskraft erschienen nach all dem, was sie von der heiligen Jungfrau erwarteten, die unglaublichsten Geschichten ganz einfach. Man mußte die umgehenden Geschichten, die mit absoluter Gewißheit gegebenen, ruhigen Bestäti-

gungen hören, sobald eine wahnwitzige Kranke schrie, daß sie geheilt sei. Wieder eine! Und noch eine! Jedoch erhob sich manchmal auch eine trostlose Stimme zu dem Ausruf: „Ach, die da ist geheilt! Die hat Glück!“

Pierre hatte schon im Bureau der Beurkundungen unter der Leichtgläubigkeit der dort Anwesenden gelitten. Was aber hier sich abspielte, das ging über alles hinaus; er geriet außer sich über die Ungereimtheiten, die er hörte und die so ruhig mit hellem, kindlichem Lächeln vorgetragen wurden. Deshalb versuchte er auch, sich in andere Gedanken zu versenken und auf nichts mehr zu hören. „Mein Gott, laß doch meine Vernunft zunichte werden, ertöte in mir den Wunsch nach Erkenntnis und mache, daß das Unwahre und Unmögliche mir als wirklich und möglich erscheint!“ Einen Augenblick meinte er, das Verlangen nach einer gründlichen Untersuchung dessen, was vorging, sei in ihm erstorben, und darum ließ auch er sich vom flehenden Ruf mit fortreißen: „Herr, heile unsere Kranken!... Herr, heile unsere Kranken!“ Er wiederholte ihn mit all seiner barmherzigen Liebe; er faltete die Hände und heftete die Blicke auf die Statue der Jungfrau, bis ihn ein Schwindel erfaßte und er sich einbildete, sie bewege sich. Warum sollte er denn nicht wieder zum Kind werden gleich den anderen, da doch das Glück in der Unwissenheit und im Trug besteht? Die Ansteckung würde wohl endlich wirken, und dann wäre auch er nichts weiter, als ein Sandkorn unter den Sandkörnern, ein Niedriger unter den Niedrigen, ohne sich um die Kräfte zu

kümmern, die den Mühlstein in Bewegung setzen, der sie zerquetscht. Aber gerade in dieser Sekunde, da er hoffte, den alten Menschen in sich getötet und sich selbst mit seinem Willen und seiner Vernunft vernichtet zu haben, — gerade in dieser Sekunde begann in der Tiefe seines Gehirns wieder die heimliche, unaufhörliche, unüberwindliche Gedankenarbeit. Nach und nach kehrte er trotz seiner Bemühungen zur Untersuchung dessen zurück, was vorging; er zweifelte und forschte. Welche unbekannte Kraft entwickelte sich denn also aus dieser Menschenmenge und wurde zu einem hinreichend starken Lebensfluidum, um die etlichen Heilungsfälle, die sich thatsächlich vollzogen, zu bewirken? Man stand hier vor einer Erscheinung, die noch kein gelehrter Physiolog studirt hatte. Sollte man glauben, daß eine Menschenmenge zu einem einzigen Wesen wurde, das auf sich selbst die verzehnfachte Gewalt der Autosuggestion einwirken lassen konnte? Oder durfte man annehmen, daß eine Volksmenge in gewissen Fällen von höchster Schwärmerei zum Träger eines außergewöhnlichen Willens wurde und so die Materie zum Gehorsam zwang? Das wäre eine Erklärung dafür gewesen, daß die Fälle einer plötzlichen Heilung im Schoße der Menge gerade bei den Personen eintraten, die sich am aufrichtigsten ihrer seelischen Ueberspanntheit hingaben. Der Atem aller verband sich zu einem einzigen Atem, und die wirkende Kraft war eine Kraft des Trostes, der Hoffnung und des Lebens.

Dieser von menschlicher barmherziger Liebe ein=

gegebene Gedanke bewegte das Gemüt Pierres. Er konnte sich einen Augenblick wieder fassen und betete für die Genesung aller, ganz gerührt in dem Glauben, daß er damit seinerseits ein wenig an Mariens Heilung mitarbeite. Allein plötzlich und ohne daß er wußte, infolge welcher Gedankenverbindung, stieg eine Erinnerung in ihm auf, die Erinnerung an die ärztliche Konsultation, die er vor der Abreise nach Lourdes über den Fall des jungen Mädchens gefordert hatte. Die Scene stellte sich genau und mit außerordentlicher Schärfe vor sein geistiges Auge, Er sah das Zimmer wieder mit den grauen, weiß geblümten Tapeten und hörte die drei Aerzte den Fall erörtern und entscheiden. Die zwei, welche Zeugnisse ausgestellt und auf eine Lähmung des Marks geschlossen hatten, sprachen mit der verständigen Langsamkeit bekannter und geachteter Praktiker von vollkommener Ehrenhaftigkeit, während ihm noch die lebhaften und warmen Worte seines entfernten Vetters Beauclair im Ohre nachklangen. Dieser, ein junger Mann von weit ausschauendem, kühnem Verstand, war als dritter Arzt anwesend, und seine Kollegen behandelten ihn kühl, als abenteuerlichen Geist. Pierre war überrascht, jetzt in der letzten Minute in seinem Gedächtnis Dinge wiederzufinden, von denen er nicht wußte, daß sie sich dort befanden, und zwar infolge jener eigentümlichen Erscheinung, die manchmal bewirkt, daß kaum gehörte, schlecht verstandene und gleichsam gegen den eigenen Willen aufgespeicherte Worte nach langer Vergessenheit wieder erwachen,

hervorbrechen und sich dem Geist aufdrängen. Es schien ihm, als ob das Näherrücken des Wunders die Bedingungen schaffe, unter denen es sich, wie ihm Beauclair angekündigt hatte, erfüllen würde.

Vergeblich mühte sich Pierre ab, diese Erinnerung dadurch zu verscheuchen, daß er mit verdoppeltem Eifer betete. Die Bilder entstanden aufs neue, die ehemals gehörten Worte erklangen wieder und füllten ihm die Ohren wie Trompetengeschmetter. Im Speisesaal war es, wo Beauclair und er sich nach dem Weggang der zwei anderen Aerzte eingeschlossen hatten. Da entwarf ihm Beauclair die Geschichte der Krankheit: der Fall vom Pferd auf die Füße im Alter von vierzehn Jahren; eine dadurch herbeigeführte Verrenkung des erschütterten und auf die Seite geworfenen Organs; ohne Zweifel waren auch die Bänder zerrissen, woher die Schwere im Unterleib und in den Lenden, sowie die bis zur Lähmung gehende Schwäche der Beine rührte. Dann sei eine langsame Wiederherstellung des Schadens eingetreten, indem das Organ seinen bestimmten Platz von selbst wieder einnahm, und die Risse der Bänder vernarbten. Die schmerzhaften Erscheinungen hätten aber bei dem großen nervösen Kind nicht verschwinden können, da dessen vom Unfall mit betroffenes Gehirn der Erinnerung daran sich nicht zu entschlagen vermochte. Die Aufmerksamkeit der Kranken blieb auf den Punkt lokalisirt, wo sie litt, und dadurch wurde sie unbeweglich und unfähig, neue Vorstellungen zu erwerben. Auf diese Weise kam es, daß das Leiden selbst nach

der eingetretenen Heilung noch fortbestand. Es war das ein neuropathischer Zustand und eine sich unmittelbar aus ihm ergebende nervöse Erschöpfung, die zweifellos durch noch wenig bekannte Vorfälle in der Ernährung verschlimmert wurde. Auch erklärte ihm Beauclair leicht die gegenteiligen und unrichtigen Diagnosen der zahlreichen Aerzte, die die Kranke behandelt hatten, ohne sich die durchaus unerläßliche Besichtigung zu gestatten. Sie tappten deshalb im Finstern herum und die einen glaubten an eine Tumorengeschwulst, während die anderen, und zwar die meisten, von einer Verletzung des Marks überzeugt waren. Er allein hatte sich die Frage bezüglich einer erblichen Belastung der Kranken vorgelegt und vermutet, daß ein Zustand einfacher Autosuggestion vorliege, in dem sie sich unter der Erschütterung und der Heftigkeit des ersten Schmerzes starrsinnig erhalte. Er gab die Gründe für seine Vermutung an: das verengerte Gesichtsfeld, die stieren Augen, das in Gedanken verlorene und zerstreute Gesicht, vornehmlich aber die Natur des Leidens, welches das Organ verlassen hatte, um sich gegen den linken Eierstock hinauf zu verziehen, wo es sich durch eine zermalmende, unerträgliche Last kundgab, die manchmal bis in den Hals emporstieg, und dadurch entsetzliche Erstickungsanfälle verursachte. Nur der plötzliche feste Wille, sich von ihrer falschen Krankheitsvorstellung los zu machen, der Wille, aufzustehen, frei zu atmen und nicht mehr zu leiden, konnte sie wie unter dem Peitschenhieb einer großen Auf-

regung geheilt und verändert wieder auf die Füße bringen.

Zum letztenmal versuchte Pierre, nichts mehr zu sehen und zu hören; denn er fühlte, daß das, was ihn fortwährend in Anspruch nahm, den nicht wieder gut zu machenden Fehlschlag des Wunders bedeute. Aber trotz seiner Anstrengungen, trotz seiner Inbrunst, die er in den Ruf legte: „Jesus, du Sohn Davids, heile unsere Kranken!“ sah er immer nur Beauclair und hörte ihn mit seiner ruhigen, lächelnden Miene aus einander setzen, wie das Wunder in Erfüllung gehen werde. Im Augenblick der höchsten seelischen Erregung, und wenn der entscheidende Umstand die Muskeln vollends löse, würde es sie wie ein Blitzstrahl erfassen. Die Kranke erhöbe sich alsdann im Entzücken eines Freudendeliriums und würde gehen; ihre Beine würden plötzlich leicht und frei von der übermäßigen Schwere, die sie so lange wie Beine aus Blei niedergehalten; die Schwere selbst sei gleichsam hinweg geschmolzen und in die Erde geflossen. Namentlich aber die Last, die den Unterleib zerdrückte, von dort aufstieg, die Brust verwüstete und den Hals würgte, sie würde dann in einem wunderbaren Aufflug, wie von einem Sturmwind fortgerissen, entweichen und die ganze Krankheit mit hinwegnehmen. Gaben im Mittelalter die Besessenen nicht gerade so durch den Mund den Teufel von sich, durch den ihr jungfräuliches Fleisch lange Zeit gequält worden? Und Beauclair hatte noch beigefügt, Maria würde endlich Weib werden; in ihrem zurück-

gebliebenen, durch einen so langen Leidenstraum gebrochenen, kindlichen Leib würde, wenn er beim Hosiannaruf erwache, das Blut der Mutterschaft zu quellen beginnen; es werde ihm mit einemmal die strahlende Gesundheit wiedergegeben sein, so daß das Auge lebhaft schimmern und das Antlitz glänzen würde.

Pierre betrachtete Marie, und als er sie so hinfällig in ihrem Wagen liegen sah, so ins tiefste Flehen versunken, während ihre Seele sich zu Unserer Lieben Frau von Lourdes emporschwang, die das Leben austeilte, da wurde seine Unruhe noch größer. Ach, daß sie doch gerettet würde, selbst um den Preis seiner eigenen Verdammnis! Aber sie war zu krank. Die Wissenschaft trog wie der Glaube, und er konnte nicht glauben, daß dieses Kind, dessen Beine seit so vielen Jahren erstorben waren, wieder aufleben sollte. Er verfiel in einen verwirrten Zweifel, und sein blutendes Herz schrie lauter, während es den unaufhörlichen Ruf der wahnwitzigen Menge wiederholte: „Herr! du Sohn Davids, heile unsere Kranken!“ ... Herr! du Sohn Davids, heile unsere Kranken!“

In diesem Augenblick entstand ein Tumult und brachte die Köpfe in Bewegung. Die Leute zitterten, die Gesichter kehrten sich alle der gleichen Richtung zu und streckten sich in die Höhe. Die an diesem Tag ein wenig verspätete Vieruhr-Prozession, deren Kreuz aus einem Bogengewölb der monumentalen Rampe hervortrat, nahm ihren Anfang. Es entstand ein solches Freudengeschrei, ein so ungestümes in-

stinktives Drängen, daß Berthaud den Sänftenträgern mittelst lebhafter Armbewegungen befahl, die Leute dadurch zurück zu treiben, daß sie kräftig an den Seilen zögen. Die Sänftenträger wurden einen Augenblick mit fortgerissen und mußten sich mit zerquetschten Fäusten fest nach hinten lehnen. Endlich konnten sie den freigehaltenen Weg ein wenig erweitern und die Prozession vermochte sich nun langsam in denselben hinein zu wagen. An ihrer Spitze schritt ein prächtiger, in Blau mit Silber gekleideter Schweizer, der das hohe, wie ein Stern strahlende Prozessionskreuz begleitete. Dann kamen die Abordnungen der verschiedenen Pilgerzüge mit ihren Fahnen. Es waren das mit Gold- und Silber-, sowie mit lebhafter Seidenstickerei und gemalten Figuren geschmückte Standarten aus Sammet und Atlas, welche Namen von Städten trugen: Versailles, Reims, Orleans, Poitiers, Toulouse. Eine darunter, ganz weiß und von reicher Pracht, trug in roten Buchstaben die Inschrift zur Schau: „Wohlthätigkeitsanstalt der katholischen Arbeitervereine“. Dann kam der Zug des Klerus, aus zwei bis dreihundert Priestern in einfacher Sutane bestehend; etliche hundert trugen das Chorhemd und einige fünfzig goldene, wie Gestirne glänzende Meßgewänder. Alle hielten brennende Kerzen in der Hand und sangen mit voller Stimme das Laudate Sion Salvatorem. In königlicher Pracht kam hierauf der Altarhimmel aus purpurfarbiger, mit goldenen Tressen versehener Seide daher; er wurde von vier Priestern getragen, die man augenscheinlich

unter den Kräftigsten ausgesucht hatte. Unter ihm trug der Abbé Judaine, der zwischen zwei anderen, ihm zugeordneten Hilfspriestern daher schritt, das heilige Sakrament mit allen zehn fest geschlossenen Fingern, wie Berthaud ihm dies anempfohlen hatte. Die etwas unruhigen Blicke, die er rechts und links auf die herandrängende Menge warf, zeigten, daß er in Sorge war, ob er diese schwere göttliche Monstranz, die ihm jetzt schon heftige Schmerzen an den Handgelenken verursachte, glücklich ans Ziel bringen würde. Wenn die Sonne sie mit einem schrägen Strahl auf der Vorderseite traf, hätte man glauben können, eine zweite Sonne zu sehen. Chorknaben schwangen Rauchgefäße im blendenden Staub des hellen Lichts, das die ganze Prozession zu einer glänzenden Pracht gestaltete. Hinten nach kam schließlich nur noch ein verworrener Strom von Pilgern, ein Herdengetrampel von entflammten Gläubigen und Neugierigen, die sich herumstießen und wie die Fluten hinter einem Schiffe durcheinander wirbelten.

Seit einem Augenblick hatte Pater Massias die Kanzel wieder bestiegen, diesmal hatte er eine andere Uebung ausgedacht. Nachdem er verzehrende Rufe des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe ausgestoßen, befahl er auf einmal, es sollten alle unbedingt still schweigen, damit jeder für sich, mit geschlossenen Lippen und im geheimen, zwei oder drei Minuten lang zu Gott sprechen könne. Diese augenblickliche Stille inmitten der großen Volksmasse, diese Minuten voll stummer Gelübde, während welcher

alle Seelen ihr geheimstes Innere öffneten, waren ergreifend und außerordentlich erhaben. Ihre Feierlichkeit hatte etwas Furchtbares an sich: man hörte den Flug der sehnsüchtigen Begierde, der unermeßlichen Sehnsucht nach dem Leben vorüberrauschen.

Hierauf lud Pater Massias die Kranken allein zum Sprechen ein. Sie sollten Gott inständig bitten, ihnen das zu gewähren, was sie von seiner Allmacht verlangten. Da fing ein jämmerliches Klagegeschrei an; Hunderte von meckernden und gebrochenen Stimmen erhoben sich zu einem thränenreichen Konzert. „Herr Jesus! Du kannst mich heilen, wenn du willst! ... Herr Jesus! Hab Erbarmen mit deinem Kind, das vor Liebe stirbt! ... Herr Jesus! Mache, daß ich sehe, mache, daß ich höre, mache, daß ich gehe!" Die durchdringende Stimme eines kleinen Mädchens übertönte, leicht und durchdringend wie Flötenklänge, das allgemeine Schluchzen, indem sie in der Ferne wiederholte: „Rette die anderen! Rette die anderen, Herr Jesus!" Thränen rannen aus allen Augen; denn diese flehenden Bitten rührten die Herzen und versetzten die härtesten in einen Taumel barmherziger Liebe, in eine erhabene Verwirrung, in der sie sich mit beiden Händen hätten die Brust öffnen mögen, um dem Nächsten die eigene Gesundheit und die eigene Jugend zu geben. Pater Massias ließ den Enthusiasmus nicht erkalten, sondern setzte seine Rufe fort, indem er die wahnwitzige Menge von neuem aufstachelte, während der Pater Fourcade auf einer Kanzelstufe stand, selber schluchzte und sein

von Thränen überströmtes Gesicht zum Himmel erhob, um Gott zu befehlen, daß er herabsteige.

Nun aber kam die Prozession an. Die Abordnungen und die Priester hatten sich rechts und links in Reihen aufgestellt, und als der Altarhimmel in den für die Kranken vorbehaltenen abgesperrten Kreis vor der Grotte eintrat, und die letzteren das wie eine Sonne leuchtende heilige Sakrament, Jesum als Hostie, in den Händen des Abbé Judaine erblickten, da war keine Leitung mehr möglich: die Stimmen verwirrten sich und ein Schwindel riß alle Willenskräfte mit sich fort. Das Geschrei, die Anrufungen und Gebete gingen in Seufzern unter. Leiber erhoben sich von ihren elenden Schmerzensbetten; zitternde Arme streckten sich aus, und verschrumpfte Hände schienen das Wunder bei seinem Vorüberziehen fest halten zu wollen. „Herr Jesus! Rette uns, wir gehen zu Grunde! ... Herr Jesus! Wir beten dich an, heile uns!... Herr Jesus! Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes; heile uns! ...“ Dreimal stießen die Stimmen in äußerster Aufregung und Verzweiflung diesen höchsten Klageruf aus, mit einer Gewalt, die den Himmel erschüttern mußte; die Thränen verdoppelten sich und überströmten die glühenden, von der Sehnsucht nach dem Heil verklärten Gesichter. Einen Augenblick wurde das Delirium so heftig, und das instinktive Näherdrängen gegen das heilige Sakrament erschien so unwiderstehlich, daß Berthaud die in der Nähe befindlichen Sänftenträger eine Kette bilden ließ.

Dieses Schutzmanöver wurde nur im äußersten Notfall ausgeführt, indem sich rechts und links vom Altarhimmel eine Reihe von Sänftenträgern aufstellte, von denen jeder einen Arm fest um den Nacken seines Nachbars schlang, derart, daß sie eine Art lebender Mauer bildeten. So war keine Lücke mehr vorhanden, und niemand konnte durchkommen. Aber nichtsdestoweniger wankten diese menschlichen Schranken unter dem leidenschaftlichen Andrang, der nach dem Leben schmachtenden Unglücklichen, die Jesum berühren und küssen wollten; sie schwankten und wurden gegen den Altarhimmel zurückgedrängt, den sie beschützten, und der Altarhimmel selbst trieb, fortwährend bedroht, von der Menge mit hinweggerissen zu werden, unter dieser wie eine heilige Barke umher, die in der Gefahr des Schiffbruchs steht.

Als der fromme Wahnsinn auf seinem Höhepunkt angekommen war, brachen, wie wenn bei einem Gewitter der Himmel sich öffnet und der Blitz herabfällt, unter flehentlichen Gebeten und Schluchzen die Wunder los. Eine Gelähmte erhob sich und warf ihre Krücken fort. Es erscholl ein durchdringender Schrei; dann zeigte sich eine Frau, die, in eine weiße Decke wie in ein Leichentuch eingehüllt, aufrecht auf ihrer Matratze stand. Man sagte, es wäre eine halbtote Schwindsüchtige, die wieder zum Leben auferstanden sei. Schlag auf Schlag vollzog sich dann noch zweimal ein Akt der Gnade: eine Blinde nahm in einer plötzlichen Flammenerscheinung die Grotte wahr, und eine Stumme fiel auf beide Kniee nieder, indem

sie der heiligen Jungfrau mit lauter, heller Stimme Dank sagte. Auch alle anderen warfen sich, rasend vor Freude und Dankbarkeit, Unserer Lieben Frau von Lourdes zu Füßen.

Pierre hatte Marien nicht aus den Augen gelassen und wurde durch das, was er sah, mächtig gerührt und erschüttert. Die noch leeren Blicke der Kranken hatten sich erweitert, während ihr armes, blasses Gesicht mit dem schweren Ausdruck sich verzog, als ob sie schrecklich gelitten hätte. Sie sprach nichts, aber ohne Zweifel glaubte sie sich neuerdings vom Bösen ergriffen und schien deshalb hoffnungslos.

Da wurde sie plötzlich, als das heilige Sakrament vorüberzog und sie dasselbe wie ein Gestirn im Sonnenschein glänzen sah, so geblendet, daß sie meinte, ein Blitz habe sie getroffen. An diesem Glanz entzündete sich das Feuer ihrer Augen, sie gewannen endlich wieder ihre Lebensflamme und schimmerten gleich Sternen. Ihr Antlitz belebte und rötete sich unter einer Flut frischer Kraft, die sie durchströmte; es strahlte von lachender Freude und Gesundheit. Dann sah der junge Priester, wie sie sich ungestüm in ihrem Wagen erhob und schwankend darin stehen blieb! Nur stammelnd brachte sie das liebkosende Wort hervor:

„O, mein Freund! . . . O, mein Freund!“

Er hatte sich rasch genähert, um sie zu halten. Aber sie gebot ihm mit einer Geberde Einhalt, denn sie fühlte sich wieder kräftig und erschien sehr rührend und schön in ihrem Kleide von geringer schwarzer

Wolle und in den Pantoffeln, die sie stets anbehielt; sie stand da schlank und schmächtig und von einem goldenen Heiligenschein umgeben, den ihre bewunderungswürdigen, von einer einfachen Spitze bedeckten blonden Haare um sie woben. Ihr ganzer jungfräulicher Leib war die Beute tiefer Erschütterungen, als ob eine gewaltige Gärung ihn umgestaltete. Zuerst befreiten sich die Beine von den Ketten, die sie gefesselt hielten. Dann befiel die Kranke, während sie die Blutquelle, das Leben des Weibes, der Gattin und Mutter aus ihr hervorsprudeln fühlte, eine letzte Beklemmung; denn eine ungeheure Last stieg ihr aus dem Unterleib in den Hals empor. Allein diesmal blieb sie nicht stecken, noch raubte sie ihr den Atem; sie quoll aus dem geöffneten Mund und verflüchtigte sich in einem Aufschrei erhabener Freude.

„Ich bin geheilt! ... Ich bin geheilt! ...“

Darauf bot sich ein außerordentliches Schauspiel. Die Decke lag zu ihren Füßen; sie triumphirte und zeigte ihr strahlendes, herrliches Angesicht. Und der Ruf, mit dem sie ihre Heilung verkündigte, erweckte einen Widerhall von solch trunkener Begeisterung, daß das ganze Volk außer sich geriet. Es vergaß alles und sah nur noch sie, wie sie größer geworden, so strahlend wie eine göttliche Erscheinung dastand.

„Ich bin geheilt! ... Ich bin geheilt! ...“

Eine ungestüme Bewegung hatte Pierres Herz ergriffen; er begann zu weinen, und aufs neue rieselten Thränen aus allen Augen. Mitten unter den Ausrufungen, den Dankgebeten und Lobpreisungen

gewann nach und nach ein wahnsinniger Enthusiasmus die Oberhand und versetzte die Tausende von Pilgern, die sich zerquetschten, um die Geheilte zu sehen, in einen Zustand unaussprechlicher Aufregung. Es entfesselte sich ein Beifallklatschen, das so wütend wurde, daß sein Donnerschall von einem Ende des Thales zum andern rollte.

Der Pater Fourcade fuchtelte mit den Armen herum und Pater Massias konnte sich endlich von der Höhe der Kanzel herab verständlich machen.

„Gott hat uns heimgesucht, meine lieben Brüder, meine teuren Schwestern! ... Magnificat anima mea Dominum ...“

Und alle Pilger, die Tausende von Pilgern stimmten den Gesang der Anbetung und des Dankes an. Die Prozession fand sich dadurch aufgehalten, und der Abbé Judaine, der mit der Monstranz die Grotte hatte erreichen können, wartete dort geduldig, ehe er den Segen austeilte. Außerhalb des Gitters harrte sein der Altarhimmel; diesen umringten die Priester im Chorhemd und in Meßgewändern, welche in den Strahlen der untergehenden Sonne wie Schnee und Gold glänzten.

Indessen war Marie schluchzend niedergekniet, und während der ganzen Zeit, die der Gesang in Anspruch nahm, stieg ein glühender Ausdruck des Glaubens und der Liebe aus ihrem Innern zu Gott empor. Aber das Volk wollte sie gehen sehen; glückselige Frauen riefen ihr zu, ein Schwarm, der sie beinahe mit sich fortriß, umringte sie und drängte

sie nach dem Bureau der Beurkundungen, damit das Wunder, das gleich dem Licht der Sonne glänzte, festgestellt würde. Ihren kleinen Wagen ließ man stehen; Pierre begleitete sie, während sie, die seit sieben Jahren ihre Beine nicht mehr gebraucht hatte, stammelnd und zaudernd, liebenswürdig ungeschickt und mit der besorgten und doch entzückten Miene eines kleinen Kindes, das seine ersten Schritte macht, dahinwandelte. Das war so rührend und lieblich, daß er an nichts mehr dachte, als an das unermeßliche Glück, sie zu einer neuen Jugend wiedergeboren zu sehen. Ach, die teure Freundin seiner Kindheit, die zärtliche Gefährtin längst entschwundener Tage! Endlich würde sie also zum schönen und reizenden Weibe aufblühen, das sie als junges Mädchen einst zu werden versprach, als sie so hübsch und heiter war in dem kleinen Garten zu Neuilly unter den großen Bäumen, durch deren Laub der Sonnenschein wie durch ein Sieb hereinfiel!

Die Menge fuhr fort, ihr stürmisch zuzujauchzen; eine ungeheure Menschenwoge staute sich und begleitete sie. Und als sie ins Bureau, in das Pierre allein mit ihr zugelassen wurde, eingetreten war, da blieben alle in fieberhafter Erwartung vor der Thüre stehen.

Im Bureau der Beurkundungen waren an diesem Nachmittag wenig Leute. Der kleine viereckige Saal mit seinen glühend heißen Holzwänden, seinem primitiven Mobiliar, den Strohsesseln und den zwei Tischen von ungleicher Höhe war außer von dem gewöhnlichen

Personal nur von fünf oder sechs Aerzten besetzt, die schweigend herumsaßen. Vor den Tischen standen der Vorsteher des Weiherdienstes und zwei junge Abbés, welche Register in den Händen hielten und in Aktenheften blätterten, während der Pater Dargelès an einem Tischende saß und Notizen für sein Journal schrieb. Der Doktor Bonamy war gerade dabei, den Lupus der Elise Rouquet zu untersuchen, die sich zum drittenmal vorgestellt hatte, um die fortschreitende Vernarbung ihrer Wunde bestätigen zu lassen.

„Nun, meine Herren!" rief der Doktor, „haben Sie jemals gesehen, daß sich ein Lupus in dieser Weise und so rasch besserte? ... Ich weiß wohl, daß ein neues Werk über den heilenden Glauben erschienen ist. Darin wird gesagt, daß gewisse Wunden einen nervösen Ursprung haben können. Allein nichts ist weniger bewiesen als das, namentlich bei einem Fall von Lupus, und es soll nur einmal eine ärztliche Kommission zusammentreten und sich darüber einigen, wie sie die Heilung des Fräuleins auf gewöhnlichem Wege erklärt ..."

Er unterbrach seine Rede und wandte sich an den Pater Dargelès.

„Sie haben doch notirt, Pater, daß die Eiterung vollständig verschwunden ist und daß die Haut ihre natürliche Farbe wieder annimmt?"

Aber er wartete die Antwort nicht ab; denn von Pierre begleitet, trat Marie ein, und beim strahlenden Anblick der durch ein Wunder Geheilten ahnte er sogleich den Glücksfall, der sich ihm da bot. Sie

war bewunderungswürdig und ganz dazu geschaffen, um die Massen hinzureißen und zu bekehren. Eilig schickte er Elise Rouquet hinweg, fragte nach dem Namen der Neuangekommenen und begehrte von einem der jungen Priester deren Aktenheft. Da wollte er sie, da sie taumelte, in den Armstuhl niedersetzen.

„Nein, nein!" rief sie; „ich bin so glücklich, mich meiner Beine bedienen zu können!"

Pierre hatte den Doktor Chassaigne mit den Blicken gesucht und war tief betrübt, ihn nicht hier zu finden. Er hielt sich beiseite und wartete auf ihn, während die in Unordnung befindlichen Schubladen nach dem Aktenheft durchwühlt wurden, ohne daß man die Hand darauf legen konnte.

„Wartet einmal," wiederholte Doktor Bonamy, „Marie von Quersaint . . . Marie von Quersaint . . . Ich habe diesen Namen sicher irgendwo gesehen."

Raboin entdeckte schließlich das unter einem falschen Buchstaben des Alphabets eingelegte Aktenheft. Als der Doktor Kenntnis von den zwei Zeugnissen genommen hatte, die es enthielt, geriet er in Eifer.

„Das, meine Herren," rief er, „ist nun sehr interessant. Ich bitte Sie, aufmerksam zuzuhören . . . Das Fräulein, welches Sie hier aufrecht stehen sehen, litt an einer sehr schweren Verletzung des Marks. Hätte jemand den geringsten Zweifel darüber, so würden diese zwei Zeugnisse genügen, auch die Ungläubigsten zu überzeugen, denn sie sind von zwei Aerzten der Pariser Fakultät unterzeichnet, deren Namen allen unseren Kollegen bekannt sind."

Er ließ die Zeugnisse den anwesenden Aerzten einhändigen, die sie mit leichtem Kopfnicken lasen. Da gab es nichts abzuleugnen; die Unterzeichner besaßen den Ruf von ehrenhaften und gewandten Praktikern.

„Nun gut, meine Herren, wenn die Diagnose nicht bestritten wird, — und sie kann nicht bestritten werden, sobald uns eine Kranke Urkunden von solchem Wert herbeibringt — dann werden wir jetzt prüfen, welche Aenderungen sich im Zustand des Fräuleins vollzogen haben.“

Aber er besann sich und richtete, ehe er die Geheilte befragte, das Wort an Pierre:

„Herr Abbé,“ sagte er, „Sie sind, wie ich glaube, mit Fräulein von Guersaint von Paris hieher gekommen. Haben Sie vor der Abreise mit den Aerzten gesprochen?“

Der Priester fühlte trotz seiner großen Freude einen eisigen Schauer.

„Ich habe der Konsultation angewohnt.“

Und die Scene tauchte wiederum vor ihm auf. Er sah die zwei ernsten und verständigen Aerzte wieder und erblickte auch Beauclair, der lächelte, während seine Kollegen ihre gleichlautenden Zeugnisse verfaßten. Sollte er die letzteren wertlos machen, indem er jene andere Diagnose bekannt gab, welche die Heilung auf wissenschaftlichem Wege zu erklären gestattete? Das Wunder war vorhergesagt und dadurch im voraus zerstört worden.

„Sie werden bemerken, meine Herren,“ fuhr

Doktor Bonamy fort, „daß die Anwesenheit des Herrn Abbé diesen Urkunden eine neue Beweiskraft verleiht ... Das Fräulein wird uns nun recht genau sagen, was es empfunden hat.“

Er beugte sich über die Schulter des Pater Dargelès und empfahl ihm, nicht zu vergessen, daß er Pierre in der Erklärung eine Zeugenrolle anweise.

„Mein Gott! Wie soll ich Ihnen das sagen, meine Herren?“ rief Marie außer Atem, mit vor Glück erstickter Stimme. „Ich hatte seit gestern die Gewißheit, daß ich geheilt würde. Trotzdem fürchtete ich noch in dieser Stunde, als meine Beine von einem Prickeln ergriffen wurden, es möchte eine neue Krise eintreten. Ich zweifelte einen Augenblick ... da hörte das Prickeln auf. Sobald ich mich wieder ins Gebet versenkt hatte, begann es aufs neue ... O, ich betete und betete von ganzer Seele! Ich gab mich schließlich hin wie ein Kind. ‚Heilige Jungfrau! Unsere Liebe Frau von Lourdes, mach mit mir, was du willst!‘ ... Das Prickeln ließ nicht mehr nach, mein Blut schien zu kochen, und eine Stimme rief mir zu: ‚Steh auf! Steh auf!‘ Ich empfand das Wunder in einem lauten Krachen aller meiner Knochen an meinem Körper, wie wenn ich vom Blitz getroffen worden wäre.“

Pierre hörte ganz blaß zu. Beauclair hatte ihm deutlich gesagt, daß die Heilung wie ein Blitzstrahl eintreten würde, wenn unter dem wirksamen Einfluß der überreizten Einbildungskraft ein jähes Erwachen

des seit so langer Zeit eingeschläferten Willens sich in ihr vollzöge.

„Zuerst hat die heilige Jungfrau meine Beine von ihren Fesseln befreit," fuhr sie fort. „Ich hatte die ganz deutliche Empfindung, daß die eisernen Bande, welche sie umschlangen, längs der Haut hinabglitten, gleich zerbrochenen Ketten . . . Dann stieg die Last, die mich da, in der linken Seite, stets bis zum Ersticken beklemmte, in die Höhe und sie drückte mich derart, daß ich glaubte, ich stürbe. Aber sie stieg immer höher, über meine Brust und meinen Hals hinaus; ich hatte sie im Mund und spie sie mit ungestümer Gewalt von mir . . . Damit war es zu Ende. Ich hatte kein Leiden mehr, es war wie davongeflogen!"

Raboin hatte die Erzählung mit verwunderten Augen und der Verzückung eines Frommen von beschränktem Geist vernommen, der oft vom Gedanken an die Hölle heimgesucht wird.

„Den Teufel hat sie ausgespieen," rief er, „den Teufel!"

Der verständigere Doktor Bonamy legte ihm aber Schweigen auf und sagte, sich an die Aerzte wendend:

„Meine Herren! Sie wissen, daß wir es stets vermeiden, hier das große ‚Wort' Wunder auszusprechen. Allein wir haben da eine Thatsache vor uns und ich bin neugierig zu erfahren, wie Sie dieselbe auf natürlichem Wege erklären wollen . . . Das Fräulein war sieben Jahre lang von einer schweren

Lähmung befallen, die augenscheinlich durch eine Verletzung des Marks verursacht wurde. Die Kranke konnte weder gehen, noch sonst auch nur eine Bewegung machen, ohne in Wehklagen auszubrechen; sie war bei jener äußersten Erschöpfung angelangt, die kurz vor dem schlimmen Ausgang einer Krankheit einzutreten pflegt . . . Da sehen Sie dieselbe mit einemmal aufstehen, umhergehen, lachen und strahlen. Die Lähmung ist vollständig verschwunden und nicht der geringste Schmerz ist davon übrig geblieben. Sie befindet sich gerade so wohl wie Sie und ich . . . Nun denn, meine Herren! Treten Sie näher, untersuchen Sie sie und sagen Sie mir, was vorgegangen ist!“

Er triumphirte. Keiner von den Aerzten ergriff das Wort. Zwei davon stimmten ihm mit einem kräftigen Kopfnicken zu; sie waren ohne Zweifel gläubige Katholiken. Die anderen blieben unbeweglich und zeigten eine verlegene Miene, da sie wenig Lust hatten, sich in diese Geschichte einzulassen. Gleichwohl erhob sich endlich ein kleiner, magerer Herr, dessen Augen hinter Brillengläsern leuchteten, um Marie etwas mehr in der Nähe zu sehen. Er ergriff ihre Hände, betrachtete ihre Augensterne und schien sich einzig mit der Miene der Verklärung, die über sie ausgegossen war, zu beschäftigen. Dann kehrte er, ohne den Fall selbst erörtern zu wollen, sehr höflich zu seinem Sitz zurück.

„Der Fall entschlüpft der Wissenschaft; das ist alles, was ich konstatire,“ schloß sieghaft Doktor

Bonamy. „Ich füge bei, daß hier keine allmälich fortschreitende Besserung vorliegt; die Gesundheit hat sich vielmehr voll und ganz auf einmal wieder hergestellt ... Sehen sie das Fräulein an. Der Blick glänzt, die Gesichtsfarbe ist rosig, die Physiognomie hat ihre lebhafte Heiterkeit wiedergefunden. Die Wiederherstellung der Gewebe wird ohne Zweifel etwas langsam ihren Fortgang nehmen; aber schon jetzt kann man sagen, daß das Fräulein zu einem neuen Leben wiedergeboren wurde ... Nicht wahr, Herr Abbé, Sie, der Sie die Dame so oft sehen, kennen sie nicht mehr?"

Pierre antwortete stammelnd:

„Das ist wahr ... das ist wahr ..."

In der That erschien sie ihm schon kräftig, die Wangen waren voll und frisch und von freudiger Blüte. Aber wiederum mußte er sich sagen, daß Beauclair diesen plötzlichen Auferstehungshymnus, die Wiederaufrichtung und glänzende Wiederherstellung des ganzen gebrochenen Leibes vorausgesehen und für den Zeitpunkt vorausgesagt hatte, in dem das Leben in den Körper zurückkehrte und mit ihm der feste Wille zu genesen und glücklich zu werden.

Doktor Bonamy hatte sich wieder über die Schulter des Paters Dargelès gebeugt, der seine Notiz, die ein vollständiges kleines Protokoll bildete, fertig schrieb. Beide tauschten einige halblaute Worte aus. Sie berieten sich und der Doktor fuhr endlich fort:

„Herr Abbé! Sie waren dabei, als sich diese Wunderdinge ereigneten und werden es uns nicht

abschlagen, den ganz genauen Bericht, den der ehrwürdige Pater für das ‚Journal de la Grotte‘ verfaßt hat, mit Ihrer Unterschrift zu versehen.“

Er sollte diesen Bericht voll Irrtum und Trug unterzeichnen! Eine Empörung stieg in ihm auf, und er stand auf dem Punkt, die Wahrheit laut zu bekennen. Allein er spürte auf seinen Schultern die Last der Sutane, und namentlich erfüllte die göttliche Freude Mariens sein Herz. Er fühlte sich von einem so großen Glück durchdrungen, sie gerettet zu sehen! Seit man sie nicht mehr befragte, hatte sie sich auf seinen Arm gestützt und lächelte ihm mit freudetrunkenen Augen fortwährend zu.

„O mein Freund!“ sagte sie ganz leise, „danken Sie der heiligen Jungfrau. Sie ist so gütig gewesen. Wie bin ich jetzt so gesund, so schön und jung!... Und mein Vater, mein armer Vater, wie wird der sich freuen!“

Da unterzeichnete denn Pierre. In seinem Innern stürzte alles in Trümmer; aber es genügte, daß sie gerettet war. Er würde es für einen Gottesraub angesehen haben, wenn er an dem Glauben dieses Kindes, dem reinen, erhabenen Glauben gerührt hätte, der seine Genesung bewirkt hatte.

Als Marie draußen wieder erschien, begann das Freudengeschrei aufs neue; das Volk klatschte in die Hände. Das Wunder erschien jetzt amtlich bestätigt zu sein. Dennoch hatten mitleidige Personen, die fürchteten, sie möchte ermüden und ihres vor der Grotte zurückgelassenen Wagens bedürfen, diesen bis

vor das Bureau der Beurkundungen geschoben. Als sie ihn wiederfand, wurde sie von einer tiefen Bewegung ergriffen. Ach, dieser kleine Wagen, in dem sie so viele Jahre verlebte! Dieser rollende Sarg, in dem sie sich bisweilen lebend begraben wähnte! Wie viele Thränen, wie viel Verzweiflung und wie viele schlimme Tage hatte er gesehen! Da kam ihr auf einmal der Gedanke, derselbe müsse, da er so lange ihre Mühsal einschloß, nun auch an ihrem Triumph teilnehmen. Eine göttliche Eingebung kam über sie wie ein heiliger Wahn und ließ sie die Deichsel erfassen.

In diesem Augenblick zog die Prozession vorüber; sie kam von der Grotte zurück, wo der Abbé Judaine den Segen gegeben hatte. Da nahm Marie, ihren Wagen ziehend, den Platz hinter dem Altarhimmel ein. In Pantoffeln, den Kopf mit einer Spitze bedeckt, schritt sie im Zuge mit; und mit hoch erhobenem, herrlichem, leuchtendem Antlitz zog sie den kleinen Wagen des Elends hinter sich her, den rollenden Sarg, worin sie in Todesnot gelegen hatte. Und die ihr zujubelnde Menge, das wahnwitzige Volk folgte ihr.

IV.

Pierre hatte sich Marien angeschlossen und ging neben ihr hinter dem Altarhimmel, gleichsam mit fortgerissen von dem Sturm der Begeisterung, der sie ihren Wagen im Triumph mitführen ließ. Aber es kam jede Minute zu so heftigen Stößen, daß er sicherlich gefallen wäre, wenn ihn nicht eine feste Hand gehalten hätte.

„Haben Sie keine Furcht, sondern geben Sie mir den Arm. Sie können sich sonst nicht aufrecht erhalten!"

Er kehrte sich um und war überrascht, als er den Pater Massias erkannte, der den Pater Fourcade auf der Kanzel zurückgelassen hatte, um den Altarhimmel zu begleiten. Ein ungewöhnliches Fieber hielt ihn aufrecht und trieb ihn mit der Gewalt eines Felsblocks vorwärts; seine Augen glichen Feuerbränden, und sein mit Schweiß bedecktes Gesicht trug einen schwärmerischen Ausdruck.

„Geben Sie doch acht! Reichen Sie mir den Arm!" sagte er zu Pierre.

Eine neue Menschenwoge hätte sie beinahe weg=

gefegt. Pierre überließ sich daher diesem schrecklichen Mann, den er, wie er sich erinnerte, im Seminar zum Mitschüler gehabt hatte. Welch eigentümliche Begegnung, und wie gerne hätte auch er diesen ungestümen Glauben, diesen gläubigen Wahnsinn besessen, der den Pater so keuchen und aus schluchzender Kehle die ununterbrochene glühende Bitte ausstoßen ließ:

„Herr Jesus, heile unsere Kranken!... Herr Jesus, heile unsere Kranken!“

Hinter dem Altarhimmel war des Schreiens kein Ende; dort befand sich stets ein Ausrufer, der den Auftrag hatte, die göttliche Güte nicht im Frieden zu lassen, wenn sie sich allzu langsam zeigte. Bisweilen hörte man ihn mit dumpfer, in Thränen zerfließender, ein anderesmal mit durchdringender und herzzerreißender Stimme rufen. Die gebieterische Stimme des Paters brach endlich vor seelischer Erregung.

„Herr Jesus, heile unsere Kranken!... Herr Jesus, heile unsere Kranken!...“

Das Gerücht von der plötzlichen Genesung Mariens, diesem Wunder, dessen glänzender Ruf bald die Christenheit erfüllen mußte, hatte sich schon von einem Ende der Stadt Lourdes bis zum andern ausgebreitet, versetzte das Volk in einen immer noch zunehmenden Taumel und rief eine Krise ansteckenden Wahnwitzes hervor, der dasselbe gewaltsam in die Nähe des heiligen Sakraments drängte, das in der fessellosen Springflut des Menschenmeers hin und

her schwankte. Jeder gab dem unbewußten drängenden Verlangen nach, es zu sehen und zu berühren, um geheilt und glücklich zu werden. Gott ging ja vorüber, und hier gab es nur Kranke mit brennender Lebensbegierde; sie alle fühlten ein verheerendes Glücksbedürfnis, das sie aufstachelte, so daß ihre blutenden Herzen sich öffneten und ihre Hände sich gierig ausstreckten.

Deshalb hatte auch Berthaud, der vor dem Uebermaß dieser Leidenschaft Furcht bekam, seine Leute begleitet. Er gab ihnen Befehle und wachte darüber, daß die Doppelkette der Sänftenträger zu beiden Seiten des Altarhimmels nicht durchbrochen wurde. „Schließt eure Reihen!“ rief er. „Noch besser! Immer noch fester! Und schlingt die Arme fest in einander!“

Die jungen, aus den kräftigsten Leuten ausgesuchten Männer hatten eine schwere Aufgabe. Die Mauer, die sie bildeten, indem sie sich Schulter an Schulter stellten und die Arme um Leib und Hals verschränkten, bog sich jeden Augenblick bei dem unwillkürlichen Anprall der Menge. Niemand glaubte zu drängen, und doch gab es ununterbrochene Strudel und mächtige Wogen, die von fern herkamen und alles zu verschlingen drohten.

Als der Altarhimmel sich mitten auf dem Platz der Rosenkranzkirche befand, glaubte der Abbé Judaine sicher, er würde nicht mehr weiter kommen. Auf dem weiten Platz hatten sich mehrere Gegenströme gebildet, die von allen Seiten strudelnd gegen

ihn anstürmten. Der Abbé mußte unter dem Himmel stehen bleiben, der geschaukelt und hin und her geworfen wurde, wie ein auf hoher See von einem plötzlichen Windstoß gefülltes Segel. Er hielt das heilige Sakrament mit beiden steif gewordenen Händen ganz hoch, aus Furcht, ein letzter Stoß könnte es umwerfen. Denn er fühlte wohl, daß die goldene, sonnenglänzende Monstranz die leidenschaftliche Begierde dieses ganzen Volkes bildete; sie war der Gott, den man verlangte, um ihn zu küssen und in ihm aufzugehen, selbst auf die Gefahr hin, ihn zu vernichten. Der Geistliche stand unbeweglich und richtete unruhige Blicke auf Berthaud.

„Laßt niemand passiren!“ schrie dieser den Sänftenträgern zu. „Niemand! Der Befehl ist ausdrücklich. Hört ihr?“

Aber da wurden flehende Stimmen laut: armselige Andächtige schluchzten mit ausgestreckten Händen und verzerrten Lippen in dem wahnsinnigen Wunsch, daß man sie näher kommen und zu des Priesters Füßen auf die Kniee fallen lassen möge. Welche Gnade, zur Erde geworfen, niedergetreten zu werden und die ganze Prozession über sich hinschreiten zu lassen! Ein Kranker zeigte seine verdorrte Hand; er war überzeugt, dieselbe würde wieder zu neuem Leben aufblühen, wenn man ihm die Monstranz anzurühren gestattete. Eine Stumme teilte mit starken Schultern wütende Stöße aus und drängte sich herbei, um das Band ihrer Zunge durch einen Kuß zu lösen. Andere und immer wieder

andere schrieen, flehten und ballten endlich die Fäuste gegen die Grausamen, die den Leiden ihrer Leiber und dem Elend ihrer Seelen die Heilung verweigerten. Aber der Befehl galt für alle ohne Ausnahme; man fürchtete, es könnten sich die schwersten Unfälle ereignen.

„Niemand darf vor!“ wiederholte Berthaud; „laßt niemand passiren!“

Es war jedoch eine Frau da, deren Anblick alle Herzen rührte. Armselig gekleidet, barhäuptig und mit thränennassem Gesicht hielt sie einen kleinen Knaben von etwa zehn Jahren auf den Armen, dessen beide Beine gelähmt waren und kraftlos herabhingen. Für ihre Schwäche bildete er eine zu schwere Bürde; aber sie schien sie nicht zu fühlen. Sie hatte ihren Knaben herbeigebracht und beschwor nun die Sänftenträger mit einem stumpfen Starrsinn, den weder Worte noch Stöße überwältigen konnten, sie durchzulassen.

Endlich rief der Abbé Judaine sehr bewegt sie durch ein Zeichen zu sich. Der barmherzigen Absicht des Geistlichen gehorchend traten, obgleich es gefährlich war, eine Lücke zu öffnen, zwei Sänftenträger auf die Seite; die Frau stürzte hindurch und warf sich mit ihrer Last vor dem Priester nieder. Einen Augenblick stellte dieser den Fuß des heiligen Sakraments auf den Kopf des kleinen Knaben und die Mutter selbst heftete ihre gierigen Lippen darauf.

Als man sich dann wieder auf den Weg machte, blieb sie hinter dem Altarhimmel. Sie begleitete

die Prozession keuchend, mit im Winde flatternden Haaren und taumelnd unter der allzu schweren Bürde, die ihr die Schultern zerbrach.

So überschritt man mit großer Mühe vollends den Platz der Rosenkranzkirche. Dann begann der Aufstieg, der prächtige Aufstieg auf der monumentalen Rampe, während dessen Dauer hoch oben am Rande des Himmelsgewölbes, wo die Basilika ihre dünne Turmspitze in die Höhe streckte, sich harmonische Glockenstimmen aufschwangen, die den Triumph Unserer Lieben Frau von Lourdes in die Welt hinausläuteten. Diesen vergötternden Klängen, dieser hohen Pforte des Heiligtums, die der Unendlichkeit geöffnet schien, schwebte jetzt langsam der Altarhimmel entgegen über dem Meer der unermeßlichen Menge, das unten fortwährend über die Plätze und durch die Alleen brauste. Der pomphaft in Blau und Silber gekleidete Schweizer war mit dem Prozessionskreuz schon auf der Höhe des Kuppelgewölbes der Rosenkranzkirche, auf dem weiten Vorplatz vor den Dachbauten. Die Abordnungen des Pilgerzugs breiteten sich dort aus, und die Fahnen aus Seide und Sammet zeigten im Brand des Sonnenuntergangs ihre lebhaften Farben. Dann kamen die glänzenden Reihen des Klerus, die Priester in schneeweißen Chorhemden und goldenen Meßgewändern, einem Zug vorüberwandelnder Gestirne vergleichbar. Die Rauchfässer schwangen sich hin und her, und der Altarhimmel stieg, ohne daß man die Träger wahrnahm, immer höher, wie wenn eine geheimnisvolle Kraft,

wie wenn unsichtbare Engel ihn zur weit geöffneten Himmelspforte emporgehoben hätten.

Gesänge waren angestimmt worden; denn jetzt, da man sich von der Menge losgemacht hatte, begehrten keine schreienden Stimmen mehr die Heilung der Kranken. Das Wunder hatte sich vollzogen, und man feierte es aus vollem Halse unter dem Geläute der in heiterer, zitternder Luft sich schwingenden Glocken.

„Magnificat anima mea Dominum.“ Dieses schon in der Grotte gesungene Lob- und Danklied stieg von neuem aus den Herzen auf.

„Et exultavit spiritus meus in Deo salutari meo ...“

Marie beteiligte sich an diesem strahlenden Aufstieg, an dieser Himmelfahrt auf den riesigen Rampen der lichtglänzenden Basilika entgegen mit wachsender, überschäumender Fröhlichkeit. In dem Maße, als sie höher kam, schien es ihr, daß sie kräftiger würde und fester auf ihren so lange abgestorbenen, vom Tode auferstandenen Beinen stünde. Der Wagen, den sie sieghaft hinter sich her zog, war gleichsam die dem bezwungenen Leiden abgenommene Beute, die Hölle, aus der die heilige Jungfrau sie erlöst hatte; und obwohl ihr die Deichsel die Hände zerschund, wollte sie ihn doch mit hinaufführen, um ihn zu den Füßen Gottes niederzusetzen. Kein Hindernis konnte sie aufhalten; sie lachte unter schweren Thränen, ihre Brust hob sich und ihr Gang war wie der eines Kriegers. Auf dem Wege hatte sich

einer ihrer Pantoffeln vom Fuß losgelöst, und das Spitzengewebe war von ihren Haaren auf die Schultern herabgeglitten. Allein sie schritt trotzdem weiter, und den Kopf nur von ihren bewunderungswürdigen blonden Haaren bedeckt, ging sie mit leuchtendem Antlitz, gehoben durch ein solches Erwachen des Willens und der Kraft im Zuge mit, daß man den auf dem steilen, gepflasterten Abhang hinter ihr drein kommenden schweren Wagen wie ein kleines Kinderwägelchen hüpfen hörte.

Pierre hielt sich am Arm des Paters Massias, der ihn nicht losgelassen hatte, in Mariens Nähe. In seine übermäßige Gemütsbewegung verloren, war er unfähig, über etwas nachzudenken. Die mächtige Stimme seines Gefährten betäubte ihn.

„Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles . . .“

Auf der andern Seite zu seiner Rechten begleitete auch Berthaud, der jetzt beruhigt war, den Altarhimmel. Er hatte seinen Sänftenträgern den Befehl gegeben, die Kette aufzulösen und betrachtete nun mit entzückter Miene das Menschenmeer, das die Prozession soeben durchquert hatte. Je höher man den Rampen entlang emporstieg, desto weiter breiteten sich unten der Platz der Rosenkranzkirche, sowie die Avenuen und Gartenalleen aus und entfalteten sich, schwarz von Menschen, den Blicken. Man sah aus der Vogelschau ein ganzes Volk, ein mehr und mehr sich ausbreitendes und in die Ferne rückendes Ameisengewimmel.

Sehen Sie nur einmal!“ sagte er endlich zu Pierre. „Wie großartig! Wie schön! ... Nun, es wird kein schlechtes Jahr geben.“

Er, für den Lourdes hauptsächlich einen Herd für die Propaganda bildete, in der er seinen politischen Groll befriedigte, freute sich über die zahlreichen Pilgerzüge, von denen er annahm, sie wären der Regierung unangenehm. Ach, hätte man doch nur die Arbeiter aus den Städten herbringen und eine katholische Demokratie gründen können!

„Das letzte Jahr,“ fuhr er fort, „hat man es kaum auf zweihunderttausend Pilger gebracht. Ich hoffe, diese Ziffer wird heuer überschritten.“

Und obgleich er ein leidenschaftlicher Sektirer war, fügte er mit der heiteren Miene eines Lebemanns hinzu:

„Meiner Treu! Noch eben, während man sich zerdrückte, war ich ganz zufrieden ... Ich sagte mir: Das Ding geht, das Ding geht vorwärts!“

Aber Pierre hörte nicht auf ihn, da er von der Großartigkeit des Schauspiels gefangen genommen war.

Die Menschenmasse, die sich immer weiter ausdehnte, je mehr man sich über sie erhob, und dieses herrliche Thal zu seinen Füßen, das ihm seine immer weiter sich ausdehnende Tiefe zeigte und den prunkvollen Horizont des Gebirges vor ihm aufrollte, erfüllten ihn mit bebender Bewunderung. Seine Verwirrung war darunter gewachsen; er suchte den Blick Mariens und zeigte mit einer umfassenden Ge-

berde auf den unermeßlichen Gesichtskreis. Diese Geberde wurde von dem jungen Mädchen mißverstanden: in dem geistigen, schwärmerischen Zustand, in dem sie sich befand, sah sie nicht die körperliche Wirklichkeit des Schauspiels, sondern sie glaubte, er nähme die Erde zum Zeugen für die Gnadenwunder, mit denen die heilige Jungfrau sie beide eben überhäuft hatte. Denn sie bildete sich ein, auch er hätte seinen Anteil am Wunder erhalten, auch er, der ihr so nahe Herz an Herz stand, hätte sich umfangen gefühlt vom Strahl der Gnade, der ihr Fleisch gesunden ließ und sie auf die Füße stellte; sie wähnte, er sei durch die nämliche göttliche Kraft gehoben, seine Seele vom Zweifel gerettet und dem Glauben wiedergegeben worden. Wie hätte er bei ihrer außerordentlichen Heilung zugegen sein können, ohne überzeugt zu werden? Ueberdies hatte sie die vorige Nacht sehr vor der Grotte gebetet! Im Uebermaß ihrer Freude erblickte sie auch ihn in einer Verklärung, und glaubte, auch er weine und lache, weil er Gott wiedergegeben sei. Das steigerte ihr Glücksfieber noch mehr; sie zog ihren Wagen mit unermüdlicher Hand, sie hätte ihn meilen- und meilenweit ziehen mögen, immer höher hinauf bis auf unzugängliche Bergesgipfel, bis in den blendenden Glanz des Paradieses, als ob sie auf diesem dröhnenden Aufstieg ihr doppeltes Kreuz getragen hätte, ihre eigene Erlösung und die Erlösung ihres Freundes.

„O, Pierre!" stammelte sie, „Pierre, wie gut ist es doch, daß uns dies große Glück zusammen,

daß es uns mit einander zu teil ward! Ich hatte es so inbrünstig von ihr begehrt und sie war gnädig. Sie hat auch Sie gerettet, indem sie mich rettete! . . . O, ich habe gefühlt, wie sich Ihre Seele in meine Seele ergoß. Sagen Sie mir, daß unsere gegenseitigen Gebete erhört worden sind, daß ich Ihr Heil erwirkte, wie Sie das meinige bewirkt haben!“

Er begriff ihren Irrtum und zitterte.

„Wenn Sie wüßten,“ fuhr sie fort, „wie zum Tode betrübt ich wäre, wenn ich so ganz allein zum Licht aufsteigen müßte. O, wie schmerzlich wäre es mir, ohne Sie erwählt zu sein, ohne Sie da hinauf zu gehen! Aber mit Ihnen, Pierre, ist es ein Entzücken! . . . Gemeinsam gerettet und glücklich für immer! Ich fühle die Kraft in mir, glücklich zu werden. O, ich habe Kräfte, um die Welt in die Höhe zu heben.“

Er mußte ihr doch eine Antwort geben, und so log er, weil er sich gegen den Gedanken auflehnte, diese erhabene reine Glückseligkeit zu trüben und zu verderben.

„Ja, ja! Seien Sie glücklich, Marie! Denn ich selbst bin sehr glücklich, und alle unsere Schmerzen sind ausgeglichen.“

Aber durch sein Wesen ging ein tiefer Riß, als ob er plötzlich gefühlt hätte, wie ein roher Beilhieb sie von einander trennte. In ihren bisherigen gemeinsamen Leiden war sie die kleine Freundin seiner Kindheit geblieben, das erste harmlos begehrte Weib, von dem er wußte, daß es stets ihm gehörte, weil

es niemand angehören konnte. Nun war sie geheilt, er blieb also allein in seiner Hölle und mußte sich sagen, daß sie nie mehr ihm gehören würde. Dieser jählings auftauchende Gedanke bestürzte ihn derart, daß er die Augen abwandte. Er war in Verzweiflung darüber, daß das wunderbare Glück, über das sie frohlockte, ihm seine Leiden bereitete.

Der Gesang setzte sich fort und der Pater Massias stieß, ohne etwas zu hören oder zu sehen, ganz dem glühenden Dankgefühle gegen Gott hingegeben, mit donnernder Stimme den letzten Vers desselben aus:

„Sicut locutus est ad patres nostros et Abraham semini in saecula."

Noch eine Rampe war zu erklimmen und noch ein Kraftaufwand zu machen, um über die glatten breiten Steinfliesen hin die Höhe des steilen Weges zu erreichen! Die Prozession stieg immerzu aufwärts und vollendete den Aufstieg bei vollem, hellem Tageslicht. Es kam die letzte Biegung und die Räder des Wagens rasselten gegen die Graniteinfassung. Immer höher, immer höher rollte er; er stieß an den Rand des Himmels.

Da erschien auf einmal der Altarhimmel auf dem Gipfel der riesenhaften Rampen, dann vor der Thüre der Basilika, und schließlich auf dem steinernen Balkon, der das weite freie Feld beherrschte. Der Abbé Judaine trat auf denselben hinaus und hielt das heilige Sakrament mit beiden Händen in die Luft. In seiner Nähe hatte Marie ihren Wagen in die Höhe gehoben; ihr Herz schlug von der Anstrengung

des Marsches und ihr Gesicht flammte im Gold der aufgelösten Haare. Hinten stand der Klerus in Reihen, die Priester in schneeweißen Chorhemden und glänzenden Meßgewändern, während die Kirchenfahnen ebenso flatterten, wie die Banner und Wimpel, welche die weißen Balkongeländer schmückten.

Es war eine feierliche Minute.

Man konnte sich nichts Großartigeres denken als die Aussicht, die man von da oben herab genoß. Zuerst sah man drunten die Menge, das düster flutende Menschenmeer. In der sich unaufhörlich bewegenden, nur auf Augenblicke still stehenden, wogenden See erkannte man als kleine bleiche Flecken die in Erwartung der Segenserteilung zur Basilika erhobenen Gesichter. So weit der Blick reichte, vom Platz der Rosenkranzkirche bis zum Gave, über die Alleen und Avenuen hin, über alle Kreuzwege, bis zur fernen alten Stadt hin, überall wurden es mehr der kleinen blassen, unzähligen Gesichter, die alle mit weit aufgesperrtem Mund die Augen auf den hochheiligen Fleck Erde richteten, über dem sich bald der Himmel öffnen sollte. Dann tauchte das unermeßliche Amphitheater der Anhöhen, Hügel und Berge empor; es erhob sich von allen Seiten zu zahllosen Gipfeln, die sich in der blauen Luft verloren. Im Norden, jenseits des Gebirgsbachs und auf den ersten Abhängen sah man unter den Bäumen die zahlreichen Klöster der Karmeliter, Assomptonisten, Dominikanerinnen und der Schwestern von Nevers; der Brand der untergehenden Sonne vergoldete sie mit rosigem

Widerschein. Hernach bauten sich bewaldete Bergmassen über einander auf, erreichten die Höhen des Buala, den der Julospaß überragte, der selbst wieder vom Miramont beherrscht wurde. Im Süden öffneten sich andere tiefe Thäler und enge Bergschluchten, zwischen Haufen von riesigen Felsen, deren Fuß schon in bläulichem Schatten badete, während ihre Spitzen noch im lächelnden Licht der Abschied nehmenden Sonne funkelten. Auf dieser Seite zeigten sich auch die purpurgefärbten Hügel von Visens, die einem Korallenvorgebirge glichen, das den schlummernden See des Aethers mit einer durchsichtigen Schranke aus Saphir absperrte. Aber gerade aus nach Osten erweiterte sich noch der Horizont; man blickte dort über die Kreuz- und Querwege der sieben Thäler selbst hinweg. Das Schloß, das sie ehedem behütet hatte, stand noch auf dem vom Gave bespülten Felsen mit seinem Wartturm und den hohen Mauern, die ihm das Ansehen einer grimmigen altertümlichen Festung verliehen. Diesseits lag die neue Stadt heiter inmitten ihrer Gärten hingebettet, eine üppige, rasch sich vermehrende Anhäufung von weißen Fassaden, großen Gasthöfen, zum Vermieten bestimmten möblirten Häusern und schönen Kaufläden. Die Schaufenster wurden jetzt erleuchtet und glänzten wie Kohlenglut, während sich hinter dem Schloß das alte Lourdes mit seinem Gewirr farbloser Dächer in staubigem rotem Licht zur Schau stellte. Zu dieser späten Stunde erschienen der kleine und der große Gers, diese zwei ungeheuren, aus nackten, stellenweise mit glattem

Gras bedeckten Felsen bestehenden Bergrücken, hinter denen das Tagesgestirn bei seinem Untergang mit königlicher Pracht verschwand, nur noch wie ein verschwommener veilchenblauer Hintergrund, wie zwei am Rande des Horizonts streng zugezogene Vorhänge.

Angesichts dieser Unermeßlichkeit hob der Abbé Judaine das heilige Sakrament mit beiden Händen höher und höher. Langsam richtete er es nach allen Seiten des Horizonts und ließ es am ganzen Himmel ein großes Kreuzzeichen beschreiben. Links begrüßte es die Klöster, die Höhenzüge des Buala, den Julospaß und den Miramont; rechts die großen Einschnitte der tief liegenden dunklen Thäler und die in Purpur getauchten Hügel von Visens; gerade aus die zwei Städte, das vom Gave bespülte Schloß, sowie den schon eingeschlummerten kleinen und großen Gers. Es begrüßte die Wälder, die Waldbäche, die Berge, die unbestimmten Umrisse der Ketten von fernen Bergspitzen und die ganze innerhalb dieser Rundschau sichtbare Erde. Friede der Erde, Hoffnung und Trost den Menschen!

Unten war die Menge erschauert, als das große Kreuzzeichen gemacht wurde, das sie alle umfaßte. Ein göttlicher Odem schien zu wehen, der die wogende See der kleinen bleichen Gesichter, die zahlreich waren wie die Wellen eines Ozeans, in Bewegung setzte. Ein Murmeln der Anbetung stieg auf, und jeder Mund öffnete sich, um die Ehre Gottes zu verkünden, als die von der untergehenden Sonne voll getroffene

Monstranz abermals wie eine zweite Sonne, wie eine Sonne aus reinem Gold erschien und das Zeichen des Kreuzes wie in Flammenzügen am Rande des Himmels beschrieb.

Die Fahnen, der Klerus und der Abbé Judaine unter dem Baldachin traten bereits in die Basilika zurück, als Marie im Augenblick, da auch sie, ohne die Deichsel ihres Wagens los zu lassen, dort eintrat, von zwei Damen angehalten wurde, die sie weinend umarmten. Frau von Jonquière und ihre Tochter waren es, die, um der Segenserteilung beizuwohnen, den Weg herauf gemacht und das Wunder erfahren hatten.

„Ach, mein liebes Kind, welche Freude!“ rief die Hospitaliterdame wiederholt, „und wie stolz bin ich, Sie in meinem Saale zu haben. Für uns alle ist es eine unverhoffte Gnade, daß die heilige Jungfrau Sie auserwählt hat.“

Das junge Mädchen hatte eine Hand der durch das Wunder Geheilten zwischen den ihrigen behalten.

„Gestatten Sie mir, Sie meine Freundin zu nennen, Fräulein? Ich habe Sie so sehr bedauert und bin nun so überaus erfreut, Sie gehen und schon so kräftig, so schön zu sehen. Lassen Sie sich noch einmal von mir umarmen. Das wird mir Glück bringen.“

Marie stammelte entzückt:

„Dank, großen Dank . . . von ganzem Herzen! Ich bin so glücklich, so glücklich!“

„O, wir verlassen Sie nicht mehr!“ nahm Frau

von Jonquière wieder das Wort. „Hörst Du, Raymonde? Wir wollen sie begleiten und uns mit ihr auf die Kniee werfen! Und nach der Zeremonie werden wir sie wieder zurück führen.“

In der That schlossen sich die Damen dem Zug an und gingen an Pierres und des Paters Massias Seite hinter dem Altarhimmel bis in die Mitte des Chors, zwischen den Reihen der schon von den Abordnungen besetzten Stühle. Auf beiden Seiten des Hochaltars wurden nur die Fahnen zugelassen. Auch Marie wagte sich weiter vor und blieb mit ihrem kleinen Wagen, dessen starke Räder auf den Steinfliesen rasselten, erst unten an den Altarstufen stehen. Sie hatte den armseligen Wagen, in dem sie so viele Schmerzen erduldet, dorthin gebracht, wohin der heilige Wahn ihrer Sehnsucht ihn zu ziehen geträumt hatte: in den Glanz des Hauses Gottes, damit er dort stünde als ein Beweis für das Wunder. Gleich bei ihrem Eintritt stimmte die Orgel ein Triumphlied an, in das das beglückte Volk mit donnerndem Jubel einfiel; aus diesem löste sich alsbald eine himmlische Engelsstimme los, voll heller Freude und rein wie Kristall. Der Abbé Judaine hatte soeben das heilige Sakrament auf den Altar niedergesetzt; die Menge füllte das Schiff der Kirche vollends an, jeder nahm seinen Platz ein; man drängte sich zusammen und wartete auf den Anfang der Zeremonie. Marie war zwischen Frau von Jonquière und Raymonde, deren Augen feucht vor Rührung waren, sogleich auf die Kniee gesunken; auch der Pater Massias, der

sich nach der Krise einer ungewöhnlichen nervösen Spannung, die ihn seit dem Verlassen der Grotte aufrecht erhalten, am Ende seiner Kraft befand, brach in Schluchzen aus, warf sich zu Boden und begrub sich das Gesicht in den Händen. Hinter ihnen standen Pierre und Berthaud; der letztere leitete immer noch die Aufsicht und wachte selbst inmitten der heftigsten Gemütsbewegungen mit spähenden Augen über die gute Ordnung.

Betäubt durch das Orgelspiel, hob Pierre den Kopf und betrachtete in seiner Unruhe das Innere der Basilika. Das Kirchenschiff war eng, hoch und mit lebhaften Farben bunt bemalt; zahlreiche Fenster überfluteten es mit Licht. Seitenschiffe waren kaum vorhanden, nur ganz verkümmert waren sie vertreten in einem einfachen schmalen Gang, der zwischen den Pfeilerbündeln und Seitenaltären hinführte. Dieser Umstand schien jedoch den Aufschwung des Schiffes, das Emporstreben des Steins zu dünnen Linien von kindlicher Feinheit noch zu erhöhen. Ein ganz vergoldetes, gleich einem Spitzengewebe durchsichtiges Gitter schloß das Chor ab, in dem der mit Schnitzwerk bedeckte Hochaltar aus weißem Marmor seine jungfräulich reine Pracht entfaltete. Zum Erstaunen war aber besonders der außergewöhnliche Schmuck, der die ganze Kirche zu einem von Stickereien, Juwelierwaren, Fahnen und Votivtafeln überfließendem Schaukasten umwandelte. Ein ganzer Strom von Opfergaben und Geschenken war hieher geflossen und hatte seine

Flut an den Wänden abgelagert; diese rieselten gleichsam von Gold, Silber, Sammet und Seide, womit sie von oben bis unten bekleidet waren. Die Kirche stellte ein von der Dankbarkeit unaufhörlich entflammtes Heiligtum dar, sie sang durch den Mund ihrer tausend Reichtümer ein ununterbrochenes Glaubens- und Danklied.

Namentlich an Fahnen war Ueberfluß vorhanden; sie vermehrten sich zahllos wie die Blätter an den Bäumen. Etliche dreißig waren am Gewölbe aufgehängt. Andere, die oben den ganzen Umkreis des Triforiums ausschmückten, erschienen wie von kleinen Säulen eingerahmte Gemälde. Sie breiteten sich längs der Mauern aus, wehten im Hintergrund der Kapellen und umgaben das Chor mit einem Himmel aus Seide, Atlas und Sammet. Man zählte sie nach Hunderten, der Blick ermüdete in ihrer Bewunderung. Viele waren berühmt, denn sie waren so kunstvoll gearbeitet, daß sich bedeutende Stickerinnen bemühten, sie zu Gesicht zu bekommen; dazu gehörte die Unserer Lieben Frau von Fourvières mit dem Stadtwappen von Lyon, die elsässische aus schwarzem Sammet mit Goldstickerei, die aus Lothringen, auf der man eine Jungfrau sieht, die mit ihrem Mantel zwei Kinder bedeckt, und die aus der Bretagne, blau und weiß, mit einem blutigen heiligen Herzen inmitten eines Strahlenkranzes. Alle Kaiserreiche, alle Königreiche der Erde fanden sich hier vertreten. Die fernsten Länder, Canada, Brasilien, Chile, Haïti hatten da ihre Banner aufge-

hängt, mit denen sie der Königin des Himmels fromme Ehrfurcht erwiesen hatten.

Neben den Fahnen war noch ein Wunderding zu sehen, nämlich die Tausende und Abertausende von goldenen und silbernen, überall angehefteten Herzen, die an den Wänden leuchteten wie die Sterne am Firmament. Sie bildeten dort mystische Rosen, Blumengewinde und Blütenkränze, die den Säulen entlang aufstiegen, die Fenster einfaßten und die tiefen Kapellen wie Sternbilder erhellten. Man hatte den sinnreichen Gedanken gehabt, mit diesen Herzen die verschiedenen Worte, welche die heilige Jungfrau an Bernadette gerichtet, in hohen Buchstaben unter dem Triforium anzuschreiben. So zog sich ein langer Fries um das Kirchenschiff herum, der die Freude der kindlichen Seelen ausmachte, die sich angelegentlich mit dem Buchstabiren der Worte beschäftigten. Die unendliche Zahl dieser stets sich vermehrenden lodernden Wunderherzen wirkte erdrückend, wenn man an alle die vor Dankbarkeit zitternden Hände dachte, die sie zum Geschenk gegeben. Uebrigens traten viele Votivbilder, und darunter die unerwartetsten, auch als Beigaben zum Kirchenschmuck auf. Unter Glas und Rahmen sah man Blumensträuße von Neuvermählten, Ehrenkreuze, Juwelen, Photographien, Rosenkränze und sogar Sporen. Es waren Offiziersepauletten ebenso wie auch Degen dabei; unter den letzteren befand sich ein prächtiger Säbel, der als Andenken an eine wunderbare Bekehrung zurückgelassen worden war.

Aber nicht genug damit strahlten auf allen Seiten noch andere aufgehäufte Reichtümer: Marmorstatuen, mit Diamanten geschmückte Diademe, ein wunderschöner, in Blois gezeichneter und von den Damen von ganz Frankreich gestickter Teppich, und eine goldene, mit Email verzierte Palme, die der Papst gesandt hatte. Auch die von den Gewölben herabhängenden, teilweise massiv goldenen Lampen von feinster Arbeit waren Weihgeschenke. Man konnte sie nicht mehr zählen, sie schimmerten im Schiff der Kirche gleich kostbaren Gestirnen. Vor dem Tabernakel hing die von Irland gespendete Lampe, ein Meisterwerk der Ziselirkunst. Wieder andere, wie jene von Valence, Lille, Macao und die aus dem Innern von China geschickten waren wirkliche Kleinodien und funkelten von edeln Steinen. Welch ein Glanz erstrahlte, wenn bei den großen abendlichen Zeremonien die zwanzig Kronleuchter des Chors angezündet waren, wenn Hunderte von Lampen und Hunderte von Kerzen gleichzeitig brannten! Dann loderte die ganze Kirche, und alle kleinen Flammen des erleuchteten Gotteshauses spiegelten ihre Lichter in den tausend Feuern der Tausende von goldenen und silbernen Herzen wieder. Dann entstand ein wunderbares Glühen, die Wände rieselten von lebhaft sprühenden Funken, man trat ein in die blendende Herrlichkeit des Paradieses, und dazwischen entrollten die unzähligen Fahnen auf allen Seiten ihre Seide, ihren Atlas und Sammet, bestickt mit blutenden Herzen, sieghaften Heiligen

und Bildern der Jungfrau, deren gütiges Lächeln Wunder wirkte.

Ach, wie viele Zeremonien hatten in dieser Basilika schon ihre Pracht entfaltet! Nie hörten Gottesdienst, Gebet und Gesänge darin auf. Von einem Ende des Jahres zum andern brannte der Weihrauch, dröhnte die Orgel und beteten knieende Menschenmassen aus ganzer Seele. Ununterbrochen wurden Messen gelesen, dann kamen die Vesper, die Predigten, die Segensspendungen, ferner die sich täglich wiederholenden Andachtsübungen und die mit einer Pracht sondergleichen gefeierten Feste. Die geringsten Jahrestage wurden zum Vorwand für hochheilige Feierlichkeiten. Jeder Pilgerzug sollte seinen Teil an dem blendenden Schauspiel erhalten. Diese demütigen Dulder, die aus so weiter Ferne kamen, mußte man wohl getröstet und entzückt in die Heimat entlassen, wenn sie die Vision des halb geöffneten Himmels mit sich nahmen. Sie hatten die Herrlichkeit Gottes geschaut und würden die Erinnerung daran in ewiger Ekstase bewahren. In der Tiefe armseliger, nackter Kammern und vor elenden Krankenbetten tauchte in der ganzen Christenheit die Basilika mit ihren flammenden Reichtümern auf wie ein Traum der Verheißung und der Gerechtigkeit, ja wie das Glück selbst und der Schatz des künftigen Lebens, in das die Armen nach ihrem langen irdischen Mühsal gewiß eines Tages eingehen würden.

Pierre fand an nichts Freude; er betrachtete diese glänzenden Dinge ohne Trost und ohne Hoff-

nung. Sein schreckliches Mißbehagen wuchs, und es wurde finster in ihm, so finster wie bei einem Sturm, bei dem Gedanken und Empfindungen tosen und heulen. Von dem Augenblick an, da Marie sich von ihrem Wagen erhoben und gerufen hatte, daß sie geheilt sei, und seitdem sie so kräftig, so lebhaft, wie vom Tode auferstanden umher ging, fühlte er eine unermeßliche Traurigkeit sein Inneres erfüllen. Und doch liebte er sie mit leidenschaftlicher, brüderlicher Zuneigung, und als er sie nicht mehr leiden sah, hatte er ein grenzenloses Glück empfunden. Warum verursachte ihm also ihre Glückseligkeit ein solch peinliches Angstgefühl? Er konnte sie jetzt, da sie unter Thränen in ihrer wieder gewonnenen, größeren Schönheit strahlend, dort kniete, nicht mehr betrachten, ohne daß sein armes Herz wie aus einer tödlichen Wunde blutete. Dessen ungeachtet wollte er da bleiben. Er wandte die Augen weg und suchte sich für den Pater Massias zu interessiren, der noch immer auf den Steinfliesen lag und von Schluchzen erschüttert wurde. Er beneidete ihn um die verzehrende Illusion der göttlichen Anbetung, in der er sich bis zur Vernichtung seiner selbst demütigte. Einen Augenblick schien sogar eine Fahne seine Teilnahme zu erregen; er befragte Berthaud darüber und erbat sich dessen Erklärungen.

„Welche? Jene Spitzenfahne dort unten?“

„Ja, die auf der linken Seite.“

„Das ist eine von Le Puy gestiftete Fahne. Die Wappen darauf sind die mit einem Rosenkranz ver=

bundenen Wappen von Le Puy und Lourdes. Der Spitzenstoff ist so fein, daß man die ganze Fahne in der hohlen Hand halten könnte."

Jetzt trat der Abbé Judaine vor und die Zeremonie begann. Die Orgel dröhnte aufs neue, und es wurde ein Lied gesungen, während das heilige Sakrament unter den goldenen und silbernen, wie die Sterne zahlreichen, funkelnden Herzen als königliches Gestirn auf dem Altar glänzte. Pierre hatte nicht die Kraft, länger zu bleiben. Da Marie Frau von Jonquière und Raymonde als Begleiterinnen bei sich hatte, konnte er weg gehen und in einem schattigen Winkel verschwinden, wo er endlich weinen könnte. Er entschuldigte sich kurz und schützte sein Stelldichein mit dem Doktor Chassaigne vor. Dann hatte er aber noch eine Besorgnis; er wußte nämlich nicht, wie er aus der Kirche hinaus kommen sollte, so sehr versperrte die zusammengepreßte Flut der Gläubigen die Pforte. Da kam ihm eine Eingebung: er ging durch die Sakristei und stieg auf der engen inneren Treppe in die Krypta hinab.

Dort umfing ihn plötzlich eine tiefe Stille; auf die freudigen Stimmen und den Wunderglanz von oben folgte der Schatten einer Totengruft. Die in den Felsen eingehauene Krypta bestand aus zwei schmalen, durch die Grundmauer, die das Kirchenschiff trug, von einander geschiedenen Gängen, die unter der Chorwölbung zu einer unterirdischen, Tag und Nacht von kleinen Lampen erhellten Kapelle führten. Ein dunkler Wald von Pfeilern kreuzte

sich dort, und in ihrem Halbdunkel, worin ein geheimnisvoller Schauer webte, herrschte mystischer Schrecken. Die Mauern waren nackt wie der Stein des Grabes, in dessen Tiefe jeder Mensch seinen letzten Schlaf thun muß. Den Gängen entlang sah man an den Wänden, die von oben bis unten marmorne Votivtafeln bedeckten, nur eine doppelte Reihe von Beichtstühlen; denn in diesem totenstillen Erdenwinkel legte man die Beichte ab. Es gab Priester, die in allen Zungen sprachen, um den aus allen Enden der Welt hierher gekommenen Sündern ihre Fehler zu vergeben.

Während sich oben die Menge drängte, war die Krypta zu dieser Stunde ganz verlassen; nicht eine einzige Seele belebte diesen Ort des Schauders. In dieser erhabenen Stille, dieser düsteren kühlen Gruft warf sich Pierre auf die Kniee nieder. Er that es nicht, weil er ein Bedürfnis fühlte, zu beten und Gott zu verehren, sondern weil unter der moralischen Folter, die ihn zerriß, sein ganzes Wesen schwach wurde. Ihn quälte der Drang, sein Inneres klar zu erkennen. Ach, daß er sich nicht noch tiefer in das Nichts der Dinge versenken konnte! Daß er doch zu überlegen, zu begreifen und sich endlich zu beruhigen vermöchte!

Er durchlebte eine schreckliche Pein. Er versuchte, sich jede einzelne Minute wieder zu vergegenwärtigen, seit Marie sich auf einmal von ihrem Schmerzenslager erhoben und den Ruf der Auferstehung ausgestoßen hatte. Warum empfand er doch, trotzdem er sich brüderlich freute, als er sie wieder stehen sah,

gleich damals ein heftiges Mißbehagen, als ob ihn das tödlichste Unglück getroffen hätte? War er denn eifersüchtig auf die göttliche Gnade? Litt er darunter, daß die Jungfrau, indem sie Marien heilte, seiner, dessen Seele so krank war, vergessen hatte? Er erinnerte sich der äußersten Frist, die er sich gegeben, des letzten Stelldicheins, das er dem Glauben festgesetzt hatte für den Augenblick, da das heilige Sakrament vorüber ziehen und wenn Marie geheilt würde. Und sie war geheilt, und er glaubte noch immer nicht! Und so hatte er denn auch fernerhin keine Hoffnung mehr; denn er würde nie wieder glauben. Dieser Gedanke preßte Lebensblut aus seiner Seelenwunde. In grausamer, blendender Klarheit stand die Gewißheit vor ihm, daß Marie gerettet, und daß er verloren war. Das angebliche Wunder, das sie zu einem neuen Leben erweckte, hatte in ihm vollends allen Glauben an das Uebernatürliche vernichtet. Einen Augenblick hatte er geträumt, noch einmal den naiven, beglückenden Glauben eines kleinen Kindes suchen und ihn vielleicht in Lourdes wieder finden zu können. Das war nicht mehr möglich; nachdem das Wunder in nichts zusammen fiel und die von Beauclair vorausgesagte Heilung sich nachher von Punkt zu Punkt erfüllt hatte, konnte sein Glaube nicht wieder aufblühen. Eifersüchtig war er nicht, o nein! Aber zerrüttet und todtraurig, daß er so ganz allein in der starren Oede seiner Vernunft ausharren sollte, um sich vergebens zurück zu sehnen nach der Illusion, der Lüge

und dem Glauben der Einfältigen, dessen sein Herz nicht mehr fähig war.

Ein Strom von Bitterkeit durchflutete Pierre, und Thränen stürzten aus seinen Augen. Von tiefster Seelenangst überwältigt, war er auf das Pflaster nieder geglitten. Es stieg in ihm die Erinnerung auf an die köstliche Zeit, die mit dem Tage ihren Anfang nahm, da Marie die Marter seines Zweifels ahnte. Sie hatte leidenschaftlich an seiner Bekehrung gearbeitet. Sie ergriff im Dunkeln seine Hand, hielt sie zwischen den ihrigen und gestand ihm stammelnd, daß sie für ihn beten, ja, aus ganzer Seele beten würde. Sie vergaß sich und bat die heilige Jungfrau inständig, lieber ihren Freund als sie zu retten, wenn sie von ihrem göttlichen Sohn nur eine einzige Gnade erhalten könnte. Dann kamen ihm die herrlichen Stunden ins Gedächtnis, die sie in der finstern Nacht während des Vorbeiziehens der Fackelprozession mit einander unter den Bäumen zugebracht hatten. Auch da hatte wieder eines für das andere gebetet; und sie hatten sich mit so glühendem Wunsch nach ihrem gegenseitigen Glück in einander verloren, daß sie einen Augenblick den tiefen Grund jener Liebe berührten, die sich ganz hingibt und sich aufopfert. Und nun endete ihr langjähriges, thränenreiches, zärtliches Verhältnis, die reine Idylle ihrer Leiden, mit einer brutalen Trennung: sie war gerettet und strahlte, von den Gesängen der triumphirenden Basilika umwogt, während er zu Grunde gerichtet und vor Elend schluch=

zend in eisiger Grabeseinsamkeit auf dem Boden der finsteren Krypta lag. Es schien ihm, als hätte er sie ein zweitesmal verloren — verloren für immer!

Plötzlich fühlte Pierre, wie ihm dieser Gedanke einen Messerstich mitten ins Herz versetzte. Er begriff endlich sein Leiden; und es kam wie eine jähe Klarheit über ihn, welche die schreckliche Krise, gegen die er sich wehrte, scharf beleuchtete. Zum erstenmal hatte er Marien verloren am Tage, wo er Priester geworden war. Damals hatte er sich gesagt, er könne leicht darauf verzichten, ein Mann zu sein, da sie selber, von einer unheilbaren Krankheit ihres Geschlechtslebens befallen, niemals Weib sein könnte. Jetzt war sie aber geheilt, jetzt wurde sie, die er auf einmal so kräftig und schön, so lebhaft, begehrenswert und fruchtbar sah, wieder zum Weib! Er dagegen war tot, er konnte kein Mann mehr werden! Nie würde es ihm gelingen, den Grabstein von sich zu wälzen, der ihn erdrückte und der sein Fleisch ertötete. Sie entwich und ließ ihn zurück in der kalten Erde. Vor ihr that sich wieder die weite Welt auf, das lächelnde Glück, die auf sonnenhellen Wegen ihr entgegen lachende Liebe, ein Gatte, ohne Zweifel auch Kinder, während er wie bis über die Schultern eingescharrt war und nur sein Gehirn frei behielt, um mehr zu leiden. Als sie keinem anderen angehörte, war sie noch sein gewesen, und nur darum lag er seit einer Stunde in so entsetzlicher Qual, weil sie ihm jetzt endgiltig entrissen, weil sie diesmal für immer von ihm getrennt wurde.

Eine rasende Wut packte ihn. Er fühlte sich versucht, wieder hinauf zu gehen und Marien die Wahrheit zuzuschreien. Das Wunder — eine Lüge ist es! Die hilfreiche Güte eines allmächtigen Gottes — reine Täuschung. Die Natur allein hatte gewirkt und das Leben noch einmal den Sieg davon getragen. Er hätte Beweise erbracht und ihr gezeigt, daß einzig und allein das Leben unumschränkt waltet und mittelst aller irdischen Leiden die Gesundheit wieder herstellt. Dann wären sie mit einander abgereist und weit, recht weit fort gezogen, um glücklich zu werden. Aber da überfiel ihn ein plötzlicher Schrecken. Wie? An diese kleine, reine Seele sollte er rühren, die Gläubigkeit in ihr ertöten und sie mit den Ruinen des Glaubens erfüllen, deren wüste Trümmer ihn selbst zu Grunde richteten? Das erschien ihm wie ein schrecklicher Frevel gegen Gott. Er würde sich später darüber entsetzt und geglaubt haben, er hätte sie ermordet, wenn er eines Tags zur Erkenntnis seiner Unfähigkeit gekommen wäre, ihr ein gleiches Glück dafür zu bieten. Vielleicht glaubte sie ihm auch gar nicht. Und überdies, würde sie je einen abtrünnigen Priester heiraten, sie, welche die unvergeßliche Wonne bewahrte, in der Verzückung geheilt worden zu sein? Alles das erschien ihm wahnwitzig, widernatürlich und entehrend. Seine Empörung beruhigte sich bereits; er fühlte nur noch eine unendliche Mattigkeit und empfand in seinem armen, zermalmten und zerrissenen Herzen den brennenden Schmerz einer unheilbaren Wunde.

In seiner Verlassenheit und in der Oede, die ihn umgab, marterte ihn noch ein letzter Kampf. Was sollte er thun? Er hätte fliehen mögen, um Marie nicht mehr wieder zu sehen; denn sein Leiden hatte ihn feig gemacht. Er begriff gut, daß er jetzt lügen mußte, weil sie ihn auch für gerettet und bekehrt hielt; sie glaubte, er wäre in der Seele genesen, wie sie am Leibe geheilt war. Während sie ihren Wagen über die kolossalen Rampen zog, hatte sie ihm ihre Freude darüber mitgeteilt. O wie herrlich, daß ihnen das große Glück gleichzeitig, mit einander widerfahren war, daß sie ihre Seelen sich in einander ergießen gefühlt haben. Er hatte schon gelogen und würde gezwungen sein, immerfort zu lügen, um ihr die schöne, unschuldige Illusion nicht zu rauben. Er brachte das letzte, heftige Klopfen seiner Adern zur Ruhe und schwur, die erhabene Barmherzigkeit zu üben, sich zu verstellen, als hätte er den Frieden und die Wonne des Heils gefunden. Er wünschte sie vollkommen glücklich, ohne Betrübnis, ohne Zweifel, in der vollen Heiterkeit des Glaubens und überzeugt davon, daß die heilige Jungfrau in ihre ganz und gar mystische Vereinigung eingewilligt habe. Was lag ihm an seiner Qual? Vielleicht würde seine Wunde sich später wieder schließen. Und würde ihm in der trostlosen Einsamkeit, zu der ihn seine Vernunft verurteilte, nicht ihre Freude ein wenig Erleichterung bringen, jene Freude, deren ganzen trügerischen Trost er ihr lassen wollte?

Minuten verrannen, und noch immer blieb Pierre

wie vernichtet auf den Steinfliesen liegen, um sein Fieber zu besänftigen. In der Erschlaffung des ganzen Wesens, das auf schwere Krisen folgt, konnte er keinen Gedanken mehr fassen; er fühlte nicht einmal mehr, daß er existirte. Da glaubte er, das Geräusch von Schritten zu hören, und hob sich mühsam in die Höhe. Er stellte sich, als läse er die Votivtafeln und die den Wänden entlang auf den Marmorplatten eingegrabenen Inschriften. Er hatte sich aber getäuscht: es war niemand da. Nichtsdestoweniger setzte er seine Lektüre fort, zuerst ganz mechanisch, und weil er eine Zerstreuung suchte, dann aber, weil er nach und nach von einer neuen Gemütsbewegung überwältigt wurde.

Er sah Dinge, die jeder Vorstellung spotteten. Glaube, Anbetung und Dankbarkeit waren auf diesen Marmorplatten mit goldgravirten Buchstaben in Hunderten und Tausenden von Exemplaren zum Ausdruck gebracht. Darunter fanden sich Inschriften, die in ihrer Naivität zum Lachen reizten. Ein Oberst hatte seinen Fuß einmeißeln und dazu die Worte setzen lassen: „Du hast ihn mir bewahrt, laß ihn dir dienen!“ Weiterhin las man: „Ihr Schutz erstrecke sich auf die Glaswaren!“ Oder man ahnte die sonderbaren Bitten aus der freimütigen Unschuld der Danksagungen: „Der unbefleckten Marie dankt ein Familienvater für die wieder gegebene Gesundheit, den gewonnenen Prozeß und die erlangte Beförderung.“ Aber das alles verlor sich im Zusammenklang der zum Himmel aufsteigenden Bittrufe.

Liebende bitten: „Paul und Anna bitten Unsere Liebe Frau von Lourdes, ihre Vereinigung zu segnen.“ Mütter rufen: „Dank Marien! Sie hat mein Kind dreimal geheilt!“ — „Dank für die Geburt Marie-Antoinettes, die ich ihr anempfehle, sowie mich und die Meinigen.“ — „Der drei Jahre alte P. D. ist der Liebe der Seinigen erhalten geblieben.“ Gattinnen, erleichterte Kranke und dem Glück wieder gegebene Seelen rufen: „Schütze meinen Gatten; gib, daß er sich wohl befinde!“ — „Ich war an beiden Beinen krank und bin nun geheilt!“ — „Wir kamen und hoffen wieder.“ — „Ich habe gebetet und geweint, und sie hat mich erhört.“ Und noch andere Sprüche waren angebracht, Sprüche voll heimlicher Glut, die lange Romane ahnen ließen: „Du hast uns vereinigt, schütze uns!“ — „Dank sei Marien für die größte der Wohlthaten!“ Dieselben Sprüche wiederholten sich immer wieder, es waren immer die nämlichen Worte leidenschaftlicher Inbrunst: Worte der Dankbarkeit, der Anerkennung und Huldigung, Dankgebete und Danksagungen. Ach, diese Hunderte und Tausende für ewig in Marmor eingegrabenen Worte! Wie riefen sie doch aus der Tiefe der Krypta der heiligen Jungfrau die immer währende Verehrung der armseligen Menschen entgegen, denen sie zur Hilfe gekommen war!

Pierre wurde nicht müde zu lesen. Seinen Mund erfüllte Bitterkeit, und er wurde von wachsender Trostlosigkeit befallen. Nur er allein hatte also keine Hilfe zu erwarten? Wo so viele leidende Wesen

erhört wurden, hatte er allein sich nicht verständlich zu machen gewußt? Jetzt dachte er an die außerordentliche Menge von Gebeten, die in Lourdes von einem Ende des Jahres bis zum andern gesprochen werden mußten. Er versuchte, die Zahl derselben abzuschätzen: er dachte an die vor der Grotte verlebten Tage, an die in der Rosenkranzkirche zugebrachten Nächte, an die Zeremonien in der Basilika und an die im Sonnenschein und bei Sternenlicht abgehaltenen Prozessionen. Die ununterbrochenen, zu allen Sekunden aufsteigenden Gebete waren jedoch unberechenbar. Die Gläubigen wollten durch deren ungeheure Masse die Ohren Gottes ermüden und ihm so Gnade und Vergebung entlocken. Die Priester sagten, man müsse Gott die wegen der Sünden Frankreichs geforderte Sühne darbringen, und wenn die Summe dieser Sühngebete hinreiche, würde die Züchtigung Frankreichs aufhören. Wie hart ist es, an die Notwendigkeit dieser Züchtigung zu glauben! Welche grausame Einbildung des schwärzesten Pessimismus! Wie übel beschaffen mußte das Leben sein, daß ein solches Flehen, ein solcher Ruf physischen und moralischen Elends zum Himmel aufsteigen konnte!

Aber mitten in seiner unendlichen Traurigkeit fühlte Pierre, wie ihn ein tiefes Mitleid überkam. Ach, diese armselige Menschheit! Er war fassungslos, wenn er daran dachte, wie sie, zu solch übermäßigem Unglück verdammt, in ihrer Entblößung, ihrer Schwäche und Verlassenheit sich ihrer Vernunft

begab, um das Glück, das noch möglich war, auf einen berauschenden visionären Traum zu setzen. Aufs neue füllten sich seine Augen mit Thränen; er weinte über sich selbst, über die andern und über alle armen gequälten Wesen, die das Bedürfnis fühlen, ihr Leid zu betäuben und einzuschläfern, um der Wirklichkeit dieser Welt zu entfliehen. Es schien ihm, als höre er noch die vor der Grotte im Haufen knieende Menge ihr glühendes, flehentliches Gebet zum Himmel hinauf schreien, jene Menge von zwanzig- bis dreißigtausend Seelen, von der ein inbrünstiges Begehren aufstieg, das man im Sonnenschein wie Weihrauchwolken dampfen sah. Unter dieser Krypta, in der Rosenkranzkirche, loderte wiederum eine andere Glaubensschwärmerei. Dort verbrachte man ganze Nächte im Paradies der Verzückung, unter den stummen Wonnen der Kommunion und unter wortlosen heißen Gebeten, in denen das ganze Geschöpf sich verzehrt, verbrennt und verflüchtigt. Und wie wenn das Geschrei vor der Grotte und die immerwährende Anbetung in der Rosenkranzkirche nicht genügten, fingen die inbrünstigen Bittrufe um ihn herum, an den Wänden der Krypta, sich wieder zu erheben an. Hier aber verewigten sie sich im Marmor und verkündeten das menschliche Elend ohne Unterlaß bis in die fernsten Zeiten. Der Marmor und die Wände beteten, von dem allgemeinen Schauder des Mitleids befallen, der sich sogar auf die Steine erstreckte. Und höher, immer höher stieg endlich das Gebet. Von der über ihm summenden Basilika, die

in diesem Augenblick von einem rasenden Volk angefüllt war, dessen ungeheuern Atemhauch er durch die Steinfliesen des Kirchenschiffes hindurch zu vernehmen und in einen hoffnungsreichen Gesang ausbrechen zu hören glaubte, schwang es sich empor. Pierre wurde endlich selbst mit hingerissen, als ob er sich inmitten der unermeßlichen, rauschenden Gebetsflut befunden hätte, die dem Staub des Erdbodens entquellend die Stockwerke der über einander gebauten Kirchen hinan kletterte, sich von Tabernakel zu Tabernakel erweiterte und selbst die Mauern so sehr zu Mitleid bewog, daß auch sie schluchzten, und der Ruf des höchsten Elends in den Himmel dringen mußte, von dem sich die weiße Spitze und das hohe, am Ende des Turms angebrachte, vergoldete Kreuz der Basilika abhob. O allmächtiger Gott! Göttliches Wesen! Hilfreiche Kraft! Wer du auch sein magst, hab Erbarmen mit den armen Menschen; mache dem Leiden des Menschengeschlechts ein Ende!

Plötzlich fühlte Pierre sich geblendet. Er war dem Gange zur Linken gefolgt und trat oberhalb der Rampen ins volle Tageslicht hinaus. Sogleich umfaßten ihn zwei Arme, die ihn zärtlich einschlossen. Doktor Chassaigne war es, dessen Stelldichein er vergessen und der ihn da erwartet hatte, um ihn zu Bernadettes Zimmer und zu des Kuraten Peyramale Kirche zu führen.

„O mein Kind!“ begann er, „wie groß muß Ihre Freude sein . . . Ich habe die große Neuigkeit von

der außergewöhnlichen Gnade, mit der Unsere Liebe Frau von Lourdes Ihre Freundin überhäuft hat, soeben erfahren. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen vorgestern sagte? Ich bin jetzt ruhig; denn Sie selbst sind auch gerettet."

Der sehr bleich gewordene Priester fühlte eine letzte Bitterkeit. Aber er konnte lächeln und antwortete sanft:

„Ja, wir sind gerettet; ich bin sehr glücklich."

So nahm die Lüge, die göttliche Illusion, in der er die anderen aus Barmherzigkeit lassen wollte, ihren Anfang.

Pierre bot sich noch einmal ein Schauspiel dar. Die beiden Thürflügel der Hauptpforte der Basilika standen weit offen, und der rote Strahl des Sonnenscheins erfüllte das Kirchenschiff von einem Ende bis zum andern. Alles flammte in hellem Glanz: das vergoldete Gitter des Chors, die goldenen und silbernen Votivtafeln, die mit Edelsteinen verzierten Lampen, die glänzend gestickten Fahnen und die geschwungenen, fliegenden, Juwelen ähnlichen Rauchfässer. Ganz hinten im Hintergrund dieser lodernden Pracht, zwischen den schneeigen Chorhemden und den goldenen Meßgewändern, erkannte er Marie in ihren aufgelösten Haaren, die auch wie von Gold schimmerten und deren Flut sie mit einem aus Gold gewobenen Mantel bekleidete. Die Orgel stimmte einen majestätischen Gesang an, das rasende Volk jauchzte zu Gott, und der Abbé Judaine hatte soeben das auf dem Altar stehende Sakrament wieder

ergriffen. Zum letztenmal zeigte er es, hoch erhoben und wie in einem Heiligenschein strahlend, dem Volk, und dabei troff das Innere der Basilika von Goldglanz und verkündeten alle Glocken mit lauter, eherner Stimme den wunderbaren Triumph.

V.

Als sie gleich darauf die Rampen hinabstiegen, sagte Doktor Chassaigne zu Pierre:

„Sie sahen so eben den Triumph, ich werde Ihnen jetzt zwei große Ungerechtigkeiten zeigen.“

Und er führte ihn nach der Rue des Petits-Fossés in das Zimmer der Bernadette, jene niedrige und dunkle Kammer, aus der sie am Tag, da ihr die heilige Jungfrau erschien, herausgekommen war.

Die Rue des Petis-Fossés zweigt von der alten Rue du Bois, der heutigen Rue de la Grotte, ab und schneidet die Rue du Tribunal. Sie bildet ein kleines winkliges, sehr trauriges Gäßchen mit leichtem Gefälle. Selten sah man dort Leute gehen; sie wird nur von langen Mauern, armseligen Häusern und düstern Fassaden eingefaßt, in denen sich kein Fenster öffnet. Ein Baum in einem Hofraum ist alles, was sie an Heiterem besitzt.

„Wir sind da,“ sagte der Doktor.

Das Gäßchen wurde an dieser Stelle sehr schmal und enge, und das Haus befand sich gegenüber einer hohen, grauen und nackten Scheunen-

mauer. Beide erhoben den Kopf und betrachteten das kleine Haus.

Es schien ausgestorben zu sein, hatte enge Fensterkreuze und einen groben bläulichen Kalkbewurf von blöder, armseliger Häßlichkeit. Unten der Hausgang war ganz dunkel; nur ein schmächtiges altväterisches Gitter schloß ihn ab. Den zu ihm hinaufführenden Tritt bespülte der Bach, wenn er von Gewitterregen angeschwollen war.

Der Doktor fuhr fort:

„Treten Sie ein, mein Freund! Treten Sie ein! Sie brauchen nur das Gitter aufzustoßen!"

Der Gang war tief, und Pierre folgte der feuchten Mauer mit der Hand, da er fürchtete, irgend einen Fehltritt zu thun. Es schien ihm, als stiege er in voller Dunkelheit in einen Keller hinab, und er hatte die Empfindung, der schlüpfrige Boden unter ihm sei stets vom Wasser benetzt. Am Ende des Hausgangs wandte er sich auf eine neue Weisung des Doktors nach rechts.

„Bücken Sie sich; denn sie könnten sich stoßen, die Thür ist sehr niedrig ... So da sind wir!"

Wie die Straßenthür, so stand auch diese Zimmerthür weit offen; man kümmerte sich nicht um diesen verlassenen Raum. Pierre, der in der Mitte des Zimmers zögernd stehen blieb, weil seine Augen noch an die lebhafte Helle gewöhnt waren, die draußen herrschte, unterschied absolut nichts. Er war da in eine vollständige Finsternis hineingeraten. Eine eisige Frische, ähnlich der Empfindung, welche nasse Wäsche verursacht, erfaßte ihn an den Schultern.

Nach und nach gewöhnten sich aber seine Augen an die Dunkelheit. Die zwei Fenster von ungleicher Größe gingen auf einen engen innern Hof hinaus, in den nur grünliches Licht wie in die Tiefe eines Brunnens einfiel. Um am hellen Mittag in diesem Zimmer zu lesen, hätte es einer Kerze bedurft. Die Kammer, etwa vier Meter auf dreieinhalb Meter groß, war mit großen rauhen Steinen gepflastert, der Hauptbalken und die Durchzüge der Zimmerdecke hatten sich im Laufe der Zeit mit einer schmutzigen Rußfarbe bedeckt. Der Thür gegenüber befand sich der Kamin, ein elender Kamin aus Gips, dessen Sims ein altes, von den Würmern zerfressenes Brett bildete, und zwischen dem Kamin und dem einen Fenster ein Gußstein. Von den mit nassen Flecken bedeckten, zerfetzten und zersprungenen Wänden schuppte sich der alte Mörtel ab; sie wurden schwarz und unsauber wie die Zimmerdecke. Möbel waren nicht mehr vorhanden; der Raum schien verlassen, und man sah nur undeutlich und verworren einige ungewöhnliche Gegenstände, die man im tiefen Schatten, der alle Winkel erfüllte, nicht erkennen konnte.

Nach längerem Schweigen begann der Doktor zu sprechen.

„Ja," sagte er, „das ist das Zimmer, und von hier ist alles ausgegangen ... Nichts ist geändert worden, nur die Möbel sind nicht mehr da. Ich habe versucht, sie im Geist an ihre früheren Plätze zu stellen. Die Betten befanden sich sicherlich an der Wand gegenüber den Fenstern. Es waren wenigstens

drei Betten; denn die Soubirous waren sieben Personen: der Vater, die Mutter, zwei Knaben und drei Töchter... Denken Sie! Drei Betten füllten dieses Zimmer aus, und sieben Personen lebten auf diesen paar Quadratmetern! Und dieser Haufen war wie lebendig begraben, ohne Luft, ohne Licht und fast ohne Brot! Welch tiefes Elend, und welche Erniedrigung armer beklagenswerter Wesen!"

Aber er wurde unterbrochen. Ein Schatten, den Pierre zuerst für eine alte Frau hielt, trat ein. Es war ein Priester, der Vikar des Kirchspiels, der gegenwärtig das Haus bewohnte. Er kannte den Doktor.

„Ich habe Ihre Stimme gehört, Herr Chassaigne," sagte er, „und bin deshalb herabgestiegen... Sie zeigen also das Zimmer noch jemand?"

„In der That habe ich mir das erlaubt, Herr Abbé!... Es stört Sie doch nicht?"

„O, ganz und gar nicht!... Kommen Sie, so oft es Ihnen gefällt, und bringen Sie Leute mit, so viel Sie wollen!"

Er lachte mit verbindlicher Miene und begrüßte auch Pierre, der ihm, von seiner ruhigen Sorglosigkeit überrascht, die Frage vorlegte:

„Fallen Ihnen die hieher kommenden Leute nicht dennoch bisweilen lästig?"

Nun schien der Vikar seinerseits überrascht zu sein.

„Meiner Treu, nein!" antwortete er, „es kommt ja niemand... Sie begreifen; dies Zimmer ist hier kaum bekannt. Alle Welt bleibt drunten in der

Grotte ... Ich lasse die Thüre offen, um nicht stets rennen und laufen zu müssen. Aber es vergehen Tage, ohne daß ich nur das leiseste Geräusch einer Maus höre."

Die Augen Pierres gewöhnten sich mehr und mehr an die Dunkelheit, und er erkannte endlich in den alle Winkel erfüllenden, unbestimmten und beunruhigenden Gegenständen alte Fässer, Trümmer von Hühnerkäfigen, zerbrochene Geräte und alle Arten von Lumpen, die man zusammen auskehrt und in die Tiefe der Keller wirft. Dann bemerkte er an den Durchzugsbalken aufgehängte Eßvorräte, einen Salatkorb voll Eier und Stränge dicker rosenfarbiger Zwiebel.

„Wie ich sehe," begann er mit einem leichten Beben aufs neue, „haben Sie geglaubt, das Zimmer benützen zu sollen."

Der Vikar geriet in Verlegenheit.

„Gewiß ... so ist es ... Je nun, was soll ich thun? Das Haus ist klein, und ich habe so wenig Platz. Und dann haben Sie auch keine Idee, wie feucht dieser Raum ist; es ist durchaus unmöglich, ihn zu bewohnen ... Mein Gott! Da hat sich denn da alles nach und nach von selbst angehäuft, ohne daß man es wollte."

„Und so wurde das Zimmer zu einer Rumpelkammer," schloß Pierre.

„O nein, doch nicht! ... Es ist ein unbewohntes Zimmer, und wenn Sie darauf bestehen, meiner Treu ja, eine Rumpelkammer!"

Seine mit etwas Scham gemischte Verlegenheit nahm zu. Doktor Chassaigne blieb still und trat nicht dazwischen. Aber er lächelte und war augenscheinlich entzückt darüber, daß sein Gefährte sich gegen die menschliche Undankbarkeit auflehnte.

Dieser konnte sich nicht beherrschen und fuhr fort:

„Entschuldigen Sie, Herr Vikar, wenn ich wirklich darauf bestehe. Aber bedenken Sie doch, daß Sie Bernadette alles zu verdanken haben, und daß Lourdes ohne sie eine der wenigst bekannten Städte Frankreichs wäre ... Und meiner Ansicht nach hätte die Dankbarkeit des Kirchspiels dieses elende Zimmer wahrhaftig in eine Kapelle umwandeln müssen ...“

„O, in eine Kapelle!“ unterbrach ihn der Vikar, „es handelt sich doch nur um ein menschliches Wesen, und die Kirche könnte ihm keinen Kultus weihen.“

„Nun gut! Sagen wir nicht eine Kapelle, sondern sagen wir, es müßten hier Lichter, Blumen und Rosensträuße aufgestellt sein, die durch die Pietät der Einwohner und Pilger fortwährend zu erneuern wären ... Mit einem Wort: ich möchte ein wenig Zärtlichkeit, ein von gerührten Herzen gespendetes Andenken, ein Bild der Bernadette oder irgend etwas sehen, was in zarter Weise Zeugnis ablegt von dem Platz, den sie in aller Herzen behaupten muß ... Dieses Vergessen, die Vernachlässigung und der Schmutz, in dem man das Zimmer verfallen ließ, sind abscheulich!“

Der Vikar, ein armer, unwissender und leicht beunruhigter Mann, trat sofort Pierres Ansicht bei.

„Im Grund haben Sie tausendmal recht. Aber ich habe keine Gewalt; ich selber kann nichts in der Sache thun! ... Sobald man das Zimmer von mir begehrt, um es einzurichten, werde ich es hergeben; ich werde meine Fässer fortschaffen, obgleich ich wirklich nicht weiß, wo ich sie unterbringen soll ... Allein ich wiederhole, es hängt das nicht von mir ab. Ich kann nichts, gar nichts in der Sache thun!“

Unter dem Vorwand, daß er einen Ausgang zu machen habe, nahm er in Eile Abschied und machte sich aus dem Staub, indem er zum Doktor Chassaigne aufs neue sagte:

„Bleiben Sie! Bleiben Sie, so lange es Ihnen gefällt. Sie stören mich nie.“

Als der Doktor sich mit Pierre wieder allein befand, faßte er im überströmenden Erguß einer freudigen Empfindung dessen Hände.

„Ach, mein teures Kind!“ sagte er, „welches Vergnügen haben Sie mir soeben bereitet! Wie haben Sie ihm so schön gesagt, was schon seit langem in meinem Herzen kocht! ... Ich, wahrhaftig, hatte die Idee, jeden Morgen Rosen hieher zu bringen. Ich hätte einfach das Zimmer reinigen lassen und würde mich begnügt haben, zwei dicke Rosensträuße auf den Kamin zu stellen. Sie wissen ja, ich habe Bernadette eine unendliche Zärtlichkeit gewidmet, und es schien mir, diese Rosen würden hier das Aufblühen, den Glanz und Duft ihres Andenkens darstellen ... Aber, aber ...“

Er machte eine hoffnungslose Geberde.

„Mir hat stets der Mut dazu gefehlt... Ja, ich sage der Mut. Niemand hat es noch gewagt, sich offen gegen die Patres von der Grotte zu erklären... Man zögert, man weicht zurück vor einem religiösen Aergernis. Denken Sie, welchen beklagenswerten Lärm es verursuchen würde. Darum sind diejenigen, die sich gleich mir entrüsten, gezwungen zu schweigen, und bleiben lieber still.

Schließlich fügte er noch bei:

„Mein liebes Kind! Um die Undankbarkeit und die Raubgier der Menschen ist es eine sehr traurige Sache. So oft ich hieher in dieses dunkle Elend komme, wird mir das Herz so voll, daß ich meine Thränen nicht zurückhalten kann.“

Er hörte auf zu reden. Weder der eine, noch der andere sprach mehr ein Wort; beide waren von einer von dem Zimmer ausgehenden, drückenden Schwermut befallen. Finsternis umhüllte sie; die Feuchtigkeit inmitten der verfallenden Wände und des Staubs der angehäuften alten Lumpen ließ sie schaudern. Wiederum tauchte der Gedanke in ihnen auf, daß ohne Bernadette nichts von den Wundern existiren würde, die aus Lourdes eine Stadt gemacht hatten, wie es in der Welt keine zweite gibt. Denn ihre Stimme hatte die wunderbare Quelle hervorsprudeln und die im Licht der Kerzen flammende Grotte öffnen lassen. Ungeheure Arbeiten wurden ausgeführt, neue Kirchen wuchsen aus dem Boden hervor, kolossale Rampen führten bis zu Gott hinauf, und eine

ganze neue Stadt wurde gegründet mit Gärten und Spazierwegen, mit Quais und Brücken, mit Läden und Gasthöfen. Die entferntesten Völker der Erde strömten in Massen herbei, und es fiel ein so starker Millionenregen nieder, daß es schien, als ob die junge Stadt ins Endlose wachsen und schließlich das ganze Thal von einem Ende der Berge bis zum andern anfüllen müsse. Wenn Bernadette nicht gewesen wäre, würde das alles nicht da sein; das außerordentliche Abenteuer zerfiele in nichts, und das unbekannte alte Lourdes schliefe zu Füßen des Schlosses noch immer seinen seit Jahrhunderten andauernden Schlaf. Bernadette war die einzige, die das geschaffen hat, sie war die Schöpferin des Werkes; und nun fand sich dies Zimmer, aus dem sie am Tag, da sie die Jungfrau gesehen, getreten war, diese eigentliche Wiege des Wunders und des wunderbaren künftigen Glücks, es fand sich herabgewürdigt, dem Ungeziefer zur Beute überlassen, nur noch gut genug, um eine Rumpelkammer zu bilden, in der man Zwiebel und leere Fässer aufhob.

Da erhob sich der Widerspruch im Geiste Pierres mit solcher Stärke, daß er den Triumph noch einmal sah, dem er soeben beigewohnt hatte, daß er wieder sah, wie überaus hoch man die Grotte und die Basilika verehrte, und wie Marie ihren Wagen ziehend, unter dem Jubelgeschrei der Menge hinter dem heiligen Sakrament aufwärts stieg. Aber alles überstrahlte die Grotte. Sie war nicht mehr die alte, wilde Felsenhöhle am wüsten Ufer des Gebirgsbachs,

vor der das Kind ehemals niedergekniet war, sondern die mit Reichtümern ausgestattete, im Lichterglanz brennende Kapelle, vor der die Nationen vorüberzogen. Aller Lärm und aller Glanz, alle Anbetung und alles Geld machten sich dort inmitten der Pracht eines fortwährenden Siegeszuges breit. Aber hier in der Wiege des Ganzen, in diesem eiskalten, düsteren Loch befand sich keine Seele; da brannte keine Kerze, da erschallte kein Gesang, da gab es keine Blume. Niemand kam hieher, niemand kniete hier nieder und betete. Nur einige empfindsame Besucher hatten, um ein Andenken mitzunehmen, kleine Splitter von dem als Kaminsims dienenden halbverfaulten Brette mit ihren Fingern abgebröckelt. Der Klerus wollte nichts wissen von diesem Ort des Elends, zu dem sich die Prozessionen wie zu einem Altar der Verklärung hätten begeben sollen. Denn hier hatte das arme Kind seinen Traum begonnen, während es in einer kalten Nacht, zwischen den zwei Schwestern liegend, von einem Anfall seiner Krankheit ergriffen wurde und die ganze Familie in tiefem Schlafe lag. Von hier war es ausgegangen und hatte unbewußt diesen Traum mitgetragen, der im vollen Tageslicht aufs neue in ihm erstand, um so lieblich zu einer visionären Legende aufzublühen. Und nun machte kein Mensch mehr diesen Weg; vergessen und der Finsternis überlassen war die Krippe, in der das kleine, unscheinbare Samenkorn gekeimt hatte, das heute dort so wunderbare Ernten ergab, Ernten, die jetzt von den Arbeitern der letzten Stunde mit

großartigen, pomphaften Zeremonien eingeheimst wurden.

Pierre, dessen menschenfreundliches Gemüt diese ganze Geschichte erregte und den sie zu Thränen rührte, faßte endlich seine Gedanken in ein Wort zusammen, indem er halblaut sagte:

„Ein Bethlehem!“

„Ja,“ antwortete Doktor Chassaigne, „in armseliger Wohnung, in elendem Asyl werden die neuen Religionen des Duldens und des Mitleids geboren. Ich frage mich bisweilen, ob nicht alles besser so bleibt, wie es ist, und ob man dies Zimmer nicht lieber in seiner Armut und Vernachlässigung erhalten soll. Mir scheint, daß Bernadette dadurch nichts verliert; denn wenn ich hier eine Stunde verbringe, fühle ich mich noch mehr zu ihr hingezogen.“

Er schwieg wieder; dann sagte er mit einer Geberde der Empörung:

„Doch nein! Ich kann die Undankbarkeit nicht verzeihen, sie bringt mich außer Fassung. Ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin davon überzeugt, daß Bernadette freiwillig nach Nevers ins Kloster ging. Aber wenn man sie auch nicht hat verschwinden lassen, welche Erleichterung war es doch für diejenigen, die sie hier in Verlegenheit zu bringen begann. Und dieselben Leute, die so sehr die absoluten Herren zu sein wünschen, sind es auch, die heute alle Mittel aufbieten, um die Erinnerung an Bernadette zum Schweigen zu bringen. Ach, mein teures Kind, wenn ich Ihnen alles sagen würde!“

Nach und nach erleichterte er sich, indem er weiter erzählte. Die Patres von der Grotte fürchteten die tote Bernadette, deren Werk sie so gierig ausbeuteten, noch mehr als die lebende. So lange sie am Leben war, bestand ihr größter Schrecken sicherlich darin, daß sie nach Lourdes zurück kommen könnte, um die Beute mit ihnen zu teilen. Sie wurden einzig und allein durch ihre Demut beruhigt; denn sie war durchaus nicht herrschsüchtig, sondern hatte selber das Dunkel der Entsagung gewählt, worin sie verlöschen sollte. Jetzt aber zitterten sie noch mehr bei dem Gedanken, daß ein anderer Wille als der ihrige die Reliquien der Seherin zurück bringen könnte. Gleich am Tag nach dem Tode war dem Stadtrat der Gedanke gekommen, die Stadt sollte ein Grabmal errichten, und man sprach von der Eröffnung einer Subskription. Die Schwestern von Nevers schlugen es aber rund ab, den Leichnam, der, wie sie sagten, ihnen gehörte, auszuliefern. Damals hatte alle Welt den Einfluß der sehr beunruhigten Patres gefühlt, die hinter den Schwestern standen, handelten und sich mit ihrer ganzen Macht dieser Rückkehr der verehrten Asche widersetzten; sie witterten darin eine mögliche Konkurrenz für die Grotte. Man stelle sich vor, was ihnen drohte! Ein Grabmonument auf dem Friedhof, zu dem die Pilger sich in Prozession begeben, dessen Marmor die Kranken fieberhaft küssen würden und an dem sich unter heiliger Inbrunst Wunder vollziehen könnten! Das bedeutete eine wirkliche, unheilvolle Konkurrenz, die Versetzung der Andacht

und des Wunders an einen andern Ort. Und immer wieder kam die große, die einzige Furcht, teilen und sehen zu müssen, wie das Geld anderswohin getragen wurde, wenn die nunmehr klug gewordene Stadt aus dem Grabmal ihren Vorteil zu ziehen wüßte.

Man dichtete den Patres sogar einen Plan voll tiefer Arglist an. Sie sollten den heimlichen Gedanken gefaßt haben, den Leichnam der Bernadette für sich selbst aufzusparen, und die Schwestern von Nevers hätten sich einfach verpflichtet, ihn für sie im Frieden ihrer Kapelle zu hüten. Aber sie warteten die Zeit ab und wollten ihn erst dann hierher bringen, wenn der Andrang der Pilger abzunehmen beginne. Was nützte diese feierliche Ueberführung jetzt, wo fortwährend immer zahlreichere Volksmassen herbei strömten? Wenn aber der außergewöhnliche Erfolg Unserer lieben Frau von Lourdes wie alle Dinge dieser Welt auf die Neige ginge, so konnte man sich denken, welch neues Erwachen des Glaubens die feierliche, überall widerhallende Zeremonie verursachen würde, eine Zeremonie, bei der die Christenheit sehen sollte, wie die Ueberreste der Auserwählten wieder Besitz ergriffen von der heiligen Erde, der sie so viele Wunder hatte entsprießen lassen. Und auf dem Marmor ihres Grabes, vor der Grotte oder im Chor der Basilika würden die Wunder von neuem ihren Anfang nehmen!

„Sie dürfen suchen,“ fuhr Doktor Chassaigne fort, „aber Sie werden in Lourdes kein einziges,

mit geistlicher Genehmigung aufgestelltes Bild der Bernadette finden. Man verkauft ihr Porträt, aber nirgends, in keinem Heiligtum ist ein solches zu sehen. Dieses Vergessen ist die Frucht eines Systems; sie entspringt dem nämlichen Gefühl dumpfer Besorgnis, das das traurige Zimmer, in dem wir uns befinden, in Schweigen und Verlassenheit hat versinken lassen. Wie man die Möglichkeit eines Kults auf ihrem Grabe fürchtet, so fürchtet man, es möchte das Volk hierher kommen und auf die Kniee fallen, sobald eines Tages auf jenem Kamin zwei Kerzen brennen und zwei Rosensträuße blühen würden. Und wenn dann eine Gelähmte aufstünde mit dem Ruf, daß sie geheilt sei, welch ein Aergernis, welche Unruhe in den Seelen der guten Handelsleute von der Grotte, die ihr Monopol in schwere Gefahr gebracht sähen! Sie sind die Herren und beabsichtigen, die Herren zu bleiben; sie wollen nichts aus der Hand geben von dem prächtigen Pachtgut, das sie eroberten und jetzt ausbeuten. Und dennoch zittern sie. Ja, sie zittern vor dem Andenken an die Arbeiter der ersten Stunde, an das kleine Mädchen, das im Tod so groß ist und dessen ungeheures Erbe sie mit solch verzehrender Begehrlichkeit erfüllt, daß sie, nachdem sie es fortschickten, um in Nevers zu leben, nicht einmal wagen, seinen unter dem Pflaster eines Klosters eingekerkerten Leichnam wieder hierher zu bringen!“

Ach, wie kläglich war das Schicksal dieses armen Wesens, das von den Lebenden abgesondert wurde

und dessen Leichnam man nun mit der Verbannung belegte! Wie sehr bedauerte Pierre das armselige Geschöpf, das nur auserwählt zu sein schien, im Leben und im Tod zu leiden! Sogar angenommen, es hätte nicht ein beharrlicher, auf ein einziges bestimmtes Ziel gerichteter Wille Bernadette verschwinden lassen und sie selbst ins Grab hinein bewacht — welche Folge sonderbarer Umstände! Und wie sehr hatte es den Anschein, als ob irgend jemand, beunruhigt durch die ungeheure Macht, die sie gewinnen konnte, sich stets eifersüchtig bestrebt hätte, sie abseits zu halten! In den Augen Pierres blieb sie die Auserwählte und Märtyrerin, und wenn er auch nicht mehr glauben konnte, wenn die Geschichte dieser Unglücklichen auch hinreichte, um den Glauben in ihm vollends zu vernichten, so erschütterte sie doch nichtsdestoweniger sein brüderliches Gefühl, indem sie ihm eine neue Religion offenbarte, die einzige, wovon sein Herz noch voll war, die Religion des menschlichen Lebens und des menschlichen Leidens.

Gerade vor dem Verlassen des Zimmers rief Doktor Chassaigne:

„Hier, mein liebes Kind, zwingt es uns zum Glauben! Betrachten Sie dies dunkle Loch, und denken Sie an die glänzende Grotte, die triumphirende Basilika, an die ganze neu gebaute Stadt, an diese neu geschaffene Welt und die zusammenströmenden Völkermassen! Wenn aber Bernadette nur eine Halluzinirte, eine Närrin war, ist dann das Aben=

teuer nicht noch erstaunlicher und unerklärlicher? Wie? Der Traum einer Wahnsinnigen hätte genügt, um die Nationen derart in Bewegung zu setzen? Nein, nein! Das Wehen eines göttlichen Hauchs war hier bemerkbar, und das allein vermag das Wunder zu erklären!"

Pierre stand im Begriff, eine lebhafte Antwort zu geben. Ja, es war so! Das Wehen eines Hauchs, das Schluchzen des Schmerzes, die unauslöschliche Sehnsucht nach der erhofften Unendlichkeit hatte gewaltet. Wenn der Traum eines leidenden Kindes genügt hatte, um die Völker herbei zu führen, Millionen regnen und eine neue Stadt aus dem Boden wachsen zu lassen, geschah dies dann nicht deshalb, weil dieser Traum den Hunger der armen Menschen, ihr unersättliches Bedürfnis, betrogen und getröstet zu werden, einigermaßen stillte? Bernadette hatte, ohne Zweifel in einem sehr günstigen gesellschaftlichen und geschichtlichen Augenblick, das Unbekannte wieder erschlossen, und die Massen hatten sich darauf gestürzt. O, wenn man doch im Geheimnisvollen seine Zuflucht fände, da die Wirklichkeit so hart ist! Wenn man dem Wunder vertrauen dürfte, da die grausame Natur doch nur voller Ungerechtigkeit zu sein scheint! Aber vergeblich ist's, das Unbekannte zu organisiren, es in Dogmen zusammen zu fassen und es als geoffenbarte Religion darzustellen. Im Grund ist es immer nur der Ruf des Leidens, der Aufschrei des Lebens, das Gesundheit, Freude und Glück verlangt und bereit ist, diese

Güter in einer andern Welt anzunehmen, wenn es sie auf dieser Erde nicht haben kann. Was nützt also der Dogmenglaube? Ist es nicht genug, wenn man weint und liebt?

Indessen kleidete Pierre seine abweichende Meinung nicht in Worte. Er hielt die Antwort, die ihm auf die Lippen stieg, zurück; übrigens war er der Ueberzeugung, daß das ewige Bedürfnis nach dem Uebernatürlichen in dem vom Schmerz heimgesuchten Menschen den ewigen Glauben lebendig erhält. Das unmöglich zu beweisende Wunder sollte das der verzweifelnden Menschheit notwendige Brot sein. Und hatte er sich nicht zugeschworen, in barmherziger Liebe niemand mehr durch seinen Zweifel zu betrüben?

„Welches Wunder, nicht wahr?" beharrte der Doktor auf seiner Ansicht.

„Gewiß!" antwortete er endlich. „In diesem armseligen, feuchten und schwarzen Zimmer hat sich das ganze menschliche Drama abgespielt; alle unbekannten Kräfte haben darin mitgewirkt."

Sie verharrten noch einige Minuten im Schweigen. Dann gingen sie nochmals den Wänden entlang, erhoben die Augen zur verräucherten Zimmerdecke und warfen einen letzten Blick in den engen, von grünlichem Licht erfüllten Hofraum. Diese verfallene Dürftigkeit mit ihren Spinnengeweben, dieser Schmutz von alten Fässern, außer Gebrauch gesetzten Werkzeugen und Haufen von allerlei Trümmern, die in den Winkeln verfaulten, war wirklich tief betrübend. Und langsam gingen sie endlich, ohne ein Wort mehr

zu sagen, hinweg, da ihnen eine unsagbare Traurigkeit die Kehle zusammenschnürte.

Erst auf der Straße schien Doktor Chassaigne wieder zu erwachen. Er schauderte ein wenig, beschleunigte seine Schritte und sagte:

„Wir sind noch nicht zu Ende; folgen Sie mir, mein liebes Kind! Wir wollen jetzt die Stätte der andern großen Ungerechtigkeit in Augenschein nehmen.“

Er sprach vom Abbé Peyramale und seiner Kirche. Sie überschritten die Place du Porche und bogen in die Rue Saint-Pierre ein; einige Minuten genügten, sie an Ort und Stelle zu bringen. Das Gespräch kam jetzt wieder auf die Patres von der Grotte zurück, sowie auf den schrecklichen Krieg, den der Pater Sempé, ohne Pardon zu geben, gegen den ehemaligen Kuraten von Lourdes geführt hatte. Der letztere war besiegt worden und in schrecklicher Verbitterung gestorben; und nachdem man ihn so durch Gram ums Leben gebracht hatte, hatte man auch seine Kirche, die er unausgebaut, ohne Dach, dem Wind und Wetter geöffnet, zurückgelassen, vollends vernichtet. Mit welch herrlichen Träumen hatte diese monumentale Kirche die letzten Jahre seines Daseins erfüllt! Seit man ihn aus dem Besitz der Grotte getrieben, seit man ihn aus dem für Unsere liebe Frau von Lourdes errichteten Werk, dessen erster Arbeiter er mit Bernadette gewesen war, verjagt hatte, bildete diese Kirche seine Vergeltung, seinen Protest gegen die ihm widerfahrene Unbill, seinen eigenen Anteil am Ruhme; sie sollte das Haus

Gottes werden, in dem er, mit heiligen Gewändern angethan, triumphiren, und aus dem er, um den ausdrücklichen Wunsch der heiligen Jungfrau zu verwirklichen, endlose Prozessionen führen wollte. Der Herrscher und Gebieter, der im tiefsten Innern seines Wesens lebte, der Hirt großer Volksmassen und der Tempelerbauer hatte eine ungeduldige Freude, wenn er die Arbeiten beschleunigen konnte. Dabei war er unvorsichtig wie alle leidenschaftlichen Menschen, kümmerte sich nichts um die Schulden und ließ sich von den Unternehmern bestehlen, vorausgesetzt, daß er stets ein Volk von Arbeitern auf den Baugerüsten fand. Und er sah seine Kirche wachsen; im Geiste sah er sie schon fertig gebaut, wie sie ganz neu da stand und an einem schönen Sommermorgen im Licht der aufgehenden Sonne glänzte.

Ach, diese unablässig heraufbeschworene Vision gab ihm allein den Mut zum Kampf inmitten des heimlichen Mords, von dem er sich umgeben fühlte. Vor seinem geistigen Auge erhob sich endlich die den weiten Platz beherrschende Kirche in kolossaler Majestät. Er hatte sie im romanischem Stil sehr groß, aber einfach, neunzig Meter lang und hundertundvierzig Meter hoch gewünscht. Am Abend vorher hatte man sie von den letzten Gerüsten befreit, und nun glänzte sie in ihrer Jugendfrische, mit ihren breiten regelmäßig aufgebauten Steinschichten im hellen Sonnenlicht. In Gedanken wandelte er um dieselbe herum, entzückt von ihrer Nacktheit und ihrer kindlich jungfräulichen Keuschheit; so riesenhaft groß sie

sich darstellte, so rein war sie, sie trug kein Bildwerk und keine Verzierung, die sie nur unnütz belastet hätten. Die Dächer des Schiffs, des Querschiffs und des Chors befanden sich in gleicher Höhe über dem Gesims, das mit einfachen Verzierungen ausgeschmückt war. Ebenso wiesen die Fensteröffnungen der Seitenschiffe und des Hauptschiffs keinen andern Schmuck auf als von Pfosten getragene Schwibbogenskulpturen. Im Geiste stand er still vor den großen Glasfenstern des Querschiffs, deren Rosetten funkelten; dann setzte er seinen Rundgang fort, hinter der runden Chorwölbung vorbei, neben der die Sakristei mit zwei Reihen kleiner Fenster angebaut war. Er kam zurück und konnte sich nicht satt sehen an der königlichen Gliederung des Baues, den erhabenen Linien, die sich am blauen Himmel abzeichneten, den über einander geschichteten Dächern und dieser ganzen ungeheuren Masse, deren Festigkeit den Jahrhunderten Trotz bot. Wenn er aber die Augen schloß, dann beschwor er mit stolzem Entzücken die Fassade und den Glockenturm herauf vor seinen Geist: unten die dreifache Halle, die beiden Hallen rechts und links mit ihren eine Terrasse bildenden Dächern, während der aus der mitttleren Halle heraus wachsende Glockenturm sich mit mächtigem Schwung in die Lüfte erhob. Auch da trugen die auf Sockeln ruhenden Säulen nur verzierte Schwibbogengesimse. Auf der Spitze einer Zinne zwischen den zwei hohen Fensteröffnungen des ersten Stockwerks stand unter einem Baldachin die Statue

Unserer lieben Frau von Lourdes. Dann stieg noch ein Stockwerk auf, von dem die frisch gemalten Schallwölbungen herab leuchteten, die die Fensteröffnungen besetzten. Die Strebepfeiler stiegen in den vier Ecken vom Boden auf und erhoben sich, von Stockwerk zu Stockwerk immer dünner werdend, anmutig, aber kraftvoll bis zur Turmspitze, einer kühnen, steinernen, von kleinen Glockentürmen flankirten, gleichfalls mit Zinnen verzierten Spitze, die mitten in den Himmel hinein aufstrebte und sich darin verlor. Und es schien dem Abbé, als sei seine glühende Priesterseele gewachsen; es schien ihm, als habe sie sich mit dieser Turmspitze emporgeschwungen, um dort oben ganz nahe bei Gott durch alle Zeitalter hindurch Zeugnis von seinem Glauben abzulegen.

Zu anderen Zeiten war er noch mehr von einer andern Vision entzückt. Er glaubte dann das Innere seiner Kirche an jenem Tage zu sehen, da er seine erste feierliche Messe darin zelebriren würde. Die farbigen Glasfenster warfen feurige Lichter, die wie Edelsteine glänzten; die zwölf Kapellen der Seitenschiffe strahlten im Kerzenglanz. Er selber stand am marmornen, mit Gold verzierten Hochaltar; die vierzehn Säulen des Schiffs, jede aus einem einzigen Block pyrenäischen Marmors und alle herrliche Geschenke aus allen Weltgegenden der Christenheit, schwangen sich in die Höhe und stützten das Gewölbe, das die dröhnenden Stimmen der Orgel mit einem Freudengesang erfüllten. Ein Volk von Gläubigen kniete auf den

Fliesen vor dem Chor, das ein wie Spitzengewebe leichtes, mit bewundernswerter Holzschnitzerei bedecktes Gitter umgab. Die Kanzel, das königliche Geschenk einer hohen Dame, war ein aus einem ganzen Eichenstamm herausgemeißeltes Wunder der Kunst. Den Taufstein hatte ein Künstler von großem Talent in harten Stein gehauen. Meisterhafte Gemälde schmückten die Wände; Hostienkelche, kostbare Monstranzen und wie die Sonne glänzende heilige Gewänder waren in der Tiefe der Sakristeischränke aufgehäuft. Welch herrlicher Traum war es, Hohepriester eines solchen Tempels zu sein, darin zu herrschen, nachdem man ihn mit leidenschaftlicher Begeisterung gebaut, und die aus der ganzen Erde herbei geeilten Volksmassen zu segnen, während das volltönende Geläute des Glockenturms der Grotte und der Basilika verkünden würden, daß sie drunten im alten Lourdes eine Nebenbuhlerin und sieghafte Schwester besaßen, in der Gott ebenfalls seine Triumphe feierte!

Nachdem sie einen Augenblick der Rue Saint-Pierre gefolgt waren, bogen der Doktor Chassaigne und sein Begleiter in die kleine Rue de Langelle ein.

„Wir sind gleich dort," sagte der Doktor.

Pierre schaute sich um, sah aber nichts von einer Kirche. Man gewahrte da nur elende Hütten, die ein mit schmutzigen Bauwerken angefülltes, armseliges Vorstadtviertel darstellten. Ferner bemerkte er im Hintergrunde einer Sackgasse ein Stück des alten, halb verfaulten Pfahlzaunes, der noch das weite, viereckige Terrain zwischen der Saint-

Pierre-, Baguères-, Langelle- und Jardinsstraße einschloß.

„Wir müssen uns links wenden," begann der Doktor wieder, der sich in einen engen, zwischen den Schutthaufen hinführenden Gang hinein gewagt hatte. „Da sind wir jetzt."

Plötzlich zeigte sich die Ruine mitten unter der sie verbergenden häßlichen und armseligen Umgebung. Das ganze mächtige Gerippe des Hauptschiffs und der Seitenschiffe, des Querflügels und der Chorwölbung stand vor ihnen. Die Mauern erhoben sich allenthalben bis zum Beginn der Gewölbe. Man trat ein wie in eine wirkliche Kirche, konnte darin nach Belieben herum gehen und erkannte die gewöhnlichen Abteilungen eines Gotteshauses. Allein wenn man die Augen erhob, dann sah man den Himmel: die Bedachung fehlte, der Regen fiel herein, und der Wind strich frei darin herum. Bald waren es fünfzehn Jahre, seitdem die Arbeiten aufgegeben worden und die Dinge im gleichen Zustand geblieben waren, in dem sie der letzte Arbeiter verlassen hatte. In erster Linie traten dem Beschauer die zehn Säulen des Schiffs und die vier Chorpfeiler entgegen. Man hatte diese herrlichen, je aus einem einzigen Block pyrenäischen Marmors gefertigten Säulen mit einem Brettermantel bekleidet, um sie gegen jede Beschädigung zu schützen. Die Säulenfüße und Kapitäle waren noch roh und harrten der Bildhauer. Diese einzeln stehenden, mit Holz überkleideten Säulen riefen einen recht traurigen Eindruck hervor. Wie Schwer-

mut stieg es auch von dem ganzen, ummauerten, weit offen stehenden Raum und vom Gras auf, das den wüsten, holperigen Boden der Seitenschiffe und des Hauptschiffs überwucherte, — ein dichtes Friedhofsgras, durch das die Frauen der Nachbarschaft mit der Zeit Fußpfade getreten hatten. Sie kamen hieher, um ihre nasse Wäsche auszubreiten. In den letzten, durch die leeren, breiten Fensterhöhlen einfallenden Sonnenstrahlen trocknete eben vollends eine aus dicken Tüchern, zerfetzten Hemden und Kinderwindeln bestehende Armenwäsche.

Ohne zu sprechen, machten Pierre und Doktor Chassaigne einen langsamen Rundgang um das Innere der Kirche. Die zehn Kapellen der Seitenschiffe bildeten eine Art Abteilungen voller Schutt und Trümmer. Den Boden des Chors hatte man zementirt, ohne Zweifel um die darunter liegende Krypta vor der Durchsickerung des Wassers zu schützen. Leider aber senkten sich die Gewölbe; es hatte sich da eine Vertiefung gebildet, die das Gewitter der vorigen Nacht in einen kleinen See umgewandelt hatte. Im übrigen hatten diese Teile des Querschiffs und des Chors am wenigsten gelitten. Nicht ein Stein war von seiner Stelle gewichen; die großen mittleren Rosetten über dem Triforium schienen auf ihre Glasfenster zu warten, während einige Bohlen, die oben auf den Mauern des Chors vergessen worden waren, den Glauben erwecken konnten, man wollte gleich am andern Tag damit beginnen, ihn einzudecken. Aber als sie wieder zurück gegangen

waren und ins Freie hinaus traten, um die Fassade zu betrachten, da zeigte sich erst der klägliche Verfall dieser jungen Ruine. Auf dieser Seite hatte man die Arbeiten viel weniger gefördert; nur die dreifache Vorhalle war ausgebaut. Fünfzehn Jahre der Vernachlässigung hatten jedoch den Winterstürmen genügt, um das Schnitzwerk, die kleinen Säulen und die Schwibbogenverzierungen anzufressen, eine wahrhaft seltsame Zerstörungsarbeit war da vor sich gegangen: es schien, als ob der stark angefressene Stein unter Thränen verfallen wäre. Das Herz krampfte sich beim Anblick dieser Zerstörung zusammen, die sich an dem Werk vergriff, noch bevor es vollendet war. Welch ergreifendes Schicksal, noch nicht einmal fertig zu sein, und doch schon so unter freiem Himmel zu zerbröckeln, im Aufwachsen zu einem riesigen Koloß plötzlich unbeweglich inne zu halten, um allmälich zu Schutt zu zerfallen!

Sie gingen ins Schiff zurück, ergriffen von der schrecklichen Traurigkeit dieses an einem Monumentalbau begangenen Mordes. Das weite, wüste Terrain im Innern war von Trümmern der Baugerüste versperrt, die man halb verfault hatte abschlagen müssen; man fürchtete, durch ihren Einsturz könnten Menschen erdrückt werden. Mitten im hohen Gras lagen überall Bretter, Rüststangen und Bogen umher, untermischt mit Bündeln alter Seile, welche die Feuchtigkeit vollends zerfraß. Auch das schmächtige Gestell einer Welle war vorhanden, das sich wie ein Balkenträger in die Höhe reckte. Schaufelstiele und

Stücke von Schubkarren lagen noch zwischen vergessenen Materialien und Haufen grünlicher, mit Moosflecken bedeckter Ziegelsteine, auf denen Schlingpflanzen blühten. Unter den Brennesseln, die den Boden bedeckten, sah man stellenweise die Schienen der kleinen Eisenbahn, die man für die Materialfuhren eingerichtet hatte; ein dazu gehöriger Wagen ruhte umgestürzt in einem Winkel. Das traurigste unter all diesen der Vernichtung geweihten Dingen war aber die Lokomobile, die unter dem Dach des Schuppens, der ihr ein Obdach gewährte, zurückgeblieben war. Seit fünfzehn Jahren stand sie dort, erkaltet, tot. Der Schuppen war schließlich über ihr eingefallen; breite Löcher ließen dem Regen einen Weg offen, um sie bei jedem Guß zu durchnässen. Ein Ende des die Welle in Bewegung setzenden Transmissionsriemens hing schlaff an ihr herab, gleich dem Faden einer Riesenspinne. Und auch ihre Stahl- und Kupferteile gingen unter Rost und Flechten zu Grunde und waren mit im Laufe der Zeit entstandenen Gewächsen bedeckt. Die gelblichen Flecken der letzteren gaben ihr das Aussehen einer ganz alten Maschine, die mit Gras überwuchert und von vielen Wintern so schlimm zugerichtet worden war. Diese tote, kalte Maschine mit ihrem erloschenen Herd unter ihrem stummen Dampfkessel war einst die Seele dieser Arbeiten, die davon geflogen war in der vergeblichen Erwartung des großmütigen und mildthätigen Herzens, das Heckenrosen und Brombeerbüsche durchbrechend daherkommen sollte,

um die Dornröschenkirche aus ihrem tiefen Ruinenschlaf zu wecken!

Endlich sprach Doktor Chassaigne wieder.

„Ach,“ sagte er, „wenn man bedenkt, daß fünfzigtausend Franken hingereicht hätten, um ein solches Unglück zu verhindern! Mit fünfzigtausend Franken konnte man eindecken; der Rohbau war gerettet und man hätte Zeit genug gehabt, das weitere abzuwarten. Aber sie wollten das Werk vernichten, wie sie den Menschen getötet hatten.“

Mit einer nach unten weisenden Geberde bezeichnete er die Patres von der Grotte als die, von denen er sprach, die er aber zu nennen vermied.

„Und dabei heißt es, daß sie jährlich achtmalhunderttausend Franken einnehmen! Sie schicken lieber Geschenke nach Rom, um mächtige Freundschaften zu unterhalten.“

Wider seinen Willen zog er gegen die Widersacher des Kuraten Peyramale abermals ins Feld. Die ganze Geschichte erfüllte ihn mit einem gerechten heiligen Zorn. Angesichts der kläglichen Ruine setzte er noch einmal die Thatsachen zusammen: der Kurat warf sich enthusiastisch auf den Bau seiner Kirche, stürzte sich in Schulden und ließ sich bestehlen, während der Pater Sempé auf der Lauer stand, aus jedem seiner Fehler Vorteil zog, ihn beim Bischof in Mißkredit brachte, endlich den Strom der Almosen unterband und dann die Arbeiten einstellen ließ. Nach dem Tode des Besiegten kamen die endlosen Prozesse, fünfzehn Prozeßjahre, die dem schlechten Wetter Zeit

gelassen hatten, das Werk anzufressen. Jetzt befand es sich in einem so kläglichen Zustand und die Schuld war zu einer so bedeutenden Höhe gestiegen, daß nunmehr alles aus zu sein schien. Der langsame Tod, die Vernichtung der Steine vollendete sich, die vom Regen zerschlagene, vom Moos angefressene Lokomobile fiel unter ihrem eingestürzten Schuppen bald in Trümmer.

„Ich weiß wohl, sie triumphiren jetzt; denn nur sie allein sind noch da. Das war's, was sie sehnlich wünschten; die absoluten Herren wollten sie sein und alle Macht und alles Geld für sich allein behalten. Ich kann Ihnen sagen, daß ihr Schrecken vor einer Konkurrenz sie sogar dazu getrieben hat, die religiösen Orden von Lourdes fern zu halten, die sich hier niederzulassen beabsichtigten. Jesuiten, Dominikaner, Benediktiner, Kapuziner und Karmeliter haben darum angehalten; aber den Patres von der Grotte ist es stets gelungen, sie fern zu halten. Sie dulden nur die Frauenorden; sie wollen nur eine Herde. Und ihnen gehört auch die Stadt; sie unterhalten Läden darin und treiben Handel mit Gott im großen und kleinen."

Langsamen Schritts war er zwischen den Schutthaufen in die Mitte des Hauptschiffs zurückgekehrt. Nun zeigte er mit einer großen Geberde auf ihre verwüstete Umgebung.

„Betrachten Sie dies traurige, schreckliche Elend! Die Rosenkranzkirche und die Basilika da drüben haben sie mehr als drei Millionen gekostet."

Wie in dem schwarzen, kalten Zimmer der Bernadette sah Pierre auch hier die in ihrem Triumph erstrahlende Basilika sich erheben. Nicht hier hatte sich der Traum des Abbé Peyramale verwirklicht, nicht hier, wo er als amtirender Priester das knieende Volk segnen wollte, während die dröhnende Orgel ein Freudenlied anstimmte. Vor seinem geistigen Auge stieg die Basilika auf, in der alle Glocken läuteten, die von dem Ausbruch übermenschlicher Freude über ein Wunder erdröhnte, und die ganz in Flammen loderte, — die Basilika mit ihren Fahnen und Lampen, ihren goldenen und silbernen Herzen, mit ihrem in Gold gekleideten Klerus und ihrer einem goldenen Gestirn ähnlichen Monstranz. Wie in eine Glut getaucht leuchtete sie in der untergehenden Sonne und berührte mit ihrer Turmspitze den Himmel, während Milliarden von Gebeten, die ihre Mauern erschütterten, aus ihr sich empor schwangen. Hier dagegen zerfiel eine Kirche in Staub, die unterging, noch ehe sie ganz erstanden war, eine Kirche, die durch bischöfliche Verordnung mit dem Interdikt belegt worden war und die, allen Winden preisgegeben, offen stand. Jedes Gewitter riß ein wenig von den Steinen mit fort, nur große Fliegen summten in den Brennesseln, die den Boden des Schiffs überwucherten, und in ihr sah man keine anderen Andächtigen als die Frauen aus der Nachbarschaft, die her kamen, um ihre auf dem Gras ausgebreitete, armselige Wäsche umzuwenden. Mitten in dem düsteren Schweigen schien es, als ob eine Stimme

dumpf schluchzte, vielleicht war es die Stimme der Marmorsäulen, die unter ihrem Brettermantel ihre unnütze Pracht beweinten. Bisweilen flogen Vögel durch die öde Chorwölbung und stießen Schreie aus. Ganze Banden von ungeheuren Ratten, die unter den Trümmern der abgeschlagenen Baugerüste eine Zuflucht gefunden hatten, bissen sich herum und hüpften in einem Schreckensgalopp aus ihren Löchern hervor. Man konnte sich nichts Beklemmenderes, nichts Niederdrückenderes denken als diese mit Absicht gewollte Ruine gegenüber ihrer triumphirenden Nebenbuhlerin, der von Gold strahlenden Basilika.

Wiederum sagte Doktor Chassaigne einfach:

„Kommen Sie!“

Sie traten vor die Kirche hinaus, gingen längs des linken Seitenschiffes hin und kamen vor eine aus etlichen zusammengenagelten Brettern plump hergestellte Thüre. Als sie eine hölzerne, halb zerbrochene Treppe, deren Stufen unter ihren Tritten schwankten, hinab gestiegen waren, befanden sie sich in der Krypta.

Es war ein niedriger Saal mit platten Gewölben, genau in der Anordnung des Chors. Die im rohen Zustand gelassenen kurzen, dicken Säulen harrten auch ihrerseits der Bildhauerarbeiten. Materialien lagen da und dort umher, Holzstücke verfaulten vollends auf der Erde, der ganze weite Saal hatte nur einen weißen Gipsbewurf; die vernachlässigten, abgenutzten Maurerarbeiten wurden nie zu Ende geführt. Drei im Hintergrund angebrachte Fensteröffnungen, die

ehemals mit Glasscheiben versehen gewesen, von denen aber keine einzige mehr übrig war, beleuchteten die trostlose Nacktheit der Wände mit hellem, kaltem Licht.

Und dort in der Mitte schlief der Leichnam des Kuraten Peyramale. Liebevolle Freunde hatten die rührende Idee gehabt, ihn so in der Krypta seiner unvollendeten Kirche zu begraben. Das auf einem breiten Tritt ruhende Grabmal bestand ganz aus Marmor. Die Inschriften in goldenen Buchstaben gaben den Gedanken derjenigen kund, die sich an der Errichtung des Grabmals beteiligt hatten; sie waren der Ausdruck der Wahrheit und Genugthuung, der vom Denkmal ausging. Auf der Vorderseite war zu lesen: „Mit frommen Gaben, die aus der ganzen Welt zusammengeflossen sind, wurde diese Gruft dem gesegneten Angedenken des großen Dieners Unserer lieben Frau von Lourdes errichtet.“ Rechts standen folgende Worte aus einem Breve Pius' IX.: „Du hast Dich ganz und gar hingeopfert, um der Muttergottes einen Tempel zu bauen.“ Und links das Wort des Evangeliums: „Selig sind, so Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen.“ War dies nicht die wahrhaftige Klage, die berechtigte Hoffnung des Besiegten, der so lange gekämpft hatte, nur weil er die ihm von Bernadette überbrachten Befehle der Jungfrau streng auszuführen wünschte? Und Unsere liebe Frau von Lourdes war da. Eine kleine, unscheinbare Statue derselben war oberhalb der Grabinschrift gegen die nackte Mauer angebracht, die nur einige an Nägeln aufgehängte Perlenkränze schmückten.

Vor dem Grabmal standen wie vor der Grotte fünf oder sechs Bänke für die Gläubigen, die sich setzen wollten.

Mit einer neuen Geberde der Entrüstung und des Erbarmens zeigte aber jetzt Doktor Chassaigne dem jungen Priester einen ungeheuren feuchten Fleck, der die hintere Wand grün färbte. Pierre erinnerte sich des kleinen Sees, den er oben auf dem vom Chor losgetrennten Zement bemerkt hatte; er bestand aus einer beträchtlichen Wassermasse, die das Gewitter der vorigen Nacht zurückgelassen hatte. Offenbar sickerte das Wasser durch; wenn zeitweise starker Regen fiel, so floß eine wirkliche Quelle herab, die die Krypta überschwemmte. Allen beiden that das Herz weh, als sie bemerkten, wie das Wasser in dünnen Fäden der Wölbung entlang rann und in großen, regelmäßigen Tropfen auf das Grab nieder fiel.

Der Doktor vermochte es nicht, ein Stöhnen zu unterdrücken.

„Es regnet, es regnet jetzt auf ihn!“

Pierre stand, von einer Art heiligen Entsetzens erfaßt, unbeweglich da. Der Tote, der hier unter diesen herabfallenden Tropfen lag, den Stürmen ausgesetzt, die im Winter durch die zerbrochenen Fensterscheiben eindringen mußten, erschien ihm beklagenswert und tragisch. Er nahm eine wilde Größe an, so ganz allein in seinem reichen Marmorgrab mitten unter dem Schutt und den zerfallenden Ruinen seiner Kirche. Er war der einsame Hüter derselben; der schlafende und träumende Tote bewachte ihre

leeren, allen Nachtvögeln offen stehenden Räume. Er lag hier als stummer, hartnäckiger, ewiger Protest und wartete. Im Sarg liegend, mit der Ewigkeit vor sich, um sich in Geduld zu fassen, wartete er unverdrossen auf die Arbeiter, die vielleicht an einem schönen Aprilmorgen zurück kommen würden. Wenn es auch zehn Jahre anstehen würde, er war da; und wenn es ein Jahrhundert dauerte, war er auch noch da. Er wartete darauf, daß die droben im Grase des Hauptschiffs verfaulten Baugerüste, durch ein Wunder gleichsam vom Tode auferweckt, wieder längs der Mauern aufgestellt würden. Er wartete darauf, daß die mit Moos bedeckte Lokomobile plötzlich wieder geheizt sein und ihr Leben und ihre Kraft wieder erlangen würde, um die Dachbalken in die Höhe zu ziehen. Sein geliebtes Werk, der Riesenbau, stürzte ihm auf das Haupt; er aber bewachte mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen dessen Schutt und wartete.

Mit halblauter Stimme erzählte der Doktor vollends die grausame Geschichte, wie man das Grab des Kuraten Peyramale verfolgte, nachdem man ihn und sein Werk verfolgt hatte. Ursprünglich war eine Büste des Kuraten da gewesen, und fromme Hände unterhielten vor derselben die kleine Flamme einer Lampe. Als aber einmal eine Frau mit dem Gesicht auf die Erde fiel und sagte, sie habe die Seele des Verstorbenen erblickt, da gerieten die Patres von der Grotte in Aufregung. Sollten sich etwa Wunder ereignen? Schon brachten einige Kranke ganze Tage

auf den Bänken vor dem Grabe zu. Andere knieten dort, küßten den Marmor und flehten um ihre Heilung. Das war ein Schrecken! Wenn diese Leute gesund würden, und die Grotte einen Konkurrenten bekäme in diesem Märtyrer, der mitten unter alten, von den Maurern zurückgelassenen Werkzeugen so einsam dalag! Da veröffentlichte der von der Sache verständigte, durch die Patres bearbeitete Bischof von Tarbes die Verordnung, welche die Kirche mit dem Interdikt belegte, jeden Gottesdienst am Grabe des vormaligen Kuraten von Lourdes, sowie jede Wallfahrt und Prozession zu demselben verbot. Wie es bei Bernadette geschehen, war nun auch das Andenken an den Abbé Peyramale geächtet; nirgends sah man offiziell ein Bild von ihm. So erbittert die Patres von der Grotte den lebenden Mann verfolgt hatten, ebenso erbittert verfolgten sie das Gedächtnis des großen Toten. Sie verfolgten ihn bis in sein Grab. Sie allein verhinderten es und verhindern es noch heute, daß die Arbeiten an der Kirche wieder aufgenommen werden; sie legen diesem Vorhaben fortwährend Hindernisse in den Weg, weil sie sich weigern, ihre reiche Ernte milder Gaben zu teilen. Und es scheint, sie erwarten, daß die eindringenden winterlichen Regengüsse das Werk der Zerstörung vollenden, daß die Gewölbe und Mauern und der ganze riesige Bau auf das Marmorgrab, auf den Leichnam des Besiegten herab stürzen, damit er darunter zermalmt und vergraben werde!

„Ach," murmelte der Doktor, „und ich habe ihn

so tapfer, so enthusiastisch begeistert für alle edlen Werke gekannt! Und jetzt, Sie sehen es, jetzt regnet es auf ihn!“

Mühsam ließ er sich auf die Kniee nieder und beruhigte sich in einem langen Gebet.

Pierre, der nicht beten konnte, blieb stehen. Ihn hatte in seiner Menschenliebe eine solche Bewegung erfaßt, daß sein Herz überströmte. Er hörte, wie die schweren, vom Gewölbe herab fallenden Tropfen nach einander in langsamem Rhythmus auf dem Grabe zerplatzten, und sie schienen in dem tiefen Schweigen die Sekunden der Ewigkeit zu zählen. Er gedachte des ewigen Elends dieser Welt, auf der immer die Besten zum Leiden auserwählt sind. Die zwei großen Arbeiter Unserer lieben Frau von Lourdes, Bernadette und der Abbé Peyramale, lebten wieder auf vor ihm als zwei beklagenswerte Opfer, die man im Leben gepeinigt und nach ihrem Tod verbannt hatte. Gewiß, das hätte den Glauben in ihm noch vollends getötet; denn Bernadette war, wie er am Ende seiner Untersuchung jetzt gefunden hatte, nur ein menschliches Wesen, eine mit allen Schmerzen beladene Schwester. Nichtsdestoweniger aber weihte er ihr einen Kult brüderlicher Zärtlichkeit. Und zwei Thränen rollten langsam über seine Wangen.

Fünfter Tag.

I.

In dieser Nacht konnte Pierre im Hotel des Apparitions wieder kein Auge schließen. Nachdem er im Hospital vorgesprochen, um sich nach Marien zu erkundigen, die seit ihrer Rückkehr von der Prozession einen tiefen, köstlichen und kräftigenden Kindesschlummer schlief, hatte er sich, über das Nichterscheinen des Herrn von Guersaint beunruhigt, selbst zur Ruhe begeben. Er erwartete ihn spätestens zum Diner; zweifellos hatte ihn ein Unfall in Gavarnie zurückgehalten, und er dachte an die Qual des jungen Mädchens, wenn ihr Vater sie am nächsten Morgen nicht umarmen würde. Bei diesem so liebenswürdig zerstreuten Manne mit dem Vogelgehirn waren alle Vermutungen, alle Befürchtungen möglich.

Vielleicht hatte diese Unruhe zuerst allein schon genügt, um Pierre trotz seiner großen Müdigkeit wach zu erhalten. Dann aber hatte der nächtliche Lärm in dem Hotel wahrhaft unleidliche Dimensionen angenommen. Der nächste Tag, der Dienstag, war zur Abreise bestimmt; es war der letzte Tag, den die

nationale Pilgerschaft in Lourdes zubringen sollte, und zweifellos benützten die Wallfahrer begierig die Stunden; sie kamen von der Grotte, kehrten mitten in der Nacht dorthin zurück und versuchten, dem Himmel durch ihr Treiben ihre Wünsche abzutrotzen, ohne irgend welcher Ruhe zu bedürfen. Die Thüren wurden zugeschlagen, die Dielen erbebten, das ganze Haus zitterte wie unter dem zügellosen Galopp einer Menschenmenge. Noch nie hatten die Mauern von so hartnäckigen Hustenanfällen, von so dumpfen, undeutlichen Stimmen einen Widerhall gegeben.

Pierre, den die Schlaflosigkeit im Banne hielt, fuhr jählings empor und erhob sich mit dem beständigen Gedanken, es müsse Herr von Guersaint sein, der nach Hause käme. Mehrere Minuten lang lauschte er in fieberhafter Erwartung, aber er vernahm nur den außergewöhnlichen Lärm auf dem Flur, aus dem er nichts Deutliches heraus hörte. Waren es links der Priester, die Mutter und ihre drei Kinder, die Familie der alten Leute, die an den Möbeln herum stießen? Oder war es vielmehr rechts die andere, so überaus zahlreiche Familie, oder der alleinstehende Herr, die junge, alleinstehende Dame, welche unbegreifliche Ereignisse in Abenteuer stürzten? Einen Augenblick sprang er aus dem Bett und wollte das leere Zimmer seines abwesenden Gefährten untersuchen, denn er war fest überzeugt, es gingen arge Dinge in demselben vor.

Aber er mochte noch so aufmerksam lauschen, er verstand hinter der dünnen Scheidewand nichts weiter

als das zarte Flüstern zweier Stimmen, die mit liebkosender Leichtigkeit sprachen. Plötzlich kam ihm wieder Frau Volmar in den Sinn, und fröstelnd legte er sich wieder nieder.

Endlich bei Tagesanbruch schlief Pierre ein, als harte Schläge, die an die Thüre dröhnten, ihn auffahren ließen. Diesmal täuschte er sich nicht, eine starke, angsterstickte Stimme schrie:

„Herr Abbé, Herr Abbé, wachen Sie, bitte, auf!“

Es war ganz gewiß Herr von Guersaint, den man mindestens tot nach Hause brachte. Entsetzt eilte er im Hemde an die Thüre, um zu öffnen, und sah seinen Nachbar, Herrn Vigneron, vor sich.

„O, bitte, Herr Abbé, kleiden Sie sich schnell an. Man bedarf Ihres heiligen Dienstes.“

Nun erzählte er, daß er eben aufgestanden sei, um auf seiner Uhr, die er auf den Kamin gelegt habe, nach der Zeit zu sehen, als er aus dem Nebenzimmer, in dem Madame Chaise lag, herzzerreißende Seufzer vernahm. Aus Artigkeit, um mehr mit ihnen beisammen sein zu können, hatte sie die Verbindungsthür offen gelassen. Natürlich war er gleich herbei gestürzt, hatte die Jalousien aufgezogen und Licht und Luft herein gelassen.

„O, welch ein Schauspiel, Herr Abbé! Unsere arme Tante lag auf ihrem Bett, schon halb blau, mit aufgesperrtem Munde, ohne Atem schöpfen zu können, die krampfigen Hände zwischen die Decken gepreßt. Sie begreifen, es ist ihre Herzkrankheit . . .

Kommen Sie, kommen Sie schnell, Herr Abbé, um ihr zu helfen, ich bitte Sie darum."

In der Bestürzung fand Pierre weder sein Beinkleid noch seine Sutane.

„Gewiß, gewiß gehe ich mit Ihnen, aber die letzte Oelung kann ich ihr nicht geben, ich habe das Nötige nicht bei mir."

Herr Vigneron half ihm beim Anziehen und kauerte sich an der Erde nieder, um die Pantoffeln zu suchen.

„Das thut nichts, schon Ihr Anblick wird ihr die schweren Augenblicke erleichtern, wenn Gott uns diese Prüfung schickt. So, ziehen Sie sich zuerst die Stiefel an, und folgen Sie mir, bitte, sogleich."

Wie ein Wirbelwind schoß er davon und stürzte in das Nebenzimmer. Alle Thüren waren weit offen geblieben. Der junge Priester, der ihm folgte, bemerkte in dem ersten Zimmer, das in unglaublicher Unordnung mit allem möglichen voll gestopft war, nur den kleinen Gustave, der halb nackt, mit ganz bleichem Gesicht inmitten dieses Dramas des brutalen Todes, vergessen und zähneklappernd, unbeweglich auf dem Kanapee saß, auf dem er zu schlafen pflegte. Ausgeleerte Koffer versperrten den Weg, Wurst- und Speisereste beschmutzten den Tisch; das Bett des Vaters und der Mutter schien von der Katastrophe gleichsam verwüstet, die Decken waren herunter gezerrt und auf die Erde geworfen worden. In demselben Augenblick bemerkte er auch in dem zweiten Zimmer die Mutter, die in der Eile ein

altes gelbes Morgenkleid übergeworfen hatte und nun mit entsetzter Miene da stand.

„Nun, meine Liebe?“ wiederholte Herr Vigneron stotternd.

Ohne zu antworten, zeigte Frau Vigneron mit einer Handbewegung auf Frau Chaise, die, den Kopf auf das Kissen zurück geworfen, die Hände verdreht und steif, sich nicht mehr rührte. Das Gesicht war blau, der Mund stand weit offen, wie in dem letzten, ungeheuren Atemzuge, der ihm entschlüpft war.

Pierre hatte sich vorgeneigt. Dann sagte er mit leiser Stimme:

„Sie ist tot!“

Tot! Dieses Wort hallte in dem besser gehaltenen Zimmer, in dem ein dumpfes Schweigen herrschte, wider. Bestürzt und erstaunt blickten sich die beiden Gatten an. Es war also zu Ende? Die Tante starb vor Gustave, und der Kleine erbte fünfmalhunderttausend Franken. Wie oft hatten sie diesen Traum gehegt, dessen plötzliche Verwirklichung sie verblüffte. Wie oft hatte sie in der Befürchtung, der Kleine könne vor ihr sterben, die Verzweiflung erfaßt! Tot! Mein Gott, war denn das ihre Schuld? Hatten sie das wirklich von der heiligen Jungfrau erbeten? Sie zeigte sich ihnen gegenüber so gütig, daß sie zitterten, keinen Wunsch mehr aussprechen zu können, ohne erhört zu werden. Schon in dem Tode des Bureauchefs, der so plötzlich dahin gerafft worden war, um ihnen seine Stellung zu überlassen, hatten sie den so mächtigen Finger Unserer

lieben Frau von Lourdes erkannt. Und nun überhäufte sie sie von neuem mit Gnadenbeweisen und hörte sogar auf die unbewußten Träumereien ihrer Wünsche! Und doch hatten sie niemand den Tod gewünscht, sie waren brave Leute, einer schlechten Handlung unfähig, hatten ihre Familie recht lieb, beobachteten streng die religiösen Gebräuche, gingen zur Beichte, nahmen das heilige Abendmahl, wie alle Welt, ohne Aufhebens davon zu machen. Wenn sie an diese fünfmalhunderttausend Franken dachten, an ihren Sohn, der zuerst hätte sterben können, an den Aerger, den sie dann empfunden hätten, wenn sie einen andern, minder würdigen Neffen dieses Vermögen hätten erben sehen, so lag das alles nur im tiefsten Grunde ihres Herzens verborgen und war ja schließlich so naiv, so natürlich. Gewiß hatten sie vor der Grotte daran gedacht, aber besaß die heilige Jungfrau nicht die höchste Weisheit, wußte sie nicht, besser als wir selbst, was sie zum Glücke der Lebenden und Toten thun mußte?

Nun brach Frau Vigneron ganz aufrichtig in Schluchzen aus und beweinte ihre Schwester, die sie anbetete.

„O, Herr Abbé, ich habe sie sterben sehen, unter meinen Augen ist sie verschieden. Welch ein Unglück, daß Sie nicht früher gekommen sind, um noch ihre Seele zu empfangen. Sie ist ohne Priester gestorben, Ihre Anwesenheit hätte sie so getröstet.“

Die Wimpern ebenfalls von Thränen schwer und

der Rührung nachgebend, tröstete Herr Vigneron seine Frau:

„Deine Schwester war eine Heilige, sie hat noch gestern morgen das heilige Abendmahl empfangen, und Du kannst unbesorgt sein, ihre Seele ist geradewegs zum Himmel aufgestiegen. Gewiß, wäre der Herr Abbé zur rechten Zeit gekommen, es hätte ihr Vergnügen gemacht, ihn zu sehen. Aber was willst Du? Der Tod war eben schneller. Ich bin sogleich zu ihm geeilt, und wir haben uns bis zuletzt keinen Vorwurf zu machen."

Dann wandte er sich zu dem Priester:

„Herr Abbé, ihre allzu große Frömmigkeit hat die Krisis sicher beschleunigt. Gestern hatte sie in der Grotte schon einen Erstickungsanfall, dessen Heftigkeit bezeichnend war; aber trotz ihrer Schwäche hat sie darauf bestanden, der Prozession zu folgen. Ich dachte mir wohl, sie würde nicht weit kommen. Es war jedoch eine heikle Sache; aus Furcht, sie zu erschrecken, wagte man nicht, ihr etwas zu sagen."

Leise kniete Pierre nieder und sagte mit jener echt menschlichen Bewegung, die bei ihm die Stelle des Glaubens vertrat, die üblichen, angesichts des ewigen Lebens, des ewigen Todes, so überaus armseligen Gebete her. Dann blieb er einen Augenblick auf den Knieen liegen und hörte die zischelnden Stimmen des Ehepaares.

Den kleinen Gustave, der in der Unordnung des Nebenzimmers auf seinem Bett vergessen worden war,

mußte wohl Ungeduld erfaßt haben, denn er weinte und schrie:

„Mama, Mama, Mama!“

Endlich ging Frau Vigneron hinaus, ihn zu beruhigen, und sie hatte den Gedanken, ihn in ihre Arme zu nehmen, damit er zum letztenmal seine arme Tante umarme. Zuerst sträubte er sich, weigerte sich und weinte stärker, so daß Herr Vigneron genötigt war, dazwischen zu treten und ihm zu sagen, er solle sich schämen. Wie! Er, der sich vor nichts fürchtete! Der dem Leiden gegenüber den Mut eines Mannes zeigte! Und noch dazu seine arme Tante, die immer so liebenswürdig gewesen war, deren letzter Gedanke gewiß ihm gegolten hatte.

„Gib ihn mir,“ sagte er zu seiner Frau, „er wird vernünftig sein.“

Schließlich hing sich Gustave an den Hals seines Vaters. Er war im Hemde, zitterte vor Kälte und zeigte die Nacktheit seines elenden, kleinen Körpers, den die Skrofeln benagten. Weit entfernt, ihn zu heilen, schien das wunderbare Wasser des Weihers die Wunde an seinen Lenden nur noch weiter aufgerissen zu haben, während sein mageres Bein, einem vertrockneten Stabe vergleichbar, kraftlos herniederhing.

„Küsse sie,“ fuhr Herr Vigneron fort.

Das Kind neigte sich herab und küßte seine Tante auf die Stirn. Es war nicht der Tod, der ihn beunruhigte und ihn veranlaßte, sich zu sträuben. Seit er da war, betrachtete er die Tote mit einer Miene

ruhiger Neugier. Nie hätte er mit lauter Stimme gesagt, daß er sie nicht liebte und daß er unter ihr nur zu lange gelitten hätte. Das waren bei ihm Ideen, Gefühle einer erwachsenen Person, deren Wucht ihn in dem Maße erdrückt hatte, in dem sie sich mit seinen Leiden entwickelten und verstärkten. Er fühlte wohl, daß er zu klein war und daß die Kinder die Dinge, die im Herzensgrunde der Leute vor sich gehen, nicht verstehen dürfen. Sein Vater, der sich abseits gesetzt hatte, behielt ihn auf seinen Knieen, während die Mutter wieder das Fenster schloß und die Kerzen der beiden Leuchter auf dem Kamin anzündete.

„O mein armer Junge," murmelte er in seinem Bedürfnis, zu sprechen, „das ist ein großer Verlust für uns alle; unsere Reise ist vollständig mißglückt; denn es ist unser letzter Tag, heute nachmittag wird die Rückfahrt angetreten. Und die heilige Jungfrau, die sich gerade so gütig bewies —"

Aber angesichts des erstaunten Blickes seines Sohnes, eines Blickes unendlicher Traurigkeit und unendlichen Vorwurfs, beeilte er sich, fortzufahren:

„Ja, gewiß, ich weiß, sie hat Dich nicht vollständig geheilt. Aber man darf deshalb noch nicht an ihrem Wohlwollen verzweifeln. Sie liebt uns zu sehr, sie überhäuft uns mit ihrer Gnade und wird Dich sicherlich schließlich noch heilen, da sie uns jetzt ja nur noch diese große Gunst zu bewilligen hat."

Frau Vigneron, die zugehört hatte, trat näher.

„Wie glücklich wären wir gewesen, wenn wir alle

drei wohl und munter hätten nach Paris zurückkehren können; es ist doch nichts vollkommen."

„Höre 'mal," bemerkte plötzlich Herr Vigneron, „wegen der Formalitäten werde ich wohl heute nachmittag nicht mit euch abreisen können. Wenn nur meine Rückfahrkarte bis morgen Giltigkeit behält."

Erleichtert erholten sich beide, trotz der Zuneigung, die sie für Frau Chaise hegten, von dem furchtbaren Schlage; sie vergaßen ihn bereits und fanden nur noch Eile, Lourdes zu verlassen, gerade, als wenn der Hauptzweck ihrer Reise erfüllt wäre. Eine uneingestandene, verhohlene Freude überflutete sie.

„Ach, wie viel werde ich in Paris zu laufen haben!" fuhr er fort. „Und dabei sehne ich mich doch nur nach Ruhe. Doch das thut nichts; ich werde meine drei Jahre bis zu meiner Pensionirung im Ministerium bleiben, besonders jetzt, da ich der Pensionirung als Bureauchef gewiß bin. Aber dann, ja dann denke ich das Leben ein wenig zu genießen. Da wir das Geld erben, so will ich in meiner Heimat das Privatgut Billottes kaufen, jenes herrliche Fleckchen Erde, von dem ich immer geträumt habe. Und ich bürge auch dafür, ich werde mich nicht schlecht ausnehmen unter meinen Hunden, Pferden und Blumen."

Der kleine Gustave war auf seinen Knieen sitzen geblieben; er fröstelte an seinem ganzen, armen, verkümmerten Insektenkörper, in seinem halb aufgehobenen Hemde, das ihn in der ganzen Magerkeit des sterbenden Kindes sehen ließ. Als er bemerkte, daß

sein Vater ihn nicht einmal mehr fühlte, sondern ganz in seinem endlich verwirklichten Traum einer reichen Existenz befangen war, trat wieder jenes rätselhafte Lächeln einer durch Bosheit verschärften Melancholie auf seine Lippen.

„Nun, Vater, und ich?“

Jäh empor fahrend, bewegte sich Herr Vigneron hin und her und schien zuerst gar nicht zu begreifen.

„Du, mein Junge ... Du wirst natürlich bei uns sein.“

Aber Gustave sah ihn nach wie vor mit starren, tiefen Blicken an, ohne daß das Lächeln von seinen so schmerzlich verzerrten Lippen schwand.

„So, glaubst Du?“

„Gewiß glaube ich das. Du wirst bei uns sein, es wird sehr hübsch bei uns werden.“

Herr Vigneron, der verwirrt und stammelnd nicht die passenden Worte fand, wurde ganz starr, als sein Sohn mit einer Miene philosophischer Verachtung seine mageren Schultern zuckte.

„O nein ... Ich werde bis dahin tot sein!“

Entsetzt las der Vater plötzlich alles in dem tiefen Blicke des Kindes, dem Blicke eines sehr alten, in allen Dingen gewitzigten Mannes, der die Qualen des Lebens kennt, weil er sie durchlitten hat. Was ihn besonders entsetzte, war die plötzliche Gewißheit, daß dies Kind ihn stets bis in den Grund der Seele durchschaut hatte, weit über das hinaus, was er sich selbst nicht zu gestehen wagte. Er erinnerte sich, wie die Augen des kleinen Kranken schon von der Wiege

an starr auf die seinen geheftet gewesen waren, diese Augen, die das Leiden so scharfsichtig machte, die es zweifellos mit der Kraft eines außerordentlichen Ahnungsvermögens begabte, so daß sie im Dunkel der Schädel selbst die geheimsten, unbewußten Gedanken erforschten. Und infolge einer seltsamen Gegenwirkung fand er die Dinge, die er sich nie gesagt hatte, in dieser Stunde sämtlich in den Augen seines Kindes wieder; er sah sie, las sie, wider seinen Willen. Die Geschichte seiner langen Habsucht rollte sich ab, sein Zorn, einen so verkrüppelten Sohn zu haben, seine Angst bei dem Gedanken, daß das Vermögen der Frau Chaise auf einer so gebrechlichen Existenz ruhe, sein heißer Wunsch, sie möge bald sterben, so lange der Kleine noch am Leben war, um ihm die Erbschaft zu sichern. Es war nur eine Frage von Tagen, wer in diesem Duell zuerst verscheiden würde. Denn zum Schluß kam doch wiederum der Tod; der Kleine starb seinerseits; und er allein steckte das Geld in die Tasche und lebte noch lange in Glück und Freude. Diese entsetzlichen Dinge drangen so klar aus den feinen, schwermütig lächelnden Augen des armen, zum Tode verurteilten Wesens; sie wurden von den beiden mit solcher Klarheit und Deutlichkeit ausgetauscht, daß es einen Augenblick dem Vater und dem Sohne vorkam, als wenn sie sich das alles mit ganz lauter Stimme zuriefen.

Aber Herr Vigneron sträubte sich, wandte den Kopf ab und protestirte heftig.

„Wie, Du glaubst, Du werdest jetzt sterben?

Was sind das für Gedanken . . . Das ist ja albern. Solche Ideen!"

Frau Vigneron hatte wieder zu schluchzen angefangen.

„Böses Kind, kannst Du uns so wehe thun, wo wir bereits einen so grausamen Verlust beweinen."

Gustave mußte sie umarmen und ihnen versprechen, am Leben zu bleiben, und das für sie zu thun. Trotzdem hatte er nicht zu lächeln aufgehört, denn er wußte wohl, daß die Lüge notwendig war, wenn man sich nicht allzu sehr betrüben wollte; er hatte sich übrigens darein gefügt, seine Eltern glücklich auf Erden zurück lassen zu müssen, da nicht einmal die heilige Jungfrau ihm auf dieser Welt das kleine Fleckchen Glück geben konnte, für das jedes Geschöpf geboren werden soll.

Seine Mutter legte ihn wieder ins Bett, und Pierre erhob sich endlich in dem Augenblick, da Herr Vigneron das Zimmer anständig hergerichtet hatte.

„Sie entschuldigen mich, nicht wahr, Herr Abbé?" sagte er, den jungen Priester bis zur Thüre begleitend, „ich weiß nicht recht, wo mir der Kopf steht. Es ist eine schlimme Viertelstunde, die da durchzumachen ist. Nun, man muß sich eben darein fügen."

Im Korridor blieb Pierre eine Minute stehen und lauschte auf ein Geräusch, das die Treppe herauf kam. Wieder hatte er an Herrn von Guersaint gedacht und glaubte seine Stimme zu erkennen.

Als er so unbeweglich dastand, ereignete sich ein Vorfall, der ihn in die peinlichste Verlegenheit ver-

setzte. Mit kluger Langsamkeit wurde die Thür des Zimmers, das von dem allein reisenden Herrn bewohnt wurde, geöffnet, und eine schwarz gekleidete Dame war mit so leisem Schritte heraus getreten, daß man kaum Zeit hatte, in der halb geöffneten Thür den Herrn zu bemerken, der, den Finger auf die Lippen haltend, dahinter stand. Als die Dame sich aber umwandte, sah sie sich Pierre gegenüber. Das kam so plötzlich, so brutal, daß sie sich nicht abwenden und nicht so thun konnten, als hätten sie sich nicht erkannt.

Die Dame war Frau Volmar. Nach den drei Tagen und drei Nächten, die sie in diesem Zimmer der Liebe in vollständiger Abgeschlossenheit zugebracht hatte, verließ sie dasselbe am frühen Morgen, sich nur mit Mühe aus demselben los reißend. Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen; sie hoffte, von niemand gesehen zu werden und mit der Leichtigkeit eines Schattens durch die leeren Gänge und Treppen verschwinden zu können; sie hatte auch den Wunsch, sich ein wenig im Hospital zu zeigen, dort den letzten Vormittag zuzubringen, um ihre Anwesenheit in Lourdes zu rechtfertigen. Als sie Pierre bemerkte, begann sie zu zittern und stammelte zuerst:

„O Herr Abbé, Herr Abbé!“

Aber als sie sah, daß der Priester seine Thüre weit offen gelassen hatte, schien sie dem Fieber, das in ihr brannte, einem Bedürfnis nachzugeben, von ihrer Liebesflamme zu sprechen, sich zu erklären und als unschuldig hin zu stellen. Mit blutrotem Gesicht

ging sie voran und trat in das Zimmer, in das er ihr, von dem Vorfall höchst verwirrt, folgen mußte. Als er dann die Thür noch immer geöffnet ließ, war sie es, die ihn durch ein Zeichen bat, sie zu schließen, da sie sich ihm anvertrauen wollte.

„O Herr Abbé, ich flehe Sie an, beurteilen Sie mich nicht zu streng."

Er machte eine Bewegung, als wollte er sagen, daß er sich nicht erlaubte, ein Urteil über sie zu fällen.

„Doch, doch, ich weiß, Sie kennen mein Unglück. In Paris haben Sie mich einmal hinter der Trinitätskirche mit einer Person bemerkt. Und neulich haben Sie mich hier auf dem Balkon erkannt. Nicht wahr, Sie ahnten, daß ich hier, in Ihrer Nähe, bei dieser Person versteckt in diesem Zimmer lebte? Aber wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten!"

Ihre Lippen zitterten, und Thränen stiegen in ihren Augen auf. Er blickte sie an und war überrascht über die außergewöhnliche Schönheit, die ihr Gesicht verklärte. Diese höchst einfach, stets in Schwarz gekleidete Frau, die nie einen Schmuck trug, erschien ihm im Glanz ihrer Leidenschaft von dem Schatten befreit, in dem sie für gewöhnlich erlosch und verschwand. Sie, die auf den ersten Anblick keineswegs schön war, denn sie war zu brünett und zu unbedeutend mit ihren scharfen Zügen, dem großen Munde und der langen Nase, nahm, je länger er sie prüfend ansah, einen verwirrenden Zauber, eine Macht unwiderstehlicher Eroberung an.

Besonders ihre Augen, ihre großen, prächtigen Augen, deren Glut sie gewöhnlich unter einem Schleier von Gleichgiltigkeit verbarg, brannten wie Fackeln zu den Stunden, da sie ganz Hingabe war. Er begriff, daß man sie anbeten, daß man heiß nach ihr begehren konnte, selbst wenn man darüber zu Grunde ging.

„Wenn Sie wüßten, Herr Abbé, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe. Es sind Dinge, die Sie zweifellos geahnt haben, denn Sie kennen ja meine Schwiegermutter und meinen Gatten. Die paarmale, die Sie zu uns gekommen sind, haben Ihnen sicher die Greuel erkennen lassen, die sich dort, trotz meiner stets zufriedenen Miene, in meinem kleinen, schweigsamen und traulichen Winkel abspielten. Aber zehn Jahre so zu leben, niemals wirklich zu leben, niemals zu lieben, niemals geliebt zu werden, nein, nein, das habe ich nicht ertragen können."

Nun erzählte sie die herzzerreißende Geschichte, ihre Ehe mit dem Diamantenhändler, der anscheinend in seinen pekuniären Angelegenheiten Unglück gehabt, nannte ihre Schwiegermutter eine harte Kerkermeister- und Henkerseele, ihren Gatten ein Ungeheuer an körperlicher Häßlichkeit und moralischer Verderbtheit. Man kerkerte sie ein, man ließ sie sich nicht einmal allein an ein Fenster setzen. Man hatte sie geschlagen, hatte ihre Neigungen, ihre Wünsche, ihre Frauenschwächen unterdrückt. Sie wußte, daß ihr Gatte außer dem Hause Dirnen unterhielt; und wenn sie einem Verwandten zulächelte, wenn sie an

einem seltenen Tage der Fröhlichkeit eine Blume am Busen trug, dann riß er ihr die Blume fort, bekam Anfälle eifersüchtiger Wut und zerbrach ihr unter gräßlichen Drohungen die Handgelenke. Jahre hindurch hatte sie in dieser Hölle gelebt und trotzdem immer noch gehofft, denn es bewegte sie eine solche Lebensfülle, ein so heißes Bedürfnis nach Zärtlichkeit, daß sie das Glück erwartete und stets glaubte, es beim geringsten Hauch eintreten zu sehen.

„Herr Abbé, ich schwöre Ihnen, ich habe thun müssen, was ich gethan habe. Ich war zu unglücklich: mein ganzes Wesen brannte darnach, sich hinzugeben. Als mein Freund mir zum erstenmal sagte, daß er mich liebe, ließ ich den Kopf auf seine Schulter sinken, und alles war vorbei; ich war sein Eigentum, sein für immer. Man muß diesen köstlichen Genuß verstehen, geliebt zu werden, bei seinem Geliebten nur Bewegungen der Zärtlichkeit zu finden, Worte der Sanftmut, das beständige Streben, sich zuvorkommend und liebenswürdig zu zeigen; den Genuß, zu wissen, daß er an uns denkt, daß es irgendwo ein Herz gibt, in dem wir leben, und daß zwei Wesen nur eins ausmachen; den Genuß, sich in einer Umarmung zu vergessen, in der alles versinkt, Körper und Seele . . . O, wenn das ein Verbrechen ist, Herr Abbé, so kann ich wegen desselben keine Gewissensbisse empfinden. Ich sage nicht einmal, daß man mich dazu getrieben hat; ich sage, ich habe es ebenso natürlich begangen, wie ich atme, weil es meinem Leben notwendig war."

Sie hatte die Hand an ihre Lippen geführt, als wenn sie der Welt einen Kuß geben wollte. Pierre fühlte sich bestürzt angesichts dieser liebeglühenden Frau, welche die Leidenschaft, das ewige Verlangen selbst war. Dann begann ein unendliches Mitleid in ihm aufzusteigen, und er murmelte:

„Arme Frau!“

„Nicht dem Priester beichte ich,“ fuhr sie fort, „zu dem Manne spreche ich, zu einem Manne, von dem verstanden zu werden ich glücklich wäre. Nein, ich bin keine Gläubige, die Religion hat mir nicht genügt. Man behauptet, die Frauen bescheiden sich damit und finden darin einen starken Schutz gegen den Fehltritt. Ich habe stets ein Gefühl der Kälte in den Kirchen empfunden, ich vergehe dort in der gähnenden Leere. Ich weiß recht wohl, es ist schlecht, Religion zu heucheln und sie scheinbar mit den Angelegenheiten meines Herzens zu vermischen. Aber was wollen Sie, man zwingt mich ja dazu. Wenn Sie mir in Paris hinter der Trinitätskirche begegnet sind, so geschah das, weil dies der einzige Ort ist, zu dem man mich allein gehen läßt; und wenn Sie mich hier in Lourdes finden, so geschieht das deshalb, weil ich im ganzen Jahr nur diese drei Tage vollkommener Freiheit, vollkommenen Glückes für mich habe.“

Wieder erfaßte sie ein Schauder und heiße Thränen flossen auf ihre Wangen herab.

„O diese drei Tage, diese drei Tage! Sie können nicht wissen, mit welcher Glut ich sie erwarte, mit

welcher Leidenschaft ich sie durchlebe, mit welch ungestümen Gefühlen ich die Erinnerung daran mit mir fort nehme."

Alles erstand in lebhaften Bildern vor der langen Keuschheit Pierres. Er stellte sich diese so heiß ersehnten, so wild durchlebten drei Tage und drei Nächte in diesem Hotelzimmer vor, er sah die geschlossenen Fenster und Thüren und dachte daran, wie selbst die Dienstmädchen keine Kenntnis davon hatten, daß eine Frau hier eingeschlossen war. Er sah die endlosen Umarmungen, den beständigen Kuß, eine Hingabe des ganzen Wesens, ein Vergessen der Welt, ein Versinken in unauslöschlicher Liebe! Es gab keinen Ort mehr, es gab keine Zeit mehr, nichts blieb für sie übrig als die Hast, einander anzugehören, sich wieder und immer wieder anzugehören. Und welch herzzerreißender Schmerz zur Stunde der Trennung! Vor dieser Grausamkeit zitterte sie, in dem Schmerz, ihr Paradies verlassen zu haben, vergaß sie sich, sie, die sonst so stumm war, so weit, daß sie ihr Leiden ausschrie. Sich ein letztesmal in die Arme nehmen, sich verschmelzen zu wollen, um einer im andern zu bleiben, sich los zu reißen, als wenn die Hälfte des Fleisches mit fort ging, und sich zu sagen, wie viele lange Tage, wie viele lange Nächte wohl vergehen würden, bevor man sich nur wieder einmal sehen konnte!

Mit schmerzerfülltem Herzen wiederholte Pierre, als das Bild dieser Qual des Fleisches vor ihm erstand:

„Arme Frau!“

„Und dann, Herr Abbé,“ fuhr sie fort, „denken Sie doch an die Hölle, in die ich wieder zurückkehre. Auf Wochen, auf Monate schließt sich mein Himmel, und ohne eine Klage durchlebe ich mein Martyrium. Wieder einmal ist mein Glück zu Ende, zu Ende auf ein Jahr. Großer Gott! Drei arme Tage, drei arme Nächte im Jahr; kann man da nicht wahnsinnig werden, bei meiner Leidenschaft, sie zu genießen, und meiner Geduld, bis zu ihrer Wiederkehr auf sie zu warten? Ich bin so unglücklich, Herr Abbé; glauben Sie nicht, daß ich trotzdem eine anständige Frau bin?“

Er war tief bewegt von diesem lauten Herzenserguß, von diesem Feuer wahrer Leidenschaft und aufrichtigen Schmerzes. Hier fühlte er den Hauch des allgemeinen Verlangens, eine ungezügelte, hehre Flamme, die alles reinigte. Sein Herz strömte von Mitleid über, und er verzieh.

„Madame, ich beklage Sie und achte Sie außerordentlich.“

Nun sprach sie nicht mehr, sondern sah ihn mit ihren großen, von Thränen verdunkelten Augen an. Darauf erfaßte sie mit plötzlichem Drucke seine beiden Hände und preßte sie zwischen ihre glühenden Finger. Dann ging sie von dannen und verschwand mit schattenhafter Leichtigkeit im Hintergrunde des Flures.

Aber als sie nicht mehr da war, litt Pierre unter dem eben Erlebten noch mehr. Weit riß er das

Fenster auf, um den Liebesduft, den sie zurück gelassen hatte, zu verjagen. Schon am Sonntag, als er bemerkt hatte, daß eine Frau versteckt im Nebenzimmer wohnte, hatte er diesen züchtigen Schrecken empfunden und sich gesagt, sie wäre die Rache des Fleisches inmitten der mystischen Verzückung von Lourdes, dem unbefleckten. Und jetzt kehrte diese Angst wieder, er erkannte die Allmacht, die unbesiegliche Willenskraft des wirkenden Lebens. Die Liebe war stärker als der Glaube, vielleicht gab es nichts Göttliches außer dem Besitz eines liebenden Wesens. Sich lieben, sich trotz allem und allem anzugehören, Leben zu geben und Leben fortzupflanzen, war das nicht das einzige Ziel der Natur, das außer dem Bereiche der sozialen und religiösen Ordnung lag? Einen Augenblick kam ihm der tiefe Abgrund zum Bewußtsein; seine Keuschheit war sein letzter Halt, gab allein seiner verfehlten Existenz als ungläubigem Priester Würde. Er erkannte, er wäre verloren, wenn er seinem Fleische nachgab, nachdem er schon seinem Verstande nachgegeben hatte. Sein ganzer Stolz auf seine Reinheit, seine ganze Kraft, die er an die Ehrenhaftigkeit seines Berufes gewandt, kehrte ihm zurück, und er schwor sich von neuem, kein Mann zu sein, da er sich ja freiwillig aus dem Kreis der Männer verbannt hatte. Es schlug sieben Uhr. Pierre legte sich nicht wieder nieder, sondern wusch sich mit eiskaltem Wasser, ganz glücklich über dieses frische Wasser, welches sein Fieber vollends beruhigte. Als er sich fertig angezogen hatte, erwachte bei dem

Geräusch von Schritten, das er auf dem Korridor vernahm, wieder der ängstliche Gedanke an Herrn von Guersaint in ihm. Man blieb vor seiner Thüre stehen und klopfte, und erleichtert ging er, sie zu öffnen.

Da aber stieß er einen Schrei lebhafter Ueberraschung aus.

„Wie, Sie sind's! Sie sind schon aufgestanden, laufen durch die Straßen und steigen zu den Leuten hinauf?"

Mit lächelndem Antlitz stand Marie auf der Schwelle, und hinter ihr lächelte Schwester Hyacinthe, die sie begleitete, ebenfalls mit ihren hübschen, treuherzigen Augen.

„O, mein Freund," sagte das junge Mädchen, „ich habe nicht liegen bleiben können. Sobald ich die Sonne gesehen habe, bin ich aus dem Bett gesprungen; ein solches Bedürfnis empfand ich, zu gehen, zu laufen und herum zu springen wie ein kleines Mädchen. Und ich habe so lange fort gemacht und so lange gefleht, bis die Schwester liebenswürdig genug war, mit mir auszugehen. Ich glaube ich wäre aus dem Fenster gesprungen, wenn man die Thüre verschlossen hätte."

Pierre hatte sie eintreten lassen, und eine namenlose Aufregung schnürte ihm die Kehle zu, als er sie so heiter scherzen hörte, als er sah, wie sie sich so ungehindert und graziös bewegte. Mein Gott, sie, die er seit Jahren mit abgestorbenen Beinen und bleifarbenem Gesicht gesehen hatte! Seit er sie am

vorigen Tage in der Basilika verlassen, war sie in Jugend und Schönheit erblüht. Eine Nacht hatte genügt, sie so zu verändern, daß er sie, das teure Geschöpf voll Zärtlichkeit, das herrliche Kind, das er einst so wild hinter der blühenden Hecke unter den von der Sonne bestrahlten Bäumen geküßt hatte, groß und blühend wieder fand.

„Wie groß, wie schön Sie jetzt sind, Marie!“ konnte er sich nicht enthalten zu sagen.

Nun trat Schwester Hyacinthe dazwischen.

„Nicht wahr, Herr Abbé, die heilige Jungfrau hat alles wohlgethan! Ja, sehen Sie, wenn sie sich mit einer Sache beschäftigt, so geht man aus ihren Händen frisch und duftend wie eine Rose hervor.“

„O,“ fuhr das junge Mädchen fort, „ich bin so glücklich, ich fühle mich ganz stark, ganz gesund, ganz weiß, als wäre ich eben geboren.“

Das war ein köstliches Gefühl für Pierre. Es schien ihm, als wenn der geringe Rest von dem dicken Atem der Frau Volmar verflog und gereinigt würde. Marie erfüllte das Zimmer mit ihrer Reinheit, dem Duft und Glanz ihrer unschuldigen Jugend. Und doch machte sich diese Freude der reinen Schönheit, des wieder aufblühenden Lebens nicht geltend, ohne daß er eine tiefe Traurigkeit empfand. Im Grunde mußte die Empörung, die ihn in der Krypta überkommen hatte, die Erkenntnis seines verfehlten Lebens, seinem Herzen eine ewig blutende Wunde hinterlassen. So viel wieder auferstandene Grazie! Das angebetete Weib, das in seiner vollen Blüte wieder

geboren wurde! Und doch würde er nie den Besitz kennen lernen, denn er stand außerhalb der Welt, dem Grabe geweiht. Aber er schluchzte nicht mehr; es überkam ihn eine grenzenlose Schwermut, ein Gefühl des unendlichen Nichts, wenn er sich sagte, daß er tot war, daß diese Neugeburt des Weibes sich über dem Grabe erhob, in dem seine Mannbarkeit schlief. Es war die Entsagung, die er in der trostlosen Größe der außerhalb der Natur stehenden Existenzen auf sich genommen und selber gewünscht hatte.

Wie die andere, die leidenschaftliche, hatte auch Marie Pierres Hände ergriffen. Aber ihre kleinen Hände waren so frisch, so sanft, so beruhigend! Sie blickte ihn ein wenig verwirrt an und hatte einen großen Wunsch, den sie nicht auszusprechen wagte; dann sagte sie tapfer:

„Pierre, wollen Sie mich umarmen? Das würde mich sehr glücklich machen.“

Er zitterte, das Herz von einer letzten Qual zerrissen. Ach, die Küsse von einst, die Küsse, deren Geschmack er stets auf den Lippen bewahrt hatte. Nie hatte er sie wieder umarmt, und heute war es seine Schwester, die ihm um den Hals fiel. Sie küßte ihn laut auf die linke Wange und auf die rechte Wange; dann hielt sie die ihrigen hin und verlangte, daß er ihr ein Gleiches that. Zweimal küßte er sie nun seinerseits.

„Auch ich, das schwöre ich Ihnen, Marie, bin glücklich, sehr glücklich.“

Und von einer Bewegung übermannt, mit seinem Mut am Ende angelangt, gleichzeitig von einem unendlichen Behagen und von einer unendlichen Bitterkeit durchdrungen, brach er in Schluchzen aus und weinte in seine gefalteten Hände wie ein Kind, das seine Thränen verbergen will.

„Nun, nun, werden wir nicht allzu weich,“ fuhr Schwester Hyacinthe in fröhlichem Tone fort; „der Herr Abbé würde zu stolz, wenn er glaubte, daß wir nur seinetwegen gekommen wären. Nicht wahr, Herr von Guersaint ist doch da?“

Marie stieß einen Ruf inniger Zärtlichkeit aus. „O, mein teurer Vater, auch er wird sehr glücklich sein.“

Nun mußte Pierre erzählen, daß Herr von Guersaint von seinem Ausflug nach Gavarnie noch nicht zurückgekehrt war. Seine wachsende Unruhe blickte durch, obwohl er sich bemühte, die Verzögerung zu erklären, und Hindernisse und unvorhergesehene Zufälle erfand. Uebrigens erschreckte sich das junge Mädchen durchaus nicht, sondern fing wieder an, zu lachen, indem es sagte, ihr Vater habe nie pünktlich sein können. Und doch war sie voller Ungeduld, daß er sie gehen sehen und sie aufrecht, neu erstanden, in ihrer frisch erblühten Jugend wieder finden sollte.

Schwester Hyacinthe, die sich über den Balkon geneigt hatte, kehrte in das Zimmer zurück.

„Er ist da! Er ist unten und steigt aus dem Wagen.“

„Ach, wißt ihr," rief Marie mit der spielenden Lebhaftigkeit eines Schulmädchens, „wir wollen ihm eine Ueberraschung bereiten. Ja wohl, wir müssen uns verstecken; und wenn er da ist, so zeigen wir uns plötzlich."

Und schon zog sie Schwester Hyacinthe in das Nebenzimmer.

Fast gleich darauf trat Herr von Guersaint wie ein Wirbelwind durch die Flurthür, die Pierre eilig geöffnet hatte, herein und sagte, ihm die Hand schüttelnd:

„Na, da bin ich endlich! Nun, mein Freund, Sie haben wohl gar nicht mehr gewußt, was Sie davon denken sollen? Seit gestern um vier Uhr müssen Sie mich erwarten! Aber Sie stellen sich meine Abenteuer nicht vor: Erstens ist bei der Ankunft in Gavarnie ein Rad unseres Landauers gebrochen; dann hat uns gestern abend, als wir schließlich trotzdem abfuhren, ein entsetzlicher Sturm die ganze Nacht in Saint-Sauveur zurückgehalten. Ich habe kein Auge geschlossen."

Er unterbrach sich.

„Und Sie, Sie befinden sich wohl?"

„Ich habe auch nicht schlafen können," sagte der Priester, „einen solchen Lärm haben sie in dem Hotel gemacht."

Aber Herr von Guersaint fuhr schon wieder fort:

„Gleichviel, es ist doch köstlich. Man kann sich das nicht vorstellen, ich muß es Ihnen erzählen. Ich war mit drei entzückenden Geistlichen zusammen.

Der Abbé des Hermoises ist ganz gewiß der angenehmste Mann, den ich je kennen gelernt habe. O, haben wir gelacht, haben wir gelacht!"

Er machte eine neue Pause.

„Und meine Tochter?"

Jetzt ertönte hinter ihm ein helles Lachen. Er wandte sich um und blieb mit offenem Munde stehen. Marie war da, und sie ging, sie zeigte ein Gesicht von entzückender Fröhlichkeit und strahlender Gesundheit. Niemals hatte er an dem Wunder gezweifelt; er war auch durchaus nicht überrascht, denn er kam mit der Ueberzeugung zurück, es würde alles gut enden, er würde sie sicher geheilt wieder finden. Aber was ihn im tiefsten Herzensgrunde rührte, das war das wunderbare Schauspiel, das er nicht vorher gesehen hatte: seine Tochter so schön, so göttlich, in ihrem kleinen schwarzen Kleide! Seine Tochter, die nicht einmal einen Hut aufgesetzt, sondern einfach eine Spitze um ihr wunderbares Haar geknüpft hatte! Seine Tochter lebend, blühend, triumphirend, gleich allen Töchtern aller Väter, die er seit so langen Jahren beneidete.

„O, mein Kind, o, mein Kind!"

Und als sie sich in seine Arme gestürzt hatte, umschlang er sie, und sie fielen zusammen auf die Kniee. Und alles erstrahlte in einem hinreißenden Erguß des Glaubens und der Liebe. Dieser zerstreute Mann mit dem Vogelgehirn, der einschlief, anstatt seine Tochter zur Grotte zu begleiten, der an dem Tage, da die heilige Jungfrau sie heilen sollte,

nach Gavarnie fuhr, strömte aus Dankbarkeit von einer so großen väterlichen Zärtlichkeit über, von einem so begeisterten christlichen Glauben, daß er einen Augenblick erhaben erschien.

„O Jesus, o Maria, wie danke ich euch, daß ihr mir mein Kind wieder gegeben habt! O, mein Kind, wir werden nie genug Atem, nie genug Seele haben, um Jesus und Maria für das große Glück zu danken, das sie mir schenken. O, mein Kind, das sie neu geschaffen, mein Kind, das sie so schön gemacht haben, nimm mein Herz, um es ihnen mit dem Deinen darzubringen. Ich gehöre Dir und gehöre ihnen ewig, ewig. O, mein teures Kind, mein angebetetes Kind!"

Auf den Knieen vor dem geöffneten Fenster lagen beide und blickten mit glühenden Augen gen Himmel. Die Tochter hatte den Kopf auf die Schulter des Vaters gestützt, während er einen Arm um ihre Taille geschlungen hielt. Sie waren nur eins; langsame Thränen begannen über ihre verzückten Gesichter zu rollen, die in übermenschlichem Glücke lächelten; während sie zusammen nur noch wirre Worte der Dankbarkeit stammelten.

„O Jesus, habe Dank; o heilige Mutter Jesu Christi, habe Dank! Wir lieben euch, wir beten euch an. Ihr habt das beste Blut unserer Adern verjüngt; es gehört euch, es glüht für euch. O, allmächtige Mutter, geliebter, göttlicher Sohn, hier ist eine Tochter, die euch segnet, ein Vater, der, von Freude übermannt, zu euren Füßen nieder sinkt..."

Diese Umarmung der beiden Wesen, die nach so langen, düsteren Tagen glücklich waren, dieses Stammeln ihres Glückes, das gleichsam noch in Leiden getränkt war; diese ganze Scene war so rührend, daß Pierre von neuem in Thränen ausbrach. Aber das waren jetzt milde Thränen, die sein Herz erleichterten. Ach, die traurige Menschheit! Wie schön war es, sie ein wenig getröstet und entzückt zu sehen! Und was that es, wenn dies große Glück weniger Sekunden auch der ewigen Täuschung entsprang! Die ganze Menschheit, die bejammernswerte, von der Liebe gerettete Menschheit, war sie nicht in diesem armen, kindischen Manne verkörpert, der plötzlich ganz erhaben erschien, weil er seine Tochter neu geboren wieder fand?

Schwester Hyacinthe stand ein wenig beiseite und weinte ebenfalls, das Herz von einer echt menschlichen Bewegung erfüllt, wie sie sie niemals empfunden, sie, die keine anderen Verwandten als den lieben Gott und die heilige Jungfrau gekannt hatte. Schweigen herrschte in diesem Zimmer, das von einer solchen in Thränen getränkten Brüderlichkeit erzitterte. Und sie war es, die zuerst sprach, als der Vater und die Tochter, von tiefer Rührung erschüttert, sich endlich erhoben.

„Jetzt aber, Fräulein, müssen wir schnell machen und uns beeilen, um ins Hospital zurück zu kehren.“

Aber alle erhoben Einspruch. Herr von Guersaint wollte seine Tochter bei sich behalten, und Marien glänzte in den Augen ein glühender Wunsch,

ein heftiges Verlangen, zu leben, zu gehen und die weite Welt zu durchstreifen.

„O nein, nein,“ sagte der Vater. „Ich gebe sie Ihnen nicht zurück. Wir werden ein Töpfchen Milch trinken, denn ich komme vor Hunger fast um; dann werden wir ausgehen, spazieren gehen, ja, ja, wir beide! Sie an meinem Arm, wie ein kleines Frauchen!“

Schwester Hyacinthe lachte von neuem.

„Nun gut, ich lasse sie Ihnen und werde den Damen sagen, Sie hätten sie mir gestohlen. Aber ich mache mich aus dem Staube. Sie haben keine Ahnung von der Arbeit, die wir im Hospital haben, wenn wir zur Abreise bereit sein wollen; alle unsere Kranken, unser ganzes Material, kurz, eine wahre Umwälzung!“

„Es ist also,“ fragte Herr von Guersaint, der wieder in seine Zerstreutheit zurück fiel, „für den heutigen Dienstag angesetzt, wir reisen heute abend ab?“

„Gewiß, vergessen Sie es nicht. Der weiße Zug fährt um drei Uhr vierzig Minuten ab. Und wenn Sie vernünftig wären, so würden Sie das Fräulein frühzeitig zurück bringen, damit sie sich noch ein wenig ausruht.“

Marie begleitete die Schwester bis zur Thüre.

„Seien Sie unbesorgt, ich werde sehr vernünftig sein. Dann will ich auch zur Grotte zurückkehren, um der heiligen Jungfrau noch einmal zu danken.“

Als sie sich zu dreien in dem kleinen Zimmer, das in Sonnenglut getaucht war, allein befanden, überkam sie ein köstliches Gefühl. Pierre hatte die

Dienerin gerufen, sie solle Milch, Schokolade, Kuchen, kurz, alle möglichen guten Sachen bringen. Und obwohl Marie bereits gegessen hatte, so aß sie doch wieder; seit dem vorigen Tage verschlang sie förmlich alles. Sie hatten den runden Tisch vor das Fenster gerollt und hielten ein wahres Festmahl in der frischen Bergluft, während die hundert Glocken von Lourdes mit lauten Schlägen den Ruhm dieses strahlenden Tages einläuteten. Sie schwatzten, sie lachten, das junge Mädchen erzählte ihrem Vater das Wunder mit hundertmal wiederholten Einzelheiten, wie sie ihr Krankenwägelchen in der Basilika gelassen und wie sie zwölf Stunden, ohne einen Finger zu rühren, geschlafen habe.

Dann wollte auch Herr von Guersaint seinen Ausflug berichten; aber er verwirrte sich und mengte das Wunder mit hinein. Alles in allem war dieses Panorama von Gavarnie doch etwas Kolossales. Nur verlor man aus der Ferne das Gefühl der Proportionen, da erschien es klein. Die drei mit Schnee bedeckten Riesenstufen, der obere Grat, der sich wie das Profil einer Cyklopenfestung vom Himmel abhob, mit dem geschleiften Hauptturm und den ausgezackten Wällen, der große Wasserfall, dessen endloser Strom so langsam erschien, während er in Wirklichkeit mit der Gewalt des Donners hernieder fallen mußte, die ganze Unendlichkeit, die Wälder zur Rechten und Linken, die Sturzbäche, die Bergstürze machten, wenn man sie von der Halle des Dorfes aus betrachtete, den Eindruck, als könne man sie in der hohlen Hand

halten. Was ihn aber am meisten betroffen hatte und wovon er unaufhörlich wieder sprach, das waren die seltsamen Figuren, die der Schnee, der oben zwischen den Felsen geblieben war, zeichnete; unter andern ein riesiges Kruzifix, ein weißes Kreuz von mehreren tausend Metern, das den Eindruck machte, als sei es von einem Ende zum andern quer durch den Raum geworfen worden.

Er unterbrach sich und sagte:

„Uebrigens, was geht denn bei unseren Nachbarn vor? Als ich eben herauf kam, begegnete ich Herrn Vigneron, der wie ein Wahnsinniger davonlief; und durch die halb geöffnete Thür ihres Zimmers glaubte ich Frau Vigneron zu bemerken, die ganz rot aussah. Hat ihr Sohn Gustave wieder einen Anfall gehabt?"

Pierre hatte Frau Chaise vergessen, die Tote, die dort auf der andern Seite der Scheidewand schlief. Er glaubte einen leisen, kalten Schauer zu fühlen.

„Nein, nein, das Kind befindet sich wohl . . ."

Aber er fuhr nicht fort, er zog es vor, zu schweigen. Wozu diese so glückliche Stunde der Genesung, der wieder eroberten Jugend dadurch vergällen, daß er das Bild des Todes in dieselbe wob? Er aber hörte von dieser Minute an nicht mehr auf, an die Nachbarschaft des Todes zu denken; dann dachte er auch an das andere Zimmer, in dem der allein reisende Herr sein Schluchzen unterdrückte und die Lippen auf ein Paar Handschuhe preßte, die er seiner Geliebten entwendet hatte.

Das ganze Hotel kehrte zurück mit seinen Hustenanfällen, seinen Seufzern, seinen undeutlichen Stimmen, dem fortwährenden Zuschlagen der Thüren, den unter dem Zusammendrängen der Reisenden krachenden Zimmern, den von dem Hinundherhuschen der Röcke, von dem Rennen der Familien, die jetzt in der Hast der Abreise in Aufregung gerieten, gefegten Korridoren.

„Auf Ehrenwort, Du wirst Dir noch den Magen verderben," rief Herr von Guersaint lachend, als er sah, daß seine Tochter wieder ein Brötchen nahm.

Auch Marie wurde lustig; dann aber sagte sie, während plötzlich zwei Thränen in ihren Augen aufstiegen:

„O, wie glücklich ich bin, und wie weh es mir thut, wenn ich daran denke, daß nicht die ganze Welt so glücklich ist wie ich!"

II.

Es war acht Uhr, Marie hielt es vor Ungeduld in ihrem Zimmer nicht mehr aus, sondern kehrte unaufhörlich wieder ans Fenster zurück, als wenn sie mit einem Atemzuge den ganzen freien Raum, den ganzen weiten Himmel in sich hinein trinken wollte. Ach, welche Wonne, so durch die Straßen, über die Plätze zu laufen, da und dort und immer wieder wo anders hin zu gehen, so weit fort, wie ihr Verlangen sie tragen würde! Und dabei zu beweisen, wie stark sie war, jener Eitelkeit nachzugeben, vor der Welt meilenweite Wege zu machen, jetzt, da die heilige Jungfrau sie geheilt hatte! Es war ein unwiderstehliches Streben, ein Aufflug ihres ganzen Wesens, ihres Blutes, ihres Herzens.

Aber im Augenblick des Aufbruchs entschied sie sich doch dafür, daß ihr erster Besuch mit ihrem Vater der Grotte gelten sollte, wo sie alle beide Unserer lieben Frau von Lourdes zu danken hatten. Dann würde man frei sein, zwei lange Stunden vor sich haben und spazieren gehen können, wohin man wollte, bevor man zum Frühstück ins

Hospital zurückkehrte und dort sein kleines Bündel schnürte.

„Nun, sind wir so weit?“ wiederholte Herr von Guersaint, „gehen wir?“

Pierre nahm seinen Hut, und alle drei stiegen unter lautem Sprechen und Lachen und mit der Fröhlichkeit von Schülern, die in die Ferien ziehen, die Treppe hinab. Sie hatten bereits die Straße erreicht, als Frau Majesté unter dem Thorweg herbei gestürzt kam. Sie mußte wohl auf ihren Ausgang gewartet haben.

„O, mein Fräulein, meine Herren, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch darbringe. Wir haben von der außerordentlichen Gnade gehört, die Ihnen widerfahren ist; wir sind so glücklich, so geschmeichelt, daß die heilige Jungfrau jemand von unseren Gästen ausgezeichnet hat.“

Ihr trockenes und hartes Gesicht zerschmolz in Liebenswürdigkeit, und sie betrachtete das junge Mädchen, an dem sich das Wunder vollzogen hatte, mit zärtlichen Augen. Dann rief sie eilig ihren Gatten, der eben vorbei ging.

„Sieh doch, mein Lieber, da ist das Fräulein, das Fräulein —“

Das in gelbem Fett schwimmende Gesicht Majestés nahm einen Ausdruck der Freude und Dankbarkeit an.

„Wahrhaftig, Fräulein, ich kann Ihnen nicht sagen, wie geehrt wir uns fühlen; wir werden nie vergessen, daß Ihr Herr Vater bei uns abgestiegen ist; schon das macht viele neidisch.“

Während dieser Zeit hielt Frau Majesté die anderen Reisenden, die ausgingen, an, rief mit einer Bewegung die Familien, die sich bereits im Speisesaale niedergelassen hatten, herbei, und würde, wenn man ihr die Muße dazu gelassen hätte, die ganze Straße herein geholt haben, um zu zeigen, daß sie da war, bei ihr, das wunderbare Mädchen, über das ganz Lourdes seit dem gestrigen Tage in Verwunderung verging. Schließlich sammelte sich eine Menge Leute an, nach und nach entstand ein ganzer Auflauf, und Frau Majesté zischelte einem jeden ins Ohr:

„Sehen Sie, das ist sie, die junge Person, Sie wissen doch, die junge Person —"

Plötzlich rief sie aus:

„Ich werde Appoline aus dem Magazin holen, Appoline muß das Fräulein sehen."

Aber mit würdiger Miene hielt sie nun Majesté zurück:

„Nein, laß Appoline; sie hat schon drei Damen zu bedienen. Das Fräulein und die Herren werden Lourdes gewiß nicht verlassen, ohne einige Einkäufe zu machen. Die kleinen Andenken, die man mitnimmt, betrachtet man später mit so großem Behagen. Und unsere Kunden wollen nie etwas wo anders kaufen, als bei uns, in dem Magazin, das wir mit dem Hotel vereinigt haben."

„Ich habe schon meine Dienste angeboten," erklärte Frau Majesté; „ich erneuere dieselben; Appoline wird glücklich sein, dem Fräulein das Schönste

zu zeigen, was wir haben, und zu wahrhaft unglaublich billigen Preisen! O, entzückende Sachen, entzückende Sachen!"

Marie fing an, ungeduldig zu werden, daß sie so zurückgehalten wurde, und Pierre litt unter der erwachten, immer größer werdenden Neugier. Was Herrn von Guersaint anbetraf, so empfand er einen köstlichen Genuß in dieser Popularität, in diesem Triumph seiner Tochter.

„Gewiß werden wir einige kleine Nippsachen kaufen, als Andenken für uns und um Geschenke damit zu machen. Aber später, wenn wir zurückkehren."

Endlich entschlüpften sie und gingen die Avenue de la Grotte hinunter. Das Wetter war nach den Stürmen der beiden vorhergehenden Nächte wieder herrlich. Die erfrischende Morgenluft duftete schön in der vollen Fröhlichkeit der klaren Sonne. Eine geschäftige, lebensfreudige Menge drängte sich bereits auf den Trottoirs. Welches Entzücken für Marie, der alles neu, reizend, unschätzbar erschien. Am Morgen hatte sie einwilligen müssen, daß Raymonde ihr ein Paar Schuhe lieh, denn aus Aberglauben, in der Befürchtung, sie brächten ihr Unglück, hatte sie sich wohl gehütet, solche in ihren Koffer zu legen. Die Schuhe saßen ihr zum Entzücken, und sie hörte mit kindlicher Freude, wie die kleinen Hacken fröhlich über die Fliesen trippelten.

Sie erinnerte sich nicht, je so weiße Häuser, so grüne Bäume und so fröhliche Spaziergänger gesehen zu haben. Alle ihre wunderbar zarten Sinne schie-

nen in Feststimmung zu sein; sie hörte Musik, roch feine Düfte und kostete die Lust mit Behagen wie eine süße Frucht. Was sie aber besonders reizend, köstlich fand, das war die Freude, so am Arme ihres Vaters spazieren zu gehen. Noch nie war ihr das vorgekommen, seit Jahren träumte sie davon, wie von einer jener großen, unmöglichen Glückseligkeiten, mit denen man sich während einer Krankheit beschäftigt. Der Traum verwirklichte sich, ihr Herz schlug voller Fröhlichkeit. Sie schmiegte sich fest an ihren Vater und bemühte sich, recht gerade, recht schön zu gehen, um ihm Ehre zu machen. Auch er war ebenso stolz und glücklich wie sie, zeigte sie, stellte sie förmlich zur Schau und strömte über von der Freude, sie, sein Blut, sein Fleisch, seine Tochter, die von nun an in Jugend und Schönheit strahlte, bei sich zu fühlen.

Als alle drei das Plateau de la Merlasse betraten, das von der Schar der Kerzen- und Blumenstraußhändlerinnen, die sich an die Fersen der Pilger hefteten, versperrt war, rief Herr von Guersaint:

„Wir werden doch sicher nicht mit leeren Händen zur Grotte gehen!“

Pierre, der an Maries anderer Seite ging, blieb von der lachenden Fröhlichkeit, in der er sie sah, ergriffen stehen. Sogleich wurden sie von einem Schwarm von Händlerinnen umringt und umzingelt, die ihnen mit ihren gierigen Händen die Ware bis ins Gesicht stießen.

„Mein schönes Fräulein, meine guten Herren, kaufen Sie mir etwas ab!“

Sie mußten sich wehren, sich los reißen. Herr von Guersaint kaufte schließlich das größte Bouquet, ein Bouquet aus weißen Astern, rund und hart wie ein Kohlkopf, einem sehr schönen, üppigen blonden Mädchen von höchstens zwanzig Jahren ab, das in seiner Frechheit so wenig bekleidet war, daß man die freie Rundung seiner Brust unter der halb aufgeknöpften Jacke merkte. Das Bouquet kostete übrigens nur zwanzig Sous; er ärgerte sich, es aus seiner schmalen Börse zu bezahlen, und war etwas verwirrt von den Manieren des großen Mädchens, dachte sich auch im stillen, daß sie sicher einen andern Handel betrieb, wenn die heilige Jungfrau feierte.

Pierre seinerseits bezahlte dann die drei Kerzen, die Marie einer alten Frau abgenommen hatte; Kerzen für zwei Franken, sehr preiswert, wie sie sagte. Die alte Frau, eine eckige Gestalt mit einer Raubvogelnase und gierigen Augen, erschöpfte sich in honigsüßen Danksagungen.

„Unsere liebe Frau von Lourdes segne Sie, mein schönes Fräulein! Sie heile Sie von Ihren Krankheiten, Sie und die Ihrigen!“

Das ergötzte sie wieder, und lachend gingen sie alle drei davon, wie die Kinder von dem Gedanken belustigt, daß der Wunsch der guten Frau eine vollendete Thatsache war.

In der Grotte wollte Marie sich sogleich dem Vorbeimarsch anschließen, um sogar noch bevor sie niederkniete, das Bouquet und die Kerzen selber darzubringen. Es waren noch nicht viele Leute da, sie

stellten sich hinten an und gingen nach drei bis vier Minuten vorüber. O, mit welch verzückten Blicken sie alles betrachtete; den Altar aus geätztem Silber, das Orgelharmonium, die Weihebilder, die von Wachs triefenden Leuchter, die im hellen Tageslichte flammten! Diese Grotte, die sie bis dahin nur von ferne, von ihrem Leidenswägelchen aus gesehen hatte, sie betrat sie jetzt, sie atmete darin, wie im Paradies selbst, in einer lauen Wärme, in einem guten Geruch gebadet, der sie mit seinem göttlichen Dufte fast betäubte. Als sie die Kerzen in den großen Korb gelegt hatte und sich groß genug fühlte, um das Bouquet an einer Stange des Gitters zu befestigen, küßte sie lange Zeit den Felsen unter der heiligen Jungfrau an der Stelle, den schon Millionen Lippen geglättet hatten. Und dieser dem Stein gegebene Kuß war ein Kuß der Liebe, in den sie die ganze Flamme ihrer Dankbarkeif legte, es war ein Kuß, in dem ihr Herz zerschmolz.

Dann warf sich Marie draußen nieder und versank in einen Akt unendlicher Danksagungen. Ihr Vater war ebenfalls neben ihr niedergekniet und vereinte die Glut seiner Dankbarbeit mit der ihrigen. Aber er konnte sich einer Sache nicht lange Zeit hingeben; nach und nach wurde er unruhig und beugte sich schließlich zu dem Ohre seiner Tochter nieder, um ihr zu sagen, daß er eine Besorgung zu machen habe, an die er sich eben erst erinnere. Es wäre gewiß das beste, sie bliebe da im Gebet und erwartete ihn.

Während sie ihre Andacht vollendete, würde er sich beeilen und seine Besorgung ausführen; dann würde man nach Gefallen spazieren gehen, wohin man wollte. Sie verstand ihn nicht, hörte ihn nicht einmal. Sie begnügte sich, mit dem Kopfe zu nicken, versprach, sich nicht zu rühren, denn sie war wieder von einer so gläubigen Bewegung erfaßt, daß ihre starr auf die weiße Statue der Jungfrau gerichteten Augen sich mit Thränen füllten.

Als Herr von Guersaint Pierre, der ein wenig abseits geblieben war, erreicht hatte, sprach er sich ihm gegenüber aus.

„Mein Lieber, ich habe eine Gewissenssache abzumachen; dem Kutscher, der uns nach Gavarnie führte, habe ich das ausdrückliche Versprechen gegeben, seinen Herrn aufzusuchen und ihm die wirklichen Ursachen der Verzögerung mitzuteilen. Sie wissen, es ist der Barbier von der Place du Marcadal. Und dann muß ich mich auch rasiren lassen."

Obgleich ungern, mußte Pierre auf den Schwur hin, daß man in einer Viertelstunde zurück sein würde, nachgeben. Da der Weg ihm aber weit erschien, so bestand er seinerseits darauf, einen Wagen zu nehmen, der unten an dem Plateau de la Merlasse hielt. Dieser Wagen war eine Art von grünlichem Kabriolet, dessen Kutscher, ein dicker, etwa dreißigjähriger Mensch mit einer baskischen Mütze, eine Cigarrette rauchte. Schräg, mit ausgebreiteten Knieen auf dem Bock sitzend, lenkte er mit der

ruhigen Ungenirtheit eines Mannes, der sich als Herr der Straße fühlte, seinen Wagen.

„Wir behalten Sie," sagte Pierre beim Absteigen, als sie auf der Place du Marcadal angelangt waren.

„Gut, gut, Herr Abbé, ich erwarte Sie," entgegnete der Kutscher.

Dann ließ er sein mageres Pferd in der vollen Sonne stehen und unterhielt sich lachend mit einer starken, hochbusigen Magd mit fliegenden Haaren, die in dem Bassin des nahen Springbrunnens einen Hund wusch.

Cazaban stand gerade auf der Schwelle seines Ladens, dessen hohe Spiegelscheiben und hellgrüne Farbe dem düstern, öde daliegenden Platze ein heiteres Ansehen verliehen. Wenn die Arbeit nicht drängte, so liebte er es, so zwischen seinen beiden Schaufenstern, welche die Pomadentöpfe und die Parfümflaschen mit lebhaften Nüancen schmückten, zu triumphiren.

Sogleich erkannte er die Herren.

„Sehr geschmeichelt, sehr geehrt, wollen Sie eintreten, bitte!"

Bei den ersten Worten, die Herr von Guersaint an ihn zu richten geruhte, um den Mann, der ihn nach Gavarnie gefahren hatte, zu entschuldigen, zeigte er sich äußerst wohlwollend. Gewiß war es nicht seine Schuld; er hatte nicht die Kraft, zu verhindern, daß die Räder brachen oder daß die Stürme hernieder brausten. Sobald die Reisenden sich nicht beklagten, wäre alles gut.

„O," rief Herr von Guersaint, „ein wunderbares, unvergeßliches Land."

„Nun, mein Herr, da unser Land Ihnen gefällt, so werden Sie uns wieder besuchen, und mehr verlangen wir nicht."

Als dann der Architekt sich auf einen der Stühle setzte und rasirt zu werden verlangte, zeigte er sich voller Eifer. Sein Gehilfe war noch abwesend, er hatte Ausgänge zu besorgen für die Pilger, die er beherbergte; eine ganze Familie, die einen Kasten mit Rosenkränzen, mit gipsernen heiligen Jungfrauen, mit Kupferstichen unter Glas mitnahm. Man vernahm aus dem ersten Stock dumpfes Getrampel, heftige Stimmen, das Gepolter der einzupackenden Gegenstände, ein wirres Durcheinander von Leuten, welche die nahe Abreise aufregte. In dem benachbarten Speisesaal, dessen Thür offen geblieben war, leckten zwei Kinder die Schokoladetassen aus und warfen das Tischzeug wüst durcheinander. Das ganze Haus war vermietet und so dem tollen Treiben preisgegeben; es waren die letzten Stunden dieses Fremdenzudrangs, der den Friseur und seine Frau zwang, sich in das Erdgeschoß zu flüchten, einen engen Keller, in dem sie auf einem Gurtbett schliefen.

Während Cazaban ihm die Wangen mit Seifenschaum einrieb, stellte Herr von Guersaint an ihn Fragen.

„Nun, sind Sie mit der Saison zufrieden?"

„Gewiß, mein Herr, ich habe mich nicht zu beklagen. Meine Mieter reisen zwar heute ab, aber

ich erwarte morgen früh andere; wir haben kaum Zeit, ein wenig rein zu machen; das wird so fortgehen bis zum Oktober."

Als er sah, daß Pierre stehen blieb, im Laden hin und her ging und mit ungeduldiger Miene die Wände betrachtete, wandte er sich höflich um:

„Setzen Sie sich doch, Herr Abbé, nehmen Sie sich eine Zeitung, es wird nicht lange dauern."

Als der Priester mit einer Handbewegung gedankt hatte und es ablehnte, sich zu setzen, fuhr der Friseur in seiner gewohnten Redseligkeit fort:

„O, bei mir geht's immer; mein Haus ist wegen seiner reinlichen Betten und seiner guten Küche bekannt. Nur die Stadt ist nicht zufrieden, nein! Ich kann sogar sagen, daß ich nie eine solche Unzufriedenheit mit erlebt habe."

Er schwieg eine Minute, rasirte die linke Wange und erklärte plötzlich in einem Aufschrei, den ihm die Wahrheit entriß:

„Die Väter von der Grotte spielen mit dem Feuer, das ist alles, was ich zu sagen habe."

Nun war der Bann gebrochen, und er sprach, er sprach, sprach immer weiter. Seine großen Augen rollten in seinem langen Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen und dem sonnenverbrannten Teint von schmutzigem Rot, während sein ganzer kleiner, nervöser Körper von dem Uebermaß an Bewegungen und Worten zitterte. Er kam auf seine Anklage zurück und erzählte die zahllosen Beschwerden, die die alte Stadt gegen die Väter hatte. Die

Hoteliers beklagten sich; die Händler in religiösen Gegenständen erzielten nicht die Hälfte der Einnahme, die sie hätten erzielen müssen; kurz und gut, die neue Stadt belegte das Geld und die Pilger mit Beschlag; nur für die möblirten Häuser, die Hotels und die in der Nähe der Grotte eröffneten Magazine war noch ein Gewinn möglich. Es war ein mitleidsloser Kampf, eine von Tag zu Tag wachsende mörderische Feindseligkeit; denn die alte Stadt büßte in jeder Saison etwas von ihrem Leben ein, sie war sicher dazu bestimmt, zu verschwinden und von der neuen Stadt erdrückt, ermordet zu werden. Ach, über ihre elende, schmutzige Grotte! Er würde sich lieber die Füße abschneiden lassen, als sie hinein setzen. War es nicht empörend, daß sie neben der Grotte nun auch einen Nippsachenladen aufgemacht hatten? Eine wahre Schande, über die sich ein Bischof so empört gezeigt hatte, daß er deswegen, wie man erzählte, an den Papst schrieb. Er, der sich schmeichelte, ein Freidenker und ein Republikaner von dazumal zu sein, der schon unter dem Kaiserreich für die Kandidaten der Oppositionspartei gestimmt, hatte wohl ein Recht zu der Erklärung, er glaube nicht an ihre schmutzige Grotte und pfiffe darauf!

„Sehen Sie, mein Herr, ich will Ihnen eine Thatsache erzählen. Mein Bruder gehört zum Munizipalrat; von ihm weiß ich die Geschichte. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß wir jetzt einen republikanischen Munizipalrat haben, der über die Ent=

sittlichung der Stadt sehr betrübt ist. Abends kann man nicht mehr ausgehen, ohne auf der Straße Dirnen zu begegnen, die anscheinend mit Kerzen handeln. Sie geben sich mit den Kutschern ab, welche die Saison uns zuführt; eine unsichere und verdächtige Gesellschaft, die, man weiß nicht woher, gekommen ist. Ich muß Ihnen auch die Stellung der Patres gegenüber der Stadt erklären. Als sie die Grundstücke bei der Grotte gekauft haben, unterzeichneten sie eine Akte, in der ihnen ausdrücklich jeder Handel untersagt wurde. Nun, trotz ihrer Unterschrift haben sie dort einen Laden eröffnet. Nicht wahr, das ist eine unlautere, anständiger Leute unwürdige Konkurrenz? Der neue Munizipalrat hat sich denn auch entschlossen, eine Kommission an sie abzusenden, die Aufrechthaltung des Vertrages von ihnen zu fordern und sie zu ersuchen, augenblicklich den Laden zu schließen. Wissen Sie, was sie geantwortet haben? Nun, was sie schon zwanzigmal geantwortet haben, und was sie immer zur Antwort geben werden, wenn man sie an ihre Verpflichtungen erinnert: ‚Es ist gut, wir sind geneigt, den Vertrag zu halten, aber wir sind die Herren in unserem Hause, und wir schließen die Grotte.‘“

Er hatte sich erhoben und wiederholte, sein Rasirmesser in die Luft haltend, die Worte skandirend, mit ob dieser Ungeheuerlichkeit weit aufgerissenen Augen:

„Wir schließen die Grotte.“

Pierre, der seinen langsamen Spaziergang fortsetzte, blieb plötzlich stehen und sagte ihm ins Gesicht:

„Nun, so brauchte der Munizipalrat nur zu antworten: ‚Schließt sie!‘“

Cazaban wäre beinahe erstickt. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, er geriet außer sich und stammelte: „Die Grotte schließen, die Grotte schließen!“

„Aber gewiß, da sie Sie ärgert und anekelt, diese Grotte! Da sie eine beständige Ursache zum Kriege, zur Ungerechtigkeit, zur Verderbtheit ist! Dann wäre alles zu Ende, man würde nichts mehr davon hören. Das wäre in der That eine ausgezeichnete Lösung, und wenn man etwas Macht besäße, so würde man Ihnen den Dienst erweisen, die Patres zur Ausführung ihrer Drohung zu zwingen.“

Je länger Pierre sprach, desto mehr verlor Cazaban seinen Zorn. Er wurde ganz ruhig und ein wenig blaß. Im Grunde seiner großen Augen sah der Priester eine gewisse Unruhe erstehen. War er nicht in seiner Leidenschaft gegen die Patres zu weit gegangen? Viele Geistliche liebten sie nicht; vielleicht befand sich dieser junge Priester nur in Lourdes, um einen Kampf gegen sie zu führen. Wer konnte das wissen? Die Schließung der Grotte war dann späterhin immer möglich. Man lebte aber doch nur von ihr. Wenn die alte Stadt auch aus Wut darüber schrie, daß sie nur noch kleine Bissen erhaschte, so war sie über das, was ihr zufiel, doch immer noch glücklich; und selbst die Freidenker, die wie alle Welt den Pilgern ihr Geld abnahmen, schwiegen erschreckt und unangenehm berührt, sobald man hinsichtlich der häßlichen Seiten des neuen Lourdes

allzu sehr ihrer Meinung war. Es hieß eben klug sein.

Cazaban wandte sich wieder zu Herrn von Guersaint. Er fing an, ihm die andere Seite zu rasiren und murmelte dabei mit zerstreuter Miene:

„O, was ich da von der Grotte sage, das geschieht im Grunde genommen nicht, weil sie mir hinderlich ist. Außerdem muß doch auch alle Welt leben.“

In dem Speisesaal hatten die Kinder eben unter betäubendem Geschrei eine der Tassen zerbrochen. Pierre bemerkte von neuem die frommen Kupferstiche und die heilige Jungfrau aus Gips, mit denen der Friseur das Zimmer ausgestattet hatte, um seinen Mietern angenehm zu sein. Eine Stimme schrie aus der ersten Etage, daß der Koffer geschlossen wäre, und der Gehilfe möchte so freundlich sein, ihn zuzuschnüren, wenn er nach Hause käme.

Cazaban blieb den beiden Herren gegenüber, die er im Grunde genommen gar nicht kannte, mißtrauisch und verstört, und in seinem Gehirn spukten beunruhigende Vermutungen. Es brachte ihn in Verzweiflung, sie so fortgehen zu lassen, nachdem er sich selbst bloßgestellt hatte. Wenn er seine allzu heftigen Worte gegen die Patres wenigstens noch hätte zurück nehmen können. Daher gab er auch seinem Verlangen, die Unterhaltung zu erneuern, nach, als Herr von Guersaint aufstand, um sich das Kinn zu waschen.

„Haben Sie von dem gestrigen Wunder gehört?

Die Stadt ist außer sich darüber, mehr als zwanzig Personen haben es mir schon erzählt. Ja, es scheint ihnen ein außerordentliches Wunder gelungen zu sein; eine junge, gelähmte Dame ist aufgestanden und hat ihr Krankenwägelchen bis in den Chor der Basilika gezogen."

Herr von Guersaint, der im Begriff stand, sich wieder zu setzen, nachdem er sich abgetrocknet hatte, ließ ein wohlgefälliges Lachen hören.

„Diese junge Dame ist meine Tochter."

Bei diesem plötzlichen, glücklichen Lichtstrahl strahlte Cazaban. Beruhigt vollendete er die Meisterfrisur unter einem Schwall von Worten und Bewegungen, die er plötzlich wieder gefunden hatte.

„O mein Herr, ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch; ich bin geschmeichelt, Sie unter meinen Händen gehabt zu haben. Wenn einem die Tochter geheilt wird, das genügt doch einem Vaterherzen, nicht wahr?"

Und nun fand er auch für Pierre ein liebenswürdiges Wort. Als er sich entschloß, sie gehen zu lassen, sah er den Priester mit gerührter Miene an und sagte als verständiger Mann, der da wünscht, über die Wunder ein endgiltiges Urteil zu fällen:

„Es kommen solche für alle Welt glücklichen Wunder vor, Herr Abbé. Von Zeit zu Zeit müssen wir eins von dieser Sorte haben."

Draußen mußte Herr von Guersaint den Kutscher suchen, der noch immer mit der Magd scherzte, deren von Wasser triefender Hund sich in der Sonne

schüttelte. Uebrigens führte sie der Wagen in fünf Minuten an den Fuß des Plateau de la Merlasse zurück. Der Gang hatte doch eine halbe Stunde in Anspruch genommen, und Pierre wollte den Wagen behalten in der Absicht, Marien die Stadt zu zeigen, ohne sie allzu sehr zu ermüden. Während der Vater nach der Grotte eilte, um seine Tochter abzuholen, wartete er hier unter den Bäumen.

Sogleich knüpfte der Kutscher mit dem Priester eine Unterhaltung an. Er hatte sich eine andere Cigarrette angesteckt und zeigte sich sehr vertraulich. Er war aus einem Dorfe aus der Umgegend von Toulouse und konnte sich nicht beklagen, denn er verdiente in Lourdes schönes Geld. Man aß hier gut, amüsirte sich, man konnte die Stadt eine gute Gegend nennen. Er sagte diese Dinge mit der Sorglosigkeit eines Mannes, den seine religiösen Skrupel nicht besonders störten, ohne doch die Achtung zu vergessen, die er einem Geistlichen schuldig war.

Endlich ließ er von seinem Bock aus, halb liegend, während eins seiner Beine herab hing, langsam die Worte fallen:

„Ach ja, Herr Abbé, Lourdes hat ganz gut angefangen, aber die Hauptsache ist, ob es lange dauern wird.“

Von dem Worte höchst betroffen, überlegte Pierre die unwillkürliche, tiefe Bedeutung desselben, als Herr von Guersaint, der Marien führte, wieder erschien. Er hatte sie noch an demselben Platze, in

demselben Dankgebet versunken zu den Füßen der heiligen Jungfrau knieend gefunden, und es schien, als habe sie die ganze Flammenglut der Grotte in ihren Augen mit fort getragen, so leuchteten sie in der göttlichen Freude über ihre Heilung. Sie war unter keinen Umständen dafür, den Wagen zu behalten, nein, nein! Sie zog vor, zu gehen; es kam ihr wenig darauf an, die Stadt zu sehen, wenn sie nur noch eine Stunde lang am Arm ihres Vaters durch die Gärten, die Straßen, die Plätze oder wohin man sonst wollte, gehen würde! Und als Pierre den Kutscher bezahlt hatte, war sie, als sie eine Allee des Gartens der Esplanade betraten, ganz entzückt, so mit kleinen Schritten am Rande der mit Blumenbeeten geschmückten Rasenplätze unter den großen Bäumen spazieren zu gehen.

Es war alles schön, so frisch, die Gräser, Blätter, die einsamen schattigen Alleen, in denen man das ewige Rieseln des Gave vernahm. Dann wünschte sie, in die Straßen, unter die Menge zurückzukehren, um hier die Bewegung, das Leben, den Lärm wieder zu finden, nach dem ihr ganzes Wesen heiß begehrte.

Als Pierre in der Rue Saint-Joseph das Panorama bemerkte, in dem man noch die alte Grotte mit der knieenden Bernadette am Tage des Kerzenwunders sah, hatte er die Idee, einzutreten. Marie war glücklich darüber wie ein Kind; und selbst Herr von Guersaint bezeugte die unschuldigste Freude, besonders, als er bemerkte, daß unter der Schar der Pilger, die sich mit ihnen in dem dunklen Gange

drängten, mehrere in seiner Tochter das junge Mädchen wieder erkannt hatten, an der sich am vorigen Tage das Wunder vollzogen hatte, und deren Namen bereits glorreich von Mund zu Mund flog. Oben auf der runden Estrade, als man in das matte Licht trat, das durch eine Art Schleier einfiel, wurde Marie eine Ovation bereitet; es erhob sich ein zartes Flüstern, die Leute richteten verklärte Blicke auf sie und empfanden eine ekstatische Entzückung, ihr zu folgen, sie zu berühren. Es war, als ob ein Heiligenschein sie umgäbe; jetzt würde sie überall so geliebt werden, wohin sie auch ging. Um sie ein wenig in Vergessenheit zu bringen, mußte der mit der Erklärung beauftragte Beamte sich an die Spitze der kleinen Truppe der Besucher stellen; er führte sie herum und erzählte die Episode, welche die ungeheure, kreisförmige Leinwand von hundertundsechsundzwanzig Meter Länge darstellte. Es handelte sich um die siebenzehnte Erscheinung der heiligen Jungfrau vor Bernadette, an dem Morgen, da sie, vor der Grotte knieend, aus Versehen während der Vision die Hand auf der Flamme der Kerze gelassen hatte, ohne sich zu verbrennen; die ganze alte Landschaft der ursprünglichen Grotte fand sich dort wieder, die ganze Scene war wieder hergestellt mit den historischen Personen, dem Arzt, der im Begriffe steht, das Wunder festzustellen, dem Maire, dem Polizeikommissar, dem kaiserlichen Prokurator, deren Namen der Beamte dem verblüfften Publikum, das ihm folgte, nannte.

Nun erinnerte sich Pierre infolge einer unbewußten Gedankenverbindung an das Wort, das der Kutscher eben zu ihm gesprochen hatte: „Lourdes hat gut angefangen, aber die Hauptsache ist, ob es lange dauern wird.“ Das war in der That die Frage.

Wie viele geweihte Heiligtümer waren bereits auf diese Weise auf die Stimme unschuldiger Kinder hin erbaut worden, die unter allen begnadet gewesen waren, und denen die heilige Jungfrau sich gezeigt hatte! Immer wieder war es dieselbe Geschichte: Eine Erscheinung, eine Schäferin, die man verfolgte, die man als Lügnerin behandelte, sodann ein dumpfer Drang des menschlichen Elends, der nach Täuschung dürstete, darauf die Propaganda, der Triumph des wie ein Leuchtturm strahlenden Heiligtums, und endlich der Verfall, die Vergessenheit, wenn ein anderes Heiligtum anderswo aus dem verzückten Traum einer andern Seherin entstand. La Salette hatte die antiken heilenden Jungfrauen aus Holz oder Stein entthront, Lourdes hatte La Salette entthront, um seinerseits wieder von Unserer lieben Frau des nächsten Gnadenortes entthront zu werden, deren sanftes, trostreiches Gesicht sich einem reinen Kinde zeigen wird, das noch geboren werden muß. Wenn Lourdes ein so rasch aufblühendes, wunderbares Glück gehabt hatte, so verdankte es dies sicher nur der kleinen, aufrichtigen Seele, dem köstlichen Zauber der Bernadette. Hier war keine Heuchelei, keine Lüge; es war einzig und allein die Blume des Leidens, ein verkrüppeltes, krankes Mädchen, das dem Volke der

Kranken ihren Traum von Gerechtigkeit, von Gleichheit in dem Wunder brachte. Sie war nur die ewige Hoffnung, der ewige Trost. Außerdem schienen alle sozialen und historischen Umstände zusammen getroffen zu sein, um am Ende eines schrecklichen Jahrhunderts positiver Forschung das Bedürfnis dieser mystischen Erhebung zu verstärken, und darum würde Lourdes zweifellos noch lange in seinem Triumphe bestehen, bevor es nur zu einer Legende, einer jener toten Religionen mit mächtigem, aber verflogenem Dufte wurde.

O dieses alte Lourdes; diese Stadt des Friedens und des Glaubens, die einzig mögliche Wiege, in dem die Legende erstehen konnte! Wie leicht stellte Pierre es sich her, als er das weite Gemälde des Panoramas umschritt! Das sagte alles; es lieferte den besten Aufschluß über die Dinge, die man erhalten konnte. Die eintönigen Erklärungen des Beamten wurden nicht gehört, die Landschaft sprach von selbst. Da war in erster Reihe die Grotte, das Felsenloch am Ufer des Gave, ein wilder Ort der Träumerei, dann buschige Abhänge, Steingeröll ohne einen geebneten Weg; es war noch nichts geschehen, keine Verschönerungen waren noch angebracht worden, kein Monumentalquai, keine englischen Gartenalleen, die sich zwischen den beschnittenen Gebüschen hinschlängelten, waren angelegt, es war noch keine hergerichtete, verunstaltete, mit einem Gitter geschlossene Grotte da, und vor allem noch keine Bude mit religiösen Gegenständen, noch nicht die Bude der

Simonie, die das Aergernis der frommen Seelen bildete. Die Jungfrau hatte in der Wüste keinen reizenderen Winkel wählen können, um sich der Auserkorenen ihres Herzens, dem armen Mädchen zu zeigen, das hier den Traum seiner qualvollen Nächte umher führte, indem es abgefallenes Holz aufhob. Dann sah er auf der andern Seite des Gave, hinter den Felsen des Schlosses, das alte, vertrauensvolle und schlafende Lourdes. Ein anderes Zeitalter erstand vor ihm, eine kleine Stadt mit ihren engen, mit Kiesel gepflasterten Straßen, ihren schwarzen Häusern, mit den marmornen Einfassungen ihrer alten, halb spanischen Kirche voll antiker Skulpturen, die mit goldenen Erscheinungen und gemalten Figuren bevölkert war.

Nur zweimal am Tage kamen die Postwagen von Bagnères und Cauterets, welche die Lapacafurt durchwateten, um dann die steile Chaussee der Rue Basse hinauf zu fahren. Der Hauch des Jahrhunderts hatte noch nicht über diese friedlichen Dächer geweht, die eine zurückgebliebene, noch immer kindliche Bevölkerung schützten; und diese selbst fügte sich in die engen Bande einer starken, religiösen Disziplin. Es gab keinerlei Ausschweifungen, ein geringer, hundertjähriger Handel genügte für das tägliche Leben, ein ärmliches Leben, dessen Rauheit die Sitten schützte. Nie hatte Pierre besser begriffen, wie Bernadette, die in diesem Lande des Glaubens und der Ehrlichkeit geboren, hier wie eine natürliche Rose erblühen konnte, die sich an den wilden Stöcken des Wegrandes erschlossen hatte.

„Die Sache ist doch sehenswert," erklärte Herr von Guersaint, als man sich wieder auf der Straße befand, „ich bereue es nicht, das gesehen zu haben."

Marie lächelte ebenfalls vergnügt.

„Nicht wahr, Vater, man möchte glauben, man wäre drin. Zeitweise scheint es, als bewegten sich die Personen. Und wie reizend sie ist, die Bernadette, auf den Knieen, in der Verzückung, während die Flamme der Kerze ihre Finger beleckt, ohne eine Brandwunde zu hinterlassen."

„Nun," fuhr der Architekt fort, „haben wir nur noch eine Stunde und müssen doch daran denken, unsere Einkäufe zu machen, wenn wir überhaupt etwas kaufen wollen. Wollt ihr, daß wir in verschiedene Läden gehen? Wir haben allerdings Majesté versprochen, ihm den Vorzug zu geben, aber das hindert uns doch nicht, uns die Sachen auch anderwärts ein wenig anzusehen. Wie? Pierre, was meinen Sie dazu?"

„Aber gewiß, wie Sie wollen," versetzte der Priester. „Uebrigens werden wir auf diese Weise auch einen Spaziergang machen."

Mit diesen Worten folgte er dem jungen Mädchen und ihrem Vater, welche auf das Plateau de la Merlasse zurückkehrten. Seit er das Panorama verlassen hatte, empfand er ein eigentümliches Gefühl, als befände er sich an einem andern Ort. Es war, als wenn man ihn plötzlich von einer Stadt in eine andere gebracht hätte, die Jahrhunderte weit entfernt

lag. Er verließ die Einsamkeit, den schlafenden Frieden des alten Lourdes, der durch das tote Licht des Vorhangs noch vermehrt wurde, um plötzlich in das neue, in blendendem Lichte strahlende Lourdes zu geraten, in dem eine lärmende Menge sich drängte. Es hatte eben zehn Uhr geschlagen. Das Treiben auf den Straßen war außerordentlich; es war ein ganzes Volk, das vor dem Frühstück sich beeilte, seine Einkäufe zu beenden, um dann nur noch an die Abreise zu denken.

Die Tausende von Pilgern der nationalen Pilgerfahrt strömten in einem letzten Durcheinander durch die Straßen und belagerten die Läden. Nach dem Geschrei und den Stößen zu urteilen, konnte man an das lärmende Treiben eines Jahrmarktes glauben, der unter dem ununterbrochenen Rollen der Wagen zu Ende geht. Viele versahen sich mit Vorräten für die Reise, kauften die unter freiem Himmel errichteten Buden vollständig aus, in denen Brote, Wurst und Schinken feil gehalten wurden. Man kaufte Früchte, man kaufte Wein, die Körbe füllten sich mit Flaschen, mit dicken Papieren bis zum Platzen. Ein umherziehender Händler, der Käse auf einem kleinen Wagen führte, sah seine Ware wie vom Winde fortgeweht abgehen. Namentlich aber kaufte die Menge religiöse Gegenstände; und andere umherziehende Händler, deren kleine Wagen mit Statuetten und frommen Kupferstichen beladen waren, machten glänzende Geschäfte. Die Einkäufer standen in ganzen Reihen hinter einander vor den Läden, die

Frauen hatten ungeheure Rosenkränze umgebunden, hatten heilige Jungfrauen unter den Armen und schleppten Feldflaschen fort, um sie in dem Wunderbrunnen zu füllen. Diese in der Hand getragenen oder an einem Gurtriemen hängenden Feldflaschen, die ein bis zehn Liter faßten, zum Teil ohne Bilder, zum Teil mit einem blau gemalten Bild Unserer lieben Frau von Lourdes bekleckst, versetzten mit ihrem neuen Blechglanz und ihrem hellen Geklimper die Menge in Heiterkeit. Das Kauffieber, das Vergnügen, sein Geld auszugeben, die Taschen mit Photographien und Medaillen voll gestopft, heimzukehren, belebten die Gesichter mit festlicher Miene und verwandelte diese lustige Menge in eine Kirmeßmenge mit ihren überschwänglichen und befriedigten Gelüsten.

Auf dem Plateau de la Merlasse fühlte sich Herr von Guersaint einen Augenblick versucht, in einen der schönsten und belebtesten Läden einzutreten, dessen Schild in großen Buchstaben die Worte trug:

„Soubirous, Bruder der Bernadette.“

„Nun, wie wär's, wenn wir unsere Einkäufe hier machten? Die Sache hätte mehr Lokalkolorit, und unsere kleinen Erinnerungen erweckten ein größeres Interesse.“

Dann aber ging er vorüber und wiederholte, man müsse zuerst alles sehen. Pierre hatte den Laden des Bruders der Bernadette mit gepreßtem Herzen betrachtet. Es betrübte ihn, daß der Bruder mit der heiligen Jungfrau handelte, welche die Schwester

gesehen hatte. Aber er mußte doch leben; und er glaubte zu wissen, daß die Familie der Seherin neben der triumphirenden Basilika in ihrem Goldglanz kein Vermögen erwarb, so schrecklich war die Konkurrenz. Wenn die Pilger auch in Lourdes Millionen zurückließen, der Händler mit heiligen Gegenständen waren es mehr als zweihundert, die Hoteliers und Wohnungsvermieter, die den größten Teil weg nahmen, ungerechnet, so daß der Gewinn, den man sich in so gieriger Weise streitig machte, schließlich ziemlich mittelmäßig war. Das Plateau entlang, links und rechts vom Bruder der Bernadette, befanden sich andere Läden; es war eine ununterbrochene Reihe von aneinander gedrängten Läden, welche die Abteilungen des hölzernen Barackenbaues, einer Art von der Stadt erbauter Galerie, einnahmen, aus der diese sechzigtausend Franken zog. Das waren richtige Bazare, offene Auslagen, die sich bis auf das Trottoir drängten und die Leute am Gehen hinderten.

Auf mehr als zweihundert Meter gab es keine anderen Geschäfte: es war wie ein Strom von Rosenkränzen, Medaillen und Statuetten, der unaufhörlich durch die Fenster floß. In ungeheuren Buchstaben verkündeten die Schilder verehrungswürdige Namen, den heiligen Rochus, den heiligen Joseph, Jerusalem, die unbefleckte Jungfrau, das geweihte Herz der Maria, kurz alles, was das Paradies an Schönem enthielt, um die Kundschaft zu fesseln und anzuziehen.

„Meiner Treu," erklärte Herr von Guersaint,

„ich glaube, es ist überall dasselbe; wir wollen in irgend einen Laden treten, gleichviel in welchen.“

Er hatte genug; diese unendliche Menge von Auslagen ermüdete ihn.

„Da Du versprochen hast, bei Majesté zu kaufen,“ sagte Marie, die nicht müde wurde, „so ist es das beste, wir kehren dorthin zurück.“

„Ganz recht, gehen wir wieder zu Majesté.“

Aber in der Avenue de la Grotte fingen die Läden wieder an. Auf beiden Seiten drängten sie sich von neuem; es gab da auch Juweliere, Modeartikelhändler und Regenschirmverkäufer, die zugleich religiöse Gegenstände feil boten; sogar ein Konditor war da, der Schachteln mit Lourdeswasserplätzchen verkaufte, deren Deckel ein Bildnis der Jungfrau Maria trug. Die Schaukästen eines Photographen waren voll gestopft mit Ansichten der Grotte und der Basilika, mit Porträts von Bischöfen, ehrwürdigen Patres aller Orden, die sich unter die berühmten Aussichten der nahen Berge mischten. Eine Buchhandlung stellte die letzten katholischen Publikationen aus, Bände mit frommen Titeln, unter diesen die seit zwanzig Jahren über Lourdes veröffentlichten Werke, von denen einige einen wunderbaren Erfolg erzielt hatten, dessen Widerhall noch immer andauerte. Auf diesem großen, volkreichen Wege floß die Menge in einem breiten Strome dahin, die Feldflaschen klangen, eine laute Lebensfreude herrschte in der klaren Sonne, welche die Straße von einem Ende bis zum andern beschien. Die Statuetten, Medaillen, die Rosenkränze schienen

kein Ende nehmen zu wollen; eine Auslage folgte der andern, Kilometer weit ging es so fort durch die Straßen der ganzen Stadt, die ein Bazar mit immer den gleichen Artikeln geworden zu sein schien. Vor dem Hotel des Apparitions zögerte Herr von Guersaint wieder.

„Es ist also abgemacht, wir machen unsere Einkäufe hier?"

„Aber gewiß," sagte Marie, „sieh doch, wie schön der Laden aussieht."

Damit trat sie zuerst in das Magazin ein, das in der That eines der geräumigsten der Straße war und das Erdgeschoß des Hotels auf der linken Seite einnahm. Herr von Guersaint und Pierre folgten ihr. Appoline, die Nichte der Majestés, die mit dem Verkauf betraut war, stand auf einer Trittleiter und war im Begriff, aus einem hohen Schaukasten Weihkessel zu nehmen, um sie einem jungen Manne, einem eleganten Sänftenträger, der wunderbare gelbe Gamaschen trug, zu zeigen. Sie lachte mit einem reizenden Turteltaubengirren, in ihrem Schmuck von dichten schwarzen Haaren, mit den prächtigen Augen in dem etwas viereckigen Gesicht mit der geraden Stirn, den vollen Wangen und den starken roten Lippen.

Pierre sah ganz deutlich, wie die Hand des jungen Mannes am Rand des Unterrockes den Strumpf eines Beines streichelte, der da freiwillig hingehalten zu werden schien. Das war übrigens nur die Vision einer Sekunde. Das junge Mädchen war bereits behende zur Erde gesprungen und fragte:

„Sie glauben also nicht, daß dieser Weihkessel Ihrer Tante gefallen würde?“

„Nein, nein,“ erwiderte der Herr, davon gehend, „verschaffen Sie sich das andere Modell; ich reise erst morgen ab und werde wieder kommen.“

Als Appoline erfuhr, Marie wäre das junge Mädchen, an dem sich das Wunder vollzogen hatte, und von dem Frau Majesté seit dem vorigen Tage sprach, zeigte sie sich sehr geschäftseifrig. Sie betrachtete sie mit ihrem fröhlichen Lächeln, in dem ein wenig Ueberraschung, diskrete Ungläubigkeit, gleichsam der geheime Spott eines schönen, in ihren Körper närrisch verliebten Mädchens lag einer so kindlichen und verspäteten Jungfräulichkeit gegenüber. Aber als die gewandte Verkäuferin, die sie war, erschöpfte sie sich sogleich in liebenswürdigen Worten.

„O, mein Fräulein, wie glücklich werde ich sein, Ihnen etwas zu verkaufen! Ihr Wunder ist ja so außerordentlich schön. Sehen Sie, das ganze Magazin steht zu Ihren Diensten. Wir haben die größte Auswahl.“

Marie war in Verlegenheit.

„Ich danke Ihnen, Sie sind sehr liebenswürdig; wir wollen Ihnen nur Kleinigkeiten abkaufen.“

„Wenn Sie gestatten,“ sagte Herr von Guersaint, „so werden wir unsere Wahl selbst treffen.“

„Nun gut, mein Herr, so wählen Sie, dann werden wir ja sehen.“

Da jetzt andere Kunden eintraten, vergaß sie Appoline, nahm ihren Beruf als hübsche Verkäuferin

wieder auf und zwar unter schmeichlerischen Worten, verführerischen Bewegungen, namentlich den Männern gegenüber, die sie nur mit allen Taschen voller Einkäufe fort gehen ließ.

Von dem Louisd'or, den ihm Blanche, seine älteste Tochter, bei der Abfahrt als Taschengeld zugesteckt hatte, besaß Herr von Guersaint nur noch zwei Franken. Daher wagte er nicht, in seiner Wahl allzu weit zu gehen. Aber Pierre erklärte, man würde ihm wehe thun, wollte man ihm nicht gestatten, seinen Freunden die paar Gegenstände anzubieten, die sie aus Lourdes mitnehmen würden. Nun kam man darüber ein, daß man zuerst ein Geschenk für Blanche wählen wollte und daß dann Marie und ihr Vater jeder das Andenken sich aussuchen sollte, das ihnen am besten gefiele.

„Nur keine Ueberstürzung," sagte Herr von Guersaint ganz lustig zu wiederholtenmalen. „Hörst Du, Marie? Sieh Dich nur recht um. Was würde Blanche wohl am meisten Vergnügen machen?"

Alle drei suchten nun, wühlten und stöberten in den Gegenständen herum. Aber ihre Unentschlossenheit nahm nur immer zu, je öfter sie von einem Gegenstande zum andern übergingen. Das große Magazin mit seinen Ladentischen, seinen Schaufenstern, seinen Kästen, die es von oben bis unten schmückten, war wie ein Meer von zahllosen Fluten, eine Fülle aller möglichen religiösen Gegenstände. Da sah man Rosenkränze, ganze Päcke von Rosenkränzen, die an den Wänden hingen, Haufen von

Rosenkränzen in den Schubladen, von den geringen Rosenkränzen zu zwanzig Sous das Dutzend, bis zu den Rosenkränzen aus wohlriechendem Holz, aus Achat, aus Lasursteinen, die mit Gold oder Silber eingefaßt waren; einzelne, riesig große, die so lang waren, daß man sie doppelt um den Hals und die Taille tragen konnte, wiesen sorgfältig bearbeitete Perlen auf, die die Größe von Nüssen hatten und durch Totenköpfe von einander getrennt waren. Dann gab es Medaillen, eine Regenflut von Medaillen, Medaillen in vollen Schachteln, von allen Größen, aus allen Metallen, die billigsten und die kostbarsten, mit verschiedenen Inschriften, Medaillen, welche die Basilika, die Grotte, die unbefleckte Empfängnis darstellten, und die je nach den Börsen der Käufer gravirt, ziselirt, emaillirt, sorgfältig ausgearbeitet oder gewöhnlicher in Massen hergestellt, zu haben waren.

Ferner waren Statuen der heiligen Jungfrau da, kleine und große, aus Zink, aus Holz, aus Elfenbein, besonders aber aus Gips, die einen ganz weiß, die anderen mit lebhaften Farben bemalt; sie alle gaben bis ins Unendliche die von Bernadette gelieferte Beschreibung wieder, das liebenswürdige und lächelnde Antlitz, den sehr langen Schleier, die blaue Schärpe, die goldenen Rosen an den Füßen; ein jedes Modell war aber wieder ein wenig anders, um durch die Verschiedenartigkeit das Eigentum des Verfertigers zu schützen. Und noch eine andere Flut religiöser Gegenstände war vorhanden, hundert ver-

schiedenartige Skapuliere, Tausende von Abklatschen der frommen Bilder, feine Kupferstiche, schlechte Chromolithographien, die ein Gewimmel kleiner, kolorirter, vergoldeter, lackirter, mit Blumensträußen geschmückter und mit Spitzen gezierter kleiner Bilder förmlich ertränkte. Es gab auch Bijouterieartikel, Ringe, Broschen, Armbänder, mit Sternen und Kreuzen geschmückt und mit heiligen Figuren versehen. Und dann herrschte noch der Pariser Artikel vor, der das übrige zurück drängte: Bleistifthalter, Portemonnaies, Cigarrentaschen, Briefbeschwerer, Papiermesser, ja sogar Tabatièren, kurz, unzählige Gegenstände, auf denen fortwährend die Basilika, die Grotte, die heilige Jungfrau wiederkehrten, die auf alle Arten, in allen bekannten Herstellungsweisen wieder gegeben waren. In einem Kasten von Fünfzig-Centimes-Artikeln stapelte sich ein Durcheinander von Serviettenbändern, von Eierbechern und von Holzpfeifen auf, auf welchen die Erscheinung Unserer lieben Frau von Lourdes in strahlender Schönheit eingeschnitzt war.

Nach und nach war Herr von Guersaint der Sache überdrüssig geworden; es hatte sich seiner eine gewisse Traurigkeit, die Reizbarkeit eines Mannes bemächtigt, der sich einbildete, ein Künstler zu sein.

„Aber das ist ja gräßlich, das ist ja alles gräßlich," wiederholte er bei jedem neuen Artikel, den er prüfend ansah.

Er machte sich Luft, indem er Pierre an den mißlungenen Versuch erinnerte, den er unternommen

hatte, um in den religiösen Bilderhandel einen Umschwung zu bringen. Die Trümmer seines Vermögens waren darin geblieben, was ihn angesichts der ärmlichen Gegenstände, mit denen das Magazin überladen war, noch strenger machte. Hatte man je Sachen von so dummer, so verworrener und dabei so anspruchsvoller Häßlichkeit gesehen? Die Gemeinheit der Idee und die Albernheit des Ausdrucks fanden in der handwerksmäßigen Ausführung ein würdiges Seitenstück. Das alles hatte etwas von dem Modenbild, von dem Deckel der Bonbonbüchse, von den Wachspuppen an sich, die sich in den Friseurläden drehen; es war eine gequält hübsche, gezwungen kindliche Kunst, ohne wirklich menschliches Empfinden, ohne Ausdruck, ohne jede Aufrichtigkeit. Der Architekt, der einmal im Zuge war, hielt nicht mehr inne, er sprach auch von seinem Ekel vor den Bauten des neuen Lourdes, von der beklagenswert häßlichen Herrichtung der Grotte, die kolossale Ungeheuerlichkeit der Treppen, die unglückseligen Mißverhältnisse der Rosenkranzkirche und der Basilika, von denen jene zu schwer war und einem Getreideschuppen ähnlich sah, diese sich als ein Zwittergebäude von schwindsüchtiger Magerkeit ohne jeden Stil darstellte.

„Man muß den lieben Gott wahrhaftig sehr lieben," schloß er seine Worte, „um den Mut zu haben, ihn unter solchen Greueln anzubeten! Sie haben alles falsch gemacht, haben alles verpfuscht, wie zum Vergnügen, ohne daß ein einziger auch nur auf eine Minute die innere Bewegung, die wahre

Naivität und den aufrichtigen Glauben besessen hätte, welche die Meisterwerke erzeugen. Es waren alle nur Schlauköpfe, alle nur Kopisten; kein einziger war mit Leib und Seele dabei. Und wessen bedarf es denn, um sie zu inspiriren, wenn sie in dem Lande des Wunders nichts Großes haben hervor bringen können?"

Pierre antwortete nicht; aber er war von diesen Betrachtungen eigentümlich betroffen und hatte nun endlich eine Erklärung für das Unbehagen, das er seit seiner Ankunft in Lourdes empfand. Dieses Unbehagen hatte seinen Grund in dem Widerspruch zwischen dem ganz modernen Milieu und dem Glauben der vergangenen Jahrhunderte, dessen Wiedererweckung man versuchte. Er beschwor die alten Kathedralen vor sich herauf, in denen dieser Glaube der Völker nachzitterte; er sah wieder die alten Gegenstände des Kultus, die Heiligenbilder, die heiligen Gold- und Silbergefäße, die Heiligen aus Stein und Holz von wunderbarer Kraft und Schönheit des Ausdrucks. In jenen fernen Zeiten waren die Meister, denen man die Arbeiten verdankt, vom Glauben erfüllt; sie gaben ihr Fleisch, sie gaben ihre Seele in der ganzen Naivität ihrer Empfindung, wie Herr von Guersaint sagte. Heute aber bauten die Architekten die Kirchen mit der gleichen ruhigen Fertigkeit, mit der sie fünfstöckige Wohnhäuser aufführen; ebenso wurden die religiösen Gegenstände, die Rosenkränze, die Medaillen, die Statuetten in den volkreichen Vierteln von Paris von leichtfertigen Arbeitern, die

die Religionsgebräuche nicht beobachteten, in großen Massen hergestellt. Daher auch dieser Trödel, dieser Plunder von Waren, über deren Schönheit man weinen, von deren alberner Sentimentalität es einem übel werden konnte. Lourdes war davon überschwemmt, verwüstet und in dem Grade verunstaltet, daß es die etwas zartfühlenden Personen, die sich in seinen Straßen verirrt hatten, belästigte. Das alles verband sich in brutaler Weise mit der versuchten Wiedererweckung, mit den Legenden, den Zeremonien, den Prozessionen der längst dahin gegangenen Zeitalter, und Pierre dachte plötzlich, daß Lourdes historisch und sozial verurteilt war, daß der Glaube bei einem Volke auf ewig tot ist, wenn es ihn nicht mehr in den Kirchen spürt, die es baut, noch bei den Rosenkränzen, die es fabrizirt.

Marie hatte fortwährend noch mit kindlicher Ungeduld in den Auslagen gewühlt; sie zögerte und fand nichts, was ihr des großen Traumes der Verzückung, den sie in sich bewahren wollte, würdig erschien.

„Vater, die Zeit rückt vor, Du mußt mich ins Hospital zurück bringen. Und um ein Ende zu machen, siehst Du, werde ich Blanche diese Medaille mit der silbernen Kette schenken. Das ist noch das einfachste und hübscheste. Ich selbst nehme diese Statuette Unserer lieben Frau von Lourdes, das kleine Modell, das ziemlich hübsch gemalt ist. Ich werde es in mein Zimmer stellen und mit frischen Blumen umgeben. Nicht wahr, das wird sehr hübsch sein?“

Herr von Guersaint stimmte ihr bei. Dann sagte er, auf seine eigene Wahl zurück kommend:

„Mein Gott, in welcher Verlegenheit befinde ich mich!“

Er betrachtete prüfend elfenbeinerne Federhalter, die in Erbsen ähnlichen Kugeln endeten, in denen sich mikroskopische Photographien befanden. Als er, um zu sehen, das Auge an eines der winzigen Löcher legte, stieß er einen Schrei der Bewunderung aus.

„Sieh da, das Panorama von Gavarnie. Ach, das ist wunderbar, alles ist darin; wie kann der Koloß darin nur Platz finden? Wahrhaftig, ich nehme diesen Federhalter; er ist hübsch und wird mich an meinen Ausflug erinnern.“

Pierre hatte ganz einfach ein Porträt der Bernadette gewählt, die große Photographie, die sie auf den Knieen, im schwarzen Kleid, ein Tuch über die Haare geknüpft, darstellt; wie man sagt, ist das das einzige, das nach der Natur aufgenommen wurde. Er beeilte sich zu bezahlen, und alle drei wollten aufbrechen, als Frau Majesté eintrat, Einspruch erhob und Marie durchaus ein kleines Geschenk machen wollte, indem sie sagte, daß das ihrem Hause Glück bringen würde.

„Mein Fräulein, ich bitte Sie, nehmen Sie ein Skapulier; hier eines von diesen. Die heilige Jungfrau, die Sie auserkoren hat, wird es mir schon bezahlen.“

Sie erhob die Stimme und machte so viel Aufhebens, daß die Käufer, die den Laden füllten, auf=

merksam wurden und von nun an das junge Mädchen mit gierigen Augen betrachteten. Das war die Popularität, die sich ihrer wieder zu bemächtigen begann und die sich schließlich auch auf der Straße kund gab, als die Hotelbesitzerin auf die Schwelle ihres Ladens trat, den Kaufleuten gegenüber Zeichen machte und so die Nachbarschaft in Aufruhr versetzte.

„Gehen wir," sagte Marie, die immer verlegener wurde.

Aber ihr Vater hielt sie noch zurück, als er einen Priester eintreten sah.

„Ah, der Herr Abbé des Hermoises."

Es war in der That der schöne, nach Wohlgerüchen duftende Abbé in seiner Sutane; sein frisches Gesicht strahlte in sanfter Fröhlichkeit. Er hatte seinen Gefährten vom vorigen Tage nicht gesehen und sich lebhaft Appolinen genähert, die er beiseite zog.

Pierre hörte, wie er halblaut sagte:

„Warum haben Sie mir heute morgen nicht meine drei Dutzend Rosenkränze gebracht?"

Appoline hatte wieder mit ihrem Turteltaubengirren zu lachen angefangen, wobei sie ihn, ohne zu antworten, von oben bis unten spöttisch anblickte.

„Sie sind für meine kleinen Beichtkinder in Toulouse bestimmt; ich wollte sie unten in meinen Koffer legen, und Sie hatten mir angeboten, beim Packen meiner Wäsche zu helfen."

Sie lachte noch immer und sah ihn mit ihren hübschen Augen kokett von der Seite an.

„Jetzt werde ich erst morgen reisen; bringen Sie

sie mir heute abend, nicht wahr, wenn Sie frei sind; ich wohne am Ende der Straße bei der Duchêne, im Parterrezimmer. Seien Sie artig und kommen Sie selbst."

Mit ihren roten Lippen zuckend, sagte sie endlich scherzend in einem Tone, der ihn im Ungewissen darüber ließ, ob sie ihr Versprechen auch halten würde:

„Gewiß, Herr Abbé, ich werde kommen."

Sie wurden unterbrochen, denn Herr von Guersaint war vorgetreten, um dem Priester die Hand zu schütteln. Sogleich sprachen sie wieder von dem Ausflug nach Gavarnie; eine köstliche Partie, reizende Stunden, die sie niemals vergessen würden. Dann belustigten sie sich auf Kosten ihrer beiden Gefährten, wenig bemittelter Geistlicher, braver Leute, deren Naivität sie riesig amüsirt hatte. Der Architekt erinnerte schließlich seinen neuen Freund daran, daß er versprochen hatte, eine Persönlichkeit aus Toulouse, einen zehnfachen Millionär, für seine Studien über die Lenkbarkeit des Luftschiffes zu interessiren.

„Ein erster Vorschuß von hunderttausend Franken würde genügen," sagte er.

„Zählen Sie auf mich," erklärte der Abbé des Hermoises, „Sie sollen nicht umsonst zur heiligen Jungfrau gebetet haben."

Pierre, der das Porträt der Bernadette in der Hand behalten hatte, ward plötzlich ganz betroffen über die außerordentliche Aehnlichkeit Appolinens mit der Seherin. Das war dasselbe, etwas plumpe Gesicht, derselbe überstarke Mund, dieselben prächtigen

Augen; und er erinnerte sich, daß Frau Majesté ihm bereits von dieser seltsamen Aehnlichkeit erzählt hatte; er erinnerte sich jetzt um so lebhafter, als Appoline ganz dieselbe armselige Kindheit in Bartrès verlebt hatte, bevor ihre Tante sie zu sich nahm, damit sie ihr im Laden helfe. Bernadette! Appoline! welch seltsame Zusammenstellung, welch unerwartete Wiederverkörperung in dreißigjährigem Abstand! Und plötzlich erstand mit dieser so leichtfertig lachenden Appoline, die Rendezvous annahm und über welche die liebenswürdigsten Gerüchte im Umlauf waren, das neue Lourdes vor seinen Augen: die Kutscher, die Kerzenhändlerinnen, die Zimmervermieterinnen, die den Gast am Bahnhof ansprachen, die hundert möblirten Häuser mit den kleinen diskreten Wohnungen, der Schwarm der freien Priester, der leidenschaftlichen Hospitaliterinnen und der einfachen Reisenden, die hierher kamen, um ihre Gelüste zu befriedigen. Dann stieg auch die Wut des von dem Millionenregen entfesselten Schachers vor ihm auf, er sah die ganze Stadt auf rastloser Jagd nach Gewinn, die Läden, welche die Straßen in Bazare umwandelten und sich gegenseitig verschlangen, die Gasthöfe, die gefräßig von den Pilgern lebten, bis zu den blauen Schwestern, die Tischgäste aufnahmen, bis zu den Patres von der Grotte, die aus ihrem Gott Kapital schlugen! Welch trauriges und erschreckendes Abenteuer war es doch! Die Vision der so reinen Bernadette versetzte die Menge in Begeisterung, veranlaßte sie, sich mit Ungestüm der Illusion vom Glück hinzugeben; sie

führte einen Goldstrom herbei, und von diesem Tage an verfaulte alles. Das Wehen des Aberglaubens, das Zusammenströmen der Menschen, das Herbeifließen des Geldes hatte genügt, um diesen bisher ehrenhaften Erdenwinkel auf ewig dem Verderben zu weihen. Wo einstmals die reine Lilie geblüht hatte, sproß jetzt in einem neuen Beet der Habgier und des Genusses die Rose der Sinnlichkeit. Aus Bethlehem war Sodom geworden, seitdem ein unschuldiges Kind die Jungfrau gesehen hatte.

„Nun, was habe ich Ihnen gesagt?“ rief Frau Majesté, als sie bemerkte, daß Pierre ihre Nichte mit dem Porträt verglich. „Ist es nicht Bernadette wie sie leibt und lebt?“

Das junge Mädchen trat mit ihrem liebenswürdigen Lächeln, zuerst von dem Vergleich geschmeichelt, näher.

„Sieh, sieh,“ sagte der Abbé des Hermoises mit einer Miene lebhaften Interesses. Er nahm die Photographie, verglich sie ebenfalls und geriet in Verwunderung. „Das ist sonderbar, dieselben Züge. Ich hatte das noch gar nicht bemerkt; ich bin wahrhaftig entzückt.“

„Aber ich glaube doch,“ erklärte schließlich Appoline, „sie hatte eine dickere Nase.“

Nun stieß der Abbé einen Ruf unwiderstehlicher Bewunderung aus.

„O, Sie sind hübscher, viel hübscher, das ist klar. Aber das thut nichts; man würde Sie doch für zwei Schwestern halten.“

Pierre konnte sich des Lachens nicht erwehren, so sonderbar fand er das Wort. Ach, die arme Bernadette war tot und hatte keine Schwester. Sie hätte nicht wieder erstehen können; sie war nicht mehr möglich in diesem Ort des Wirrwarrs und der Leidenschaft, den sie aus Lourdes gemacht hatte.

Endlich ging Marie am Arme ihres Vaters fort; es wurde verabredet, daß sie beide sie aus dem Hospital abholen würden, um sich dann zusammen nach dem Bahnhofe zu begeben. Auf der Straße erwarteten sie mehr als fünfzig Personen, die sich wie in Verzückung befanden. Man begrüßte sie, man folgte ihr, und eine Frau ließ ihr krankes Kind, das sie aus der Grotte herbei brachte, das Kleid des jungen Mädchens berühren, an dem sich das Wunder vollzogen hatte.

III.

Schon um zweieinhalb Uhr befand sich der weiße Zug, der Lourdes um drei Uhr vierzig verlassen sollte, der Bahnhofshalle gegenüber am zweiten Perron entlang. Er hatte drei Tage, vollständig zur Abfahrt aufgestellt, wie er von Paris gekommen war, auf einem Nebengeleise gewartet; und seit man ihn hiehergebracht hatte, flatterten die weißen Fahnen über dem ersten und letzten Wagen, um ihn den Pilgern, deren Unterbringung gewöhnlich sehr lang und mühsam war, zu bezeichnen. Die vierzehn Züge der nationalen Pilgerfahrt mußten übrigens an diesem Tage abfahren. Um zehn Uhr morgens war der grüne Zug abgegangen, dann der rosa Zug, dann der gelbe Zug; und nach dem weißen Zug sollten die anderen, der orangefarbige, der graue, der blaue folgen. Das war für das Bahnpersonal wieder ein schrecklicher Tag, ein Tumult, ein Durcheinander, das die Beamten betäubte.

Aber die Abfahrt des weißen Zuges beanspruchte immer das lebhafteste Interesse, war die Hauptaufregung des Tages; denn er führte die Schwerkranken fort, die

er gebracht hatte, und unter diesen waren natürlich die Lieblinge der heiligen Jungfrau, die für das Wunder Auserkorenen. Daher drängte sich auch eine dichte Menge unter dem leinenen Sonnendach und versperrte die große bedeckte, etwa hundert Meter lange Halle. Alle Bänke waren besetzt, von Paketen und Pilgern vollgepfropft, die schon warteten. In der einen Ecke hatte man die kleinen Tische des Buffets mit Sturm genommen; die Männer tranken Bier, die Frauen ließen sich Brauselimonade auftragen, während am andern Ende vor der Thüre der Gepäckkammern Bahrenträger den Weg frei hielten, um den schnellen Transport der Kranken, die man herbeibrachte, zu sichern. Das breite Trottoir entlang entfaltete sich ein unaufhörliches Wandeln, es war ein fortwährendes Kommen und Gehen armer, bestürzter Leute, hin- und herlaufender Priester, die man an allen möglichen Orten sah, neugieriger und friedlicher Herren im Ueberrock, kurz, das gemischteste, buntscheckigste Gewirr, das sich jemals auf einem Bahnhof herumgedrückt hat.

Um zwei Uhr fand sich Baron Suire ein; er war voller Unruhe, weil es an Pferden fehlte, denn eine große Anzahl von Touristen, die unerwartet eingetroffen waren, hatte die Wagen nach Barèges, Cauterets und Gavarnie gemietet. Er stürzte auf Berthaud und Gérard zu, die endlich herbeikamen, nachdem sie die Stadt durchstreift hatten; aber alles ging ja wunderbar, versicherten sie; sie hatten die notwendigen Pferde aufgetrieben, und der Transport der Kranken

würde in ganz ausgezeichneter Weise vor sich gehen. Im Hofe warteten ganze Züge von Sänftenträgern mit ihren Bahren und kleinen Wagen auf die Packwagen, die Möbelwagen und die sonstigen Fahrgelegenheiten aller Art, die man für die Fortschaffung aus dem Hospital aufgetrieben hatte. Ein Reservevorrat von Matratzen und Kissen lag am Fuße einer Gaslaterne aufgehäuft. Aber als die ersten Kranken ankamen, verlor der Baron von Suire von neuem den Kopf, während Berthaud und Gérard sich beeilten, den Bahnsteig zu erreichen, an dem der Zug stand. Sie führten die Aufsicht und gaben unter dem wachsenden Wirrwarr ihre Befehle.

Auf diesem Bahnsteig blieb der Pater Fourcade, der am Arme des Paters Massias am Zuge entlang spazieren ging, stehen, als er den Doktor Bonamy kommen sah.

„Ach, Doktor, ich bin glücklich... Der Pater Massias, der abreisen will, erzählte mir noch im Augenblick von der außerordentlichen Gunst, mit der die heilige Jungfrau das so interessante junge Mädchen, Fräulein Marie von Guersaint, begnadet hat. Seit Jahren hat sich ein so auffallendes Wunder nicht ereignet. Das ist ein glückliches Zeichen für uns alle, das ist ein Segen, der den Erfolg unserer Anstrengungen befruchten muß... Für die ganze Christenheit wird dieser Fall eine Erleuchtung, ein Trost, eine Bereicherung sein.“

Er strahlte vor Vergnügen, und alsbald war auch der Doktor mit seinem rasirten Gesicht, den groben,

friedlichen Zügen und den gewöhnlich so müden Augen außer sich vor Freude.

„Es ist wunderbar, wunderbar, mein hochverehrter Pater! Ich werde eine Broschüre darüber schreiben; noch nie hat sich eine Heilung auf übernatürliche Weise in glaubwürdigerer Art vollzogen ... O, was das für ein Aufsehen erregen wird."

Als alle drei dann wieder angefangen hatten, hin und her zu gehen, bemerkte er, daß der Pater Fourcade das Bein noch mehr nachschleppte, indem er sich kräftig auf den Arm seines Gefährten stützte.

„Hat sich Ihr Gichtanfall wieder verschlimmt, mein hochverehrtester Pater?" fragte er. „Sie scheinen sehr zu leiden."

„O, sprechen Sie mir davon nicht, ich habe die Nacht kein Auge schließen können. Es ist recht unangenehm mit diesem Unfall, der mich am Tage meiner Ankunft hier gepackt hat ... Er hätte auch warten können, aber es ist nichts dagegen zu thun, sprechen wir nicht davon; ich bin über die Ergebnisse dieses Jahres zu glücklich."

„Ah! ja, ja!" sagte seinerseits der Pater Massias mit einer vor Inbrunst zitternden Stimme, „wir können stolz sein und dürfen mit begeistertem und dankbarem Herzen von dannen ziehen. Wie viel andere Wunder außer diesem jungen Mädchen haben sich begeben! Sie lassen sich gar nicht mehr zählen; Taube und Stumme sind geheilt, von Wunden angefressene Gesichter sind glatt wie die Hand geworden, sterbenskranke Schwindsüchtige essen, tanzen und sind

zu neuem Leben auferstanden. Das ist nicht mehr ein Krankenzug, das ist ein Zug der Auferstehung, ein Zug des Ruhmes, den ich von dannen führe."

Er sah die Kranken in seiner Umgebung nicht mehr und schritt in vollem, göttlichem Triumphe in der Verblendung seines Glaubens dahin. Alle drei setzten ihren langsamen Spaziergang den Waggons entlang fort, deren Coupés sich zu füllen begannen, lächelten den Pilgern zu, die sie grüßten, und blieben von Zeit zu Zeit immer wieder stehen, um irgend einer bekümmerten Frau, die bleich und zitternd auf einer Bahre vorbei getragen wurde, ein gutes Wort zu sagen. Sie erklärten stets, sie sehe weit besser aus und würde wohl bald genesen.

Aber nun eilte der Stationsvorsteher sehr geschäftig vorüber und schrie mit scharfer Stimme: „Versperren Sie den Bahnsteig nicht!"

Als Berthaud ihm aber zu bedenken gab, daß man doch die Tragbahren niedersetzen müßte, bevor man die Kranken einlud, wurde er ärgerlich.

„Nun, sagen Sie selbst, ist das vernünftig? Sehen Sie doch nur dort unten den kleinen Wagen, der auf dem Geleise stehen geblieben ist! In wenig Augenblicken erwarte ich den Zug aus Toulose ... Wollen Sie denn, daß Ihre Leute überfahren werden?"

Damit eilte er davon, um Leute aufzustellen, welche die bestürzte Schar der Pilger, die aufs Geratewohl herumlief, von den Geleisen herunter bringen sollten.

Viele der Pilger, alte und einfältige Leute, erkannten nicht einmal die Farbe ihres Zuges; deshalb trugen alle am Halse eine Karte von der betreffenden Farbe, damit man sie zurechtweisen und wie gezeichnetes, eingepferchtes Vieh verladen konnte. Welche beständige Aufmerksamkeit erforderte diese Abfahrt der vierzehn eingeschobenen Züge, durch die der Verkehr der gewöhnlichen Züge nicht unterbrochen werden durfte.

Als Pierre, seinen Koffer in der Hand, am Bahnhof anlangte, kostete es ihn schon Mühe, den Bahnsteig zu erreichen. Er war allein. Marie hatte den heißen Wunsch bezeigt, noch einmal in der Grotte nieder zu knieen, damit ihre Seele bis zur letzten Minute in Dankbarkeit vor der heiligen Jungfrau erglühe; und er hatte sie von Herrn von Guersaint dorthin führen lassen, während er im Hotel bezahlte. Uebrigens hatte er ihnen das Versprechen abgenommen, daß sie dann einen Wagen nähmen; sie würden auf diese Weise sicher vor einer Viertelstunde da sein. Während er auf sie wartete, war sein erster Gedanke, ihren Waggon aufzusuchen und sich seines Koffers zu entledigen. Das war aber keine leichte Arbeit, und er erkannte ihn schließlich nur an der Tafel, die seit drei Tagen unter der Sonne und den Stürmen dort schaukelte, ein Viereck aus starkem Papier, das die Namen der Frau von Jonquière, der Schwester Hyacinthe und der Schwester Claire des Anges trug. Das war er; er sah in der Erinnerung die mit seinen Reisegefährten gefüllten Ab=

teilungen wieder; schon bezeichneten Kissen den Platz des Herrn Sabathier, während er auf der Bank, auf der Marie so viel gelitten hatte, einen von einem Eisenbeschlag des Wägelchens im Holz zurückgelassenen Einschnitt wiederfand. Als er seinen Koffer an seinen Platz gestellt hatte, blieb er auf dem Bahnsteig, wartete geduldig und sah sich um, ein wenig überrascht darüber, daß er den Doktor Chassaigne nicht bemerkte, der ihm doch versprochen hatte, sich von ihm am Zuge zu verabschieden.

Jetzt, da Marie wieder auf den Beinen war, hatte Pierre seine Trägerriemen abgelegt und trug auf seiner Sutane nur noch das rote Kreuz der Pilger. Der Bahnhof, den er nur in dem fahlen, schwachen Lichte, in der Beklemmung an jenem entsetzlichen Morgen der Ankunft gesehen hatte, überraschte ihn durch seine breiten Steige, seine geräumigen Treppen, seine helle Fröhlichkeit. Die Berge sah man nicht; aber auf der andern Seite, den Wartesälen gegenüber, stiegen grünende Hügel von entzückendem Reize empor. An diesem Nachmittag war das Wetter von unendlicher Freundlichkeit, ein feiner Flaum von Wolken hatte an dem milchweißen Himmel, von dem nur ein mattes Licht, ein wie Perlen glänzender Staub, herabsank, die Sonne verschleiert. Es war ein Damenwetter, wie die guten Leute sagen.

Es hatte noch nicht drei Uhr geschlagen, und Pierre blickte auf die große Uhr, als er Frau Desagneaux und Frau Volmar anlangen sah, denen Frau von Jonquière und ihre Tochter folgten. Die

Damen, die ein Landauer aus dem Hotel hergebracht hatte, suchten ebenfalls gleich ihren Wagen. Raymonde erkannte sogleich das Coupé erster Klasse, in dem sie gekommen waren.

„Mama, hierher, hier ist er . . . Bleib ein bißchen bei uns; Du hast Zeit, Dich mit Deinen Kranken einzurichten; sie sind ja noch gar nicht da.“

Nun fand sich Pierre wieder Frau Volmar gegenüber. Ihre Blicke begegneten sich. Aber er erkannte sie nicht, denn sie erhob kaum die Wimpern. Wieder war sie die schwarz gekleidete, langsame, für alles gleichgiltige Frau von vollkommener Anspruchslosigkeit, die glücklich ist, unbeachtet zu bleiben. Das Feuer ihrer großen Augen war verglommen und belebte sich nur auf Augenblicke in einem Strahle unter ihrem Schleier von Gleichgiltigkeit, der wie ein dichter Schatten sie auszulöschen schien.

„O, ich litt an einer gräßlichen Migräne,“ sagte sie wiederholt zu Frau Desagneaux. „Sie sehen, ich weiß jetzt noch nicht, wo mir mein armer Kopf steht . . . Das kommt von der Reise; das ist jedes Jahr so; darauf kann ich mich sicher verlassen.“

Lebhafter, rosiger als je, bewegte sich die andere mit etwas zerzausten Haaren hin und her und sagte:

„Meine Liebe, mir geht's für den Augenblick ebenso . . . Ja, das hat mich heut morgen gepackt, eine Neuralgie, die mich fast umbringt . . . aber . . .“ sie beugte sich vor und fuhr mit leiser Stimme fort: „Aber ich glaube, daß es nun endlich so weit

ist ... Ja, ja, es ist das Kind, nach dem ich mich so sehr sehne, das nicht kommen will ... Ich habe die heilige Jungfrau angefleht und war dann leidend, o, so leidend bei meinem Erwachen, kurz alle Zeichen ... Denken Sie sich nur, was mein Mann, der mich in Trouville erwartet, für ein Gesicht machen wird!“

Frau Volmar hörte sehr ernsthaft zu, dann sagte sie mit sehr ruhiger Miene:

„Nun, meine Liebe, ich kenne eine Person, die keine Kinder mehr haben wollte; sie ist hierhergekommen und hat dann auch keine mehr gekriegt.“

Gérard und Berthaud, welche die Damen bemerkt hatten, kamen eiligst herbeigelaufen.

Am Morgen des vorhergehenden Tages hatten sich die beiden Herren im Hospital Notre Dame des Douleurs vorgestellt, und Frau von Jonquière hatte sie im Bureau neben der Wäschekammer empfangen. Hier hatte sich Berthaud mit lächelnder Bonhomie wegen des etwas übereilten Schrittes in durchaus korrekter Weise entschuldigt und um die Hand des Fräulein Raymonde für seinen Freund Gérard angehalten. Man hatte sogleich ganz ungezwungen mit einander verkehrt, die Mutter hatte eine tiefe Rührung gezeigt und gesagt, Lourdes würde dem jungen Paare Glück bringen. Und so wurde die Heirat mit wenigen Worten, unter allgemeiner Befriedigung abgeschlossen. Man verabredete eine Zusammenkunft für den fünfzehnten September im Schloß Berneville bei Caen, einer Besitzung des Onkels, des Diplomaten, den

Berthaud kannte, und zu dem er Gérard zu begleiten versprach.

Dann wurde Raymonde gerufen; sie wurde vor Vergnügen rot, als sie ihre beiden kleinen Hände in die ihres Verlobten legte.

Der letztere zeigte sich diensteifrig und fragte das junge Mädchen:

„Wünschen Sie Kopfkissen für die Nacht? Geniren Sie sich nicht, ich kann Ihnen welche geben, ebenso den Damen, die Sie begleiten.“ Raymonde lehnte in heiterem Tone ab. „Nein, nein, wir sind nicht so verzärtelt; Sie müssen das für die armen Kranken behalten ...“

Uebrigens sprachen die Damen alle auf einmal. Frau von Jonquière erklärte, sie wäre so ermüdet, daß sie kaum mehr fühlte, ob sie noch lebe oder nicht, und doch zeigte sie sich sehr glücklich; ihre Blicke lachten förmlich vor Befriedigung, wenn sie ihre Tochter und den jungen Mann anschaute, während sie zusammen plauderten. Aber Berthaud konnte nicht dableiben; sein Dienst rief ihn, ebenso wie Gérard. Beide nahmen Abschied, nachdem sie noch an die Zusammenkunft erinnert hatten. Also nicht wahr, am fünfzehnten September im Schloß Berneville? Ja, ja, das war abgemacht. Und nun hörte man noch lachen, Händedrücke wurden gewechselt, während die Augen voller Zärtlichkeit und Entzücken das vollendeten, was man inmitten dieser Menge nicht laut zu sagen wagte.

„Wie,“ rief die kleine Frau Desagneaux, „Sie

gehen am fünfzehnten nach Berneville? Wenn wir bis zum zwanzigsten in Trouville bleiben, wie mein Mann es wünscht, so werden wir Sie besuchen."

Dann wandte sie sich zu der schweigsamen Frau Volmar:

„Kommen Sie doch auch; es wäre so hübsch, wenn wir uns alle dort wiederfänden."

Die junge Frau machte eine langsame Bewegung und versetzte mit ihrer Miene müder Teilnahmlosigkeit:

„Ach, für mich ist das Vergnügen zu Ende, ich kehre nach Hause zurück."

Wiederum begegnete ihr Blick dem Pierres, der neben den Damen stehen geblieben war; und er glaubte zu sehen, wie sie einen Augenblick verwirrt wurde, während ein Ausdruck namenlosen Schmerzes über ihr totes Gesicht huschte.

Jetzt kamen die Schwestern von Mariä Himmelfahrt, und die Damen traten vor dem Kantinewagen zu ihnen. Ferrand, der mit den Nonnen im Wagen gekommen war, stieg zuerst ein; dann half er der Schwester St. François beim Betreten des hohen Trittbrettes und blieb auf der Schwelle des Wagens stehen, der zur Küche umgewandelt war, und in dem sich die Vorräte für die Reise: Fleischbrühe, Milch und Schokolade befanden. Schwester Hyacinthe und Schwester Claire des Anges, die auf dem Bahnsteig geblieben waren, reichten ihm seine kleine Apotheke, sowie andere Pakete und winzige Gepäckstücke.

„Sie haben doch alles?" fragte ihn Schwester

Hyacinthe. „Gut. Da Sie sich darüber beklagen, daß man Ihre Dienste nicht in Anspruch nimmt, so brauchen Sie sich jetzt nur in Ihren Winkel zu legen und zu schlafen.“

Ferrand fing leise zu lachen an.

„Liebe Schwester, ich werde der Schwester St. François helfen . . . ich werde den Petroleumherd anstecken, die Tassen waschen und bei den Aufenthaltstationen, die auf der Tafel dort verzeichnet sind, die Portionen austragen . . . Sollten Sie aber doch einen Arzt nötig haben, so, bitte, holen Sie mich.“

Schwester Hyacinthe lachte nun ihrerseits.

„Aber wir brauchen ja keinen Arzt mehr, da alle unsere Kranken geheilt sind.“

Und die Augen in die seinen gesenkt, sagte sie mit ihrer ruhigen, und schwesterlichen Miene:

„Adieu, Herr Ferrand.“

Er lächelte noch immer, während eine unendliche Rührung seine Augen befeuchtete. Der zitternde Ton seiner Stimme sprach von der unvergeßlichen Reise, von der Freude, sie wieder gesehen zu haben, von der Erinnerung ewiger und göttlicher Zärtlichkeit, die er mit fortnahm.

„Adieu, liebe Schwester!“

Frau von Jonquière sagte, sie wolle mit Schwester Claire des Anges und Schwester Hyacinthe zu ihrem Wagen gehen. Diese versicherte ihr jedoch, es eile durchaus nicht, denn es seien fast noch gar keine Kranken herbeigebracht worden. Sie verließ sie, nahm die andere Schwester mit und versprach, über alles

zu wachen, ja, sie wollte ihr durchaus ihre kleine Tasche abnehmen, indem sie ihr sagte, sie würde sie an ihrem Platze wiederfinden. So setzten denn die Damen ihren Spaziergang fort und plauderten heiter miteinander auf dem breiten Bahnsteig, wo es so schön war.

Indessen fing Pierre, der, die Augen auf die große Uhr gerichtet, beobachtete, wie die Minuten dahineilten, an, unruhig zu werden, als er Marie mit ihrem Vater noch immer nicht kommen sah. Wenn Herr von Guersaint sie auf dem Wege nur nicht verloren hatte! Und er wartete noch immer, als er Herrn Vigneron bemerkte, der außer Atem seine Frau und den kleinen Gustav wütend vor sich hertrieb.

„O, Herr Abbé, ich bitte Sie, sagen Sie mir, wo ist unser Wagen? Helfen Sie mir mein Gepäck und das Kind unterbringen ... Ich verliere den Kopf, sie haben mich ganz aus Rand und Band gebracht.“

Als sie vor dem Coupé zweiter Klasse standen und Pierre gerade den kleinen Kranken hinaufheben wollte, sprudelte es aus Herr Vigneron, der die Hände des Priesters ergriff, wie aus einer Quelle hervor:

„Können Sie sich das vorstellen? Sie bestehen darauf, daß ich abreise, und haben mir gesagt, wenn ich bis morgen warte, würde mein Retourbillet keine Gültigkeit mehr haben ... Ich möchte Ihnen noch viel von dem Unglücksfall erzählen ... Nicht wahr, es ist doch gewiß nicht angenehm, bei der Toten zu

bleiben, bei ihr zu wachen, sie in den Sarg zu legen und in vorgeschriebener Frist fort zu bringen... Nun, sie behaupten, das gehe sie alles nichts an, sie hätten schon genügend große Ermäßigungen auf die Billets der Pilgerfahrt bewilligt und könnten sich nicht um die Geschichten der Leute kümmern, die da sterben."

Frau Vigneron hörte ihm zitternd zu, während Gustave, vergessen, vor Ermüdung auf seiner Krücke wankend, sein armes Gesicht, das eines neugierigen Todkranken erhob.

„Ich habe ihnen schließlich in allen Tonarten zugeschrieen, daß hier ganz besondere zwingende Umstände vorlägen ... Was soll ich denn mit der Leiche thun? Ich kann sie doch nicht unter den Arm nehmen und als Gepäckstück fortschleppen. Ich bin also doch gezwungen, da zu bleiben ... Nein, was gibt es doch für dumme und boshafte Menschen!"

„Haben Sie mit dem Stationsvorsteher gesprochen?" fragte Pierre.

„O ja, der Stationsvorsteher! Der ist da unten in dem Gewirr; man hat ihn nicht auffinden können. Wie sollen denn die Sachen ordentlich von statten gehen bei einem solchen Durcheinander? ... Aber ich muß ihn ausfindig machen, ich muß ihm meine Meinung sagen."

Dann schrie er seine Frau an, die starr und unbeweglich dastand:

„Was machst Du denn da? Steig doch ein, damit man Dir das Gepäck und den Kleinen hinaufreichen kann."

Nun ging es an ein Hineindrängen; er stieß sie förmlich hinein und warf ihr Pakete zu, während der Priester Gustave in seine Arme nahm. Das arme, vogelleichte Wesen schien noch magerer geworden zu sein; es war mit Wunden bedeckt und litt so heftige Schmerzen, daß es einen leisen Schrei ausstieß.

„O, mein Kleiner, habe ich Dir wehe gethan?“

„Nein, nein, Herr Abbé, ich habe zu viel Bewegung gehabt, ich bin heute Abend sehr ermüdet.“

Er lächelte mit seiner so feinen und traurigen Miene; dann kauerte er sich in seinen Winkel und schloß, schon von dem Vorgefühl dieser tödlichen Reise ganz vernichtet, die Augen.

„Sie begreifen,“ fuhr Herr Vigneron fort, „es macht mir keinen Spaß, hier allein zu bleiben und unnütz die Zeit zu vertrödeln, während meine Frau und mein Sohn ohne mich nach Paris zurückkehren. Es muß aber wohl sein. Das Leben im Hotel ist nicht mehr auszuhalten; außerdem sehen Sie mich gezwungen, drei Plätze noch einmal zu bezahlen, wenn sie an der Bahnkasse nicht Vernunft annehmen wollen ... Dabei ist meine Frau so ungeschickt; sie wird es nie lernen, sich aus einer Verwicklung heraus zu winden.“

Nun überschüttete er mit dem letzten Aufwand seines Atems Frau Vigneron mit den genauesten Verhaltungsmaßregeln; er gab an, was sie während der Reise thun sollte, wie sie in ihre Wohnung zurückkehren müßte, und wie sie Gustav zu pflegen hätte,

wenn er einen Anfall bekäme. Geduldig und ein wenig erschreckt, antwortete sie auf jeden Satz:

„Ja, ja, mein Lieber ... Gewiß, mein Lieber ...“

Dann wurde er plötzlich wieder vom Zorne erfaßt.

„Wird denn mein Retourbillet nun schließlich Giltigkeit haben, ja oder nein? Ich will es doch wissen ... Ich muß ihn finden, den Stationsvorsteher.“

Er wollte sich eben von neuem unter die Menge stürzen, als er bemerkte, daß Gustavs Krücke auf dem Bahnsteig liegen geblieben war. Das war in seinen Augen ein Unglück, das ihn veranlaßte, die Arme zum Himmel zu erheben, um Gott zum Zeugen dafür anzurufen, daß er nie aus so vielen Verwicklungen herauskommen würde. Dann warf er sie seiner Frau zu und entfernte sich, indem er außer sich rief:

„Du, Du vergißt alles.“

Jetzt wälzte sich der Strom der Kranken heran; und wie bei der Ankunft fand in einem allgemeinen Durcheinander wieder ein nicht endenwollendes Hin- und Herfahren der Krankenwagen auf dem Bahnsteig und über die Geleise hinweg statt. All die gräßlichen Uebel, alle Wunden, alle Unförmlichkeiten zogen noch einmal vorüber, ohne daß die Gefährlichkeit oder die Zahl derselben geringer erschien, gerade wie wenn die wenigen Heilungen nur den schwachen, kaum wahrnehmbaren Freudenschimmer, inmitten der unendlichen Trauer bildeten. Man brachte sie so

fort, wie man sie hergebracht hatte. Die kleinen Wagen mit alten, gebrechlichen Frauen, die ihre Bündel zu ihren Füßen liegen hatten, klapperten auf den Schienen. Die Tragbahren, auf denen aufgedunsene Körper, bleiche Gesichter mit leuchtenden Augen lagen, schwankten unter dem Hin- und Herstoßen der Menge. Es war eine tolle Hast ohne Sinn und Verstand, eine unerklärliche Verwirrung, hier Bitten und Rufe, dort ein eiliges Hin- und Herlaufen; es war wie das Drehen und Wenden einer Herde, die die Thür zum Stalle nicht mehr findet. Die Träger verloren schließlich den Kopf, sie wußten nicht mehr, welchen Weg sie einschlagen sollten vor dem „Achtung!"-rufen der Bahnbeamten, das die Leute jedesmal erschreckte, sie verwirrte und ängstigte.

„Achtung, Achtung, da drüben! ... Beeilen Sie sich doch! ... Nein, nein, gehen Sie nicht mehr hinüber! Der Zug von Toulouse kommt! Der Zug von Toulouse kommt!"

Pierre, der zurückgekommen war, bemerkte wieder die Damen, Frau von Jonquière und die anderen, die noch immer heiter plauderten. Neben ihnen hörte er Berthaud, den der Pater Fourcade angehalten hatte, um ihm wegen der guten Ordnung während der ganzen Pilgerfahrt sein Kompliment zu machen. Der frühere Beamte verbeugte sich geschmeichelt.

„Nicht wahr, mein hochverehrter Pater, das ist eine Lektion, die da der Republik erteilt worden ist.

In Paris tötet man sich, wenn solche Menschenmassen irgend eine blutige Begebenheit ihrer gräßlichen Geschichte feiern ... sie sollen nur hierher kommen und lernen, wie es zu machen ist."

Der Gedanke, der Regierung unangenehm zu sein, die ihn gezwungen hatte, seinen Abschied zu nehmen, entzückte ihn. Er war nie so glücklich in Lourdes, als unter dem großen Andrang der Gläubigen, wenn es so zuging, daß die Frauen fast erdrückt wurden. Trotzdem schien er nicht ganz befriedigt von dem Resultat der politischen Propaganda, die er hier jedes Jahr drei Tage hindurch machte. Ungeduld erfaßte ihn; es ging nicht schnell genug.

Wann würde Unsere liebe Frau von Lourdes wohl die Monarchie zurückbringen?

„Sehen Sie, mein hochverehrtester Pater, das einzige Mittel, der wahre Triumph bestände darin, die Arbeiter der Städte in Massen hierher zu bringen. Ich denke nur noch daran; ich beschäftige mich nur noch damit. Ach, wenn man doch nur eine katholische Demokratie schaffen könnte."

Der Pater Fourcade war sehr ernst geworden. Seine schönen, intelligenten Augen nahmen einen träumerischen Ausdruck an und verloren sich in der Ferne. Wie oft hatte er seinen Bemühungen die Erschaffung dieses neuen Volkes zum Ziel gesetzt! Aber war dazu nicht der Odem eines neuen Messias erforderlich?

„Ja, ja," murmelte er, „eine katholische Demokratie ... O, die Geschichte der Menschheit würde wieder von vorn beginnen."

Der Pater Massias unterbrach ihn mit leidenschaftlicher Stimme und sagte, alle Nationen der Erde würden schließlich dahin kommen; während der Doktor Bonamy, der bereits fühlte, daß in der Frömmigkeit der Pilger sich eine leichte Erkältung geltend machte, den Kopf schüttelte und der Ansicht war, daß alle Gläubigen der Grotte ihren Eifer verdoppeln müßten. Er erhoffte den Erfolg namentlich von der möglich größten Verbreitung, die den Wundern gegeben wurde. Und er that, als strahle er, und lachte wohlgefällig, indem er auf das lärmende Vorbeiziehen der Kranken wies:

„Sehen Sie sie doch an, reisen sie nicht mit einem besseren Aussehen ab? Viele sehen nicht geheilt aus und tragen doch den Keim der Heilung mit sich fort, seien Sie dessen ganz sicher ... O, die braven Leute, sie thun für den Ruhm Unserer lieben Frau von Lourdes mehr als wir alle.“

Aber er mußte schweigen. Frau Dieulafay wurde in ihrem mit Seide ausgeschlagenen Kasten vorübergetragen. Man setzte sie vor der Thüre des Waggons erster Klasse nieder, in dem eine Kammerfrau bereits die Gepäckstücke ordnete. Tiefes Mitleid erfüllte die Herzen, denn die arme Frau schien während der drei Tage, die sie in Lourdes verlebt hatte, nicht aus ihrer Erschöpfung erwacht zu sein. So, wie sie sie am Morgen der Ankunft inmitten ihres Luxus ausgeladen hatten, so luden die Sänftenträger sie jetzt wieder ein, mit Spitzen bekleidet, mit Juwelen bedeckt, mit ihrem toten und blöden Mumien-

gesicht, das sich sozusagen verflüchtigte; ja man konnte glauben, sie wäre noch schlimmer daran als vorher, man führe sie mehr eingefallen von dannen, mehr und mehr zur Gestalt eines Kindes zusammengesunken durch das schreckliche Leiden, das, nachdem es die Knochen zerstört hatte, jetzt vollends den weichen Stoff der Muskeln zerfraß. Untröstlich, mit rot geweinten Augen, von dem Verlust ihrer letzten Hoffnung vernichtet, folgten ihr ihr Gatte und ihre Schwester mit dem Abbé Judaine, wie man einem Leichnam auf den Kirchhof folgt.

„Nein, nein, noch nicht," sagte der Priester zu den Trägern, indem er sie verhinderte, die Kranke in den Wagen zu schieben. „Es ist noch Zeit genug, sie hineinzusetzen; mag wenigstens die Freundlichkeit dieses schönen Himmels bis zur letzten Minute auf ihr ruhen."

Als er dann Pierre in seiner Nähe sah, führte er ihn einige Schritte weg und sagte zu ihm mit gramerfüllter Stimme:

„Ach, mir bricht das Herz. Noch heute morgen hatte ich Hoffnung; ich habe sie nach der Grotte bringen lassen, habe meine Messe für sie gesprochen und habe dann noch bis elf Uhr gebetet. Aber es half nichts, die heilige Jungfrau hat mich nicht gehört ... Ich, den sie geheilt hat, einen armen, unnützen alten Mann, ich habe die Genesung dieser schönen jungen, reichen Frau nicht erlangen können, deren Leben doch ein beständiges Fest sein sollte ... Gewiß, die heilige Jungfrau weiß besser, als wir

alle, was sie zu thun hat, und ich beuge mich und segne ihren Namen. Aber wahrhaftig, meine Seele ist von Traurigkeit erfüllt.“

Er sagte nicht alles, er gestand den Gedanken nicht ein, der ihn in seiner kindlichen Einfachheit und in seiner Eigenschaft eines braven Mannes, den weder die Leidenschaft noch der Zweifel jemals heimgesucht haben, so außer sich brachte. Es war der Gedanke, daß die bedauernswerten Leute, die da weinten, der Mann und die Schwester, zu viele Millionen besaßen, daß sie zu schöne Geschenke mitgebracht, daß sie der Basilika zu viel Geld gegeben hatten. Man erkauft das Wunder nicht, die Reichtümer dieser Welt schaden vielmehr vor Gott. Gewiß war die heilige Jungfrau ihnen gegenüber nicht taub gewesen; sie hatte ihnen nur ein strenges und kaltes Herz gezeigt, um mehr auf die schwache Stimme der Armen zu hören, die mit leeren Händen, nur in ihrer Liebe reich, zu ihr gekommen waren; diese überhäufte sie mit ihrer Gnade und überflutete sie mit der glühenden Zärtlichkeit einer göttlichen Mutter. Und diese armen Reichen, die nicht erhört worden waren, diese Schwester, dieser Gatte, die mit so unglücklicher Miene bei dem traurigen Körper standen, den sie wieder mitnahmen, sie fühlten sich selbst als Parias inmitten der Menge geheilter oder getrösteter Armen; sie schienen verlegen über ihren Luxus; sie wichen zurück, von Unbehagen und Mißmut erfüllt; sie schämten sich, als sie sahen, daß Unsere liebe Frau von Lourdes Bettlern Erleichterung

gewährt hatte, während sie der schönen und mächtigen Dame, die sich in ihren Spitzen in Todeskämpfen wand, nicht einmal einen Blick gegönnt hatte.

Pierre kam, als er Herrn von Guersaint und Marie noch immer nicht kommen sah, plötzlich der Gedanke, daß diese sich vielleicht schon im Waggon befänden. Er kehrte zu ihm zurück, bemerkte aber immer nur noch seinen Koffer, der auf der Bank lag. Schwester Hyacinthe und Schwester Claire des Anges fingen an, sich einzurichten und warteten auf ihre Kranken, und als Gérard Herrn Sabathier in einem kleinen Wagen herbeibrachte, leistete Pierre ihm hilfreiche Hand, um ihn hinein zu schaffen; es war eine harte Arbeit, die sie in Schweiß brachte. Mit niedergeschlagener Miene, aber dennoch sehr ruhig und gefaßt, streckte sich der frühere Professor sogleich aus und nahm wieder Besitz von seiner Ecke.

„Ich danke, meine Herren; endlich sind wir so weit; das ist ein wahres Glück! Jetzt braucht man mich nur noch in Paris herauszuheben.“

Frau Sabathier stieg wieder aus, nachdem sie ihm die Beine in eine Decke gewickelt hatte, und blieb vor der geöffneten Wagenthüre stehen. Sie plauderte mit Pierre, unterbrach sich aber plötzlich und sagte:

„Da nimmt ja auch Frau Maze ihren Platz wieder ein ... Sie hat mir neulich Geständnisse gemacht. Eine recht unglückliche, arme Frau.“

In liebenswürdigem Tone redete sie sie an und erbot sich, auf ihre Sachen aufzupassen. Aber die

Neuangekommene erhob Einspruch, lachte und bewegte sich mit verstörter Miene hin und her.

„Nein, nein, ich fahre nicht mit.“

„Wie, Sie fahren nicht mit?“

„Nein, nein, ich fahre nicht mit, das heißt, ich fahre schon, aber nicht mit Ihnen, nicht mit Ihnen.“

Sie war so merkwürdig, so von sonniger Freude übergossen, daß beide Mühe hatten, sie wieder zu erkennen. Ihr Gesicht, welches das einer vor der Zeit verblühten Blondine war, strahlte, sie schien aus der unendlichen Traurigkeit, aus ihrer Verlassenheit plötzlich herausgerissen, um zehn Jahre verjüngt.

Sie stieß einen Schrei überströmender Freude aus.

„Ich reise mit ihm, er ist gekommen, um mich abzuholen und nimmt mich mit ... Ja, ja, wir reisen zusammen nach Luchon.“

Dann zeigte sie mit verzücktem Blick auf einen großen braunen Menschen mit fröhlicher Miene und blühender Lippe, der eben im Begriff stand, Zeitungen zu kaufen:

„Sehen Sie, das ist er, mein Mann, dieser schöne Mensch, der da drüben mit der Händlerin lacht ... Heute morgen ist er mir ins Haus gefallen; er entführt mich; in zwei Minuten nehmen wir den Toulouser Zug ... O, liebe Frau, Sie, der ich meine Qualen erzählt habe, Sie verstehen nun auch mein Glück, nicht wahr?“

Sie konnte nicht schweigen, sie sprach wieder von dem schrecklichen Brief, den sie am Sonntag bekommen und in dem er ihr angezeigt hatte, daß,

wenn sie ihren Aufenthalt in Lourdes benütze, um ihn in Luchon aufzusuchen, er ihr seine Thüre verschließen würde. Ein Mann, den sie aus Liebe geheiratet hatte! Ein Mann, der sie seit zehn Jahren vernachlässigte, der sein beständiges Umherziehen als Handlungsreisender dazu benutzte, um leichtfertige Geschöpfe von einem Ende Frankreichs zum andern spazieren zu führen. Jetzt war es aber zu Ende; sie hatte den Himmel gebeten, sie von ihrem Kummer durch den Tod zu befreien; denn sie wußte wohl, daß der Treulose in diesem Augenblick sogar mit zwei Damen, zwei Schwestern, seinen Maitressen, in Luchon war. Was war denn nun geschehen, mein Gott? Ganz gewiß war es wie ein Blitzschlag herniedergefahren! Die beiden Damen hatten ohne Zweifel einen Wink von oben bekommen, das plötzliche Bewußtsein ihrer Sünde ist ihnen aufgegangen, vielleicht in einem Traum, in dem sie sich im Fegfeuer gesehen hatten. Ohne eine Erklärung waren sie eines Abends aus dem Hotel verschwunden und hatten ihn dort sitzen lassen; und er, der nicht allein leben konnte, hatte sich in so hohem Grade bestraft gefühlt, daß ihm der plötzliche Gedanke gekommen war, seine Frau aufzusuchen, um sie mitzunehmen und acht Tage bei sich zu behalten. Er sagte es nicht, aber sicher hatte ihn die göttliche Gnade berührt, und sie fand ihn zu hübsch, um nicht an einen wirklichen Beginn seiner Bekehrung zu glauben.

„Ach, wie dankbar bin ich der heiligen Jungfrau," fuhr sie fort. „Von ihr allein kommt sicher

alles her, ich habe sie gestern Abend wohl verstanden. Es war mir, als machte sie mir ein kleines Zeichen gerade in dem Augenblick, in dem mein Mann den Entschluß faßte, mich aufzusuchen ... Ich habe sie gerade um diese Stunde gebeten, das stimmt vollkommen ... Sehen Sie, es gibt kein größeres Wunder; die anderen ringen mir ein Lächeln ab, die wieder hergestellten Beine und die verschwundenen Wunden. Ach, Unsere liebe Frau von Lourdes sei gesegnet, sie, die mein Herz geheilt hat!"

Der große braune Mann drehte sich um, sie stürzte auf ihn zu und vergaß darüber, Adieu zu sagen. Dieser unerhoffte Fund von Liebe, dieses verspätete Wiederaufblühen des Honigmondes, eine ganze Woche, die sie mit dem Manne zubrachte, nach dem sie sich so sehr gesehnt, machte sie wirklich vor Freude wahnsinnig. Er, ein guter Kerl, der sich, in einer Stunde des Aergers und der Einsamkeit ihr wieder zugewandt hatte, wurde schließlich ganz weich; das Abenteuer amüsirte ihn, und er fand sie viel hübscher, als er geglaubt hatte.

In diesem Augenblick kam in der wachsenden Flut der Kranken, die man herbeibrachte, der Zug von Toulouse endlich an. Das steigerte noch den Tumult, und es entstand eine außerordentliche Verwirrung. Geklingel ertönte, Signale wurden abgegeben, man sah den Stationsvorsteher hin und her laufen und aus voller Brust schrie er:

„Achtung da unten, machen Sie doch das Geleise frei!"

Ein Beamter mußte hineilen und einen kleinen, auf den Schienen vergessen gebliebenen Wagen mit einer alten Frau darin fortstoßen. Eine entsetzte Schar von Pilgern lief noch etwa dreißig Meter vor der Lokomotive hin und her, die langsam, grollend und fauchend vorrückte. Andere verloren den Kopf und wären unter die Räder gekommen, wenn die Beamten sie nicht brutal bei den Schultern gefaßt hätten.

Endlich hielt der Zug, ohne jemand überfahren zu haben, inmitten der umherliegenden Matratzen, Kopfkissen und Kissen und der entsetzten Gruppen, die noch immer hin und her liefen. Die Thüren wurden geöffnet, eine Flut von Reisenden stieg aus, eine andere stieg ein, so ergab sich eine doppelte Gegenströmung, und man drängte sich mit einem Eigensinn, der den Tumult vollends bis zum Aeußersten steigerte. An den Fenstern der geschlossenen Abteilungen waren Köpfe erschienen, die zuerst nur neugierig geblickt hatten, dann aber angesichts des erstaunlichen Schauspiels von Entsetzen erfaßt wurden; da waren besonders zwei junge, wunderhübsche Mädchen, deren treuherzige, große Augen schließlich das schmerzlichste Mitleid ausgedrückt hatten.

Frau Maze war, von ihrem Mann gefolgt, in einen Wagen gestiegen; sie war so glücklich, es war ihr so leicht, daß sie wie am schon fernliegenden Abend ihrer Hochzeitsreise zwanzig Jahre alt erschien. Die Thüren wurden wieder geschlossen, die Lokomotive ließ einen lauten Pfiff ertönen, dann fuhr sie

unter heftiger Erschütterung langsam, schwerfällig, inmitten des Wirrwarrs ab, der hinter dem Zuge wie der Erguß einer neu geöffneten und wieder strömenden Schleuse auf die Schienen zurückflutete.

„Sperren Sie doch den Bahnsteig ab," schrie der Stationsvorsteher seinen Leuten zu „und passen Sie auf, wenn man die Maschine bringt."

Inmitten dieses Lärmens kamen die verspäteten Pilger und Kranken an. La Grivotte mit ihren fieberhaften Augen schritt in ihrer tanzenden Aufregung vorüber, gefolgt von Luise Roquet und Sophie Couteau, die sehr heiter und vom Laufen außer Atem waren. Alle drei beeilten sich, den Wagen zu erreichen, in dem Schwester Hyacinthe sie ausschalt. Sie waren beinahe in der Grotte geblieben, wo Pilger, die sich nicht losreißen konnten, sondern immer noch einmal zur heiligen Jungfrau flehen und ihr danken wollten, sich manchmal vergaßen, während der Zug auf dem Bahnhof auf sie wartete.

Plötzlich bemerkte Pierre, der ebenfalls beunruhigt war, denn er wußte nicht, was er davon denken sollte, Herrn von Guersaint und Marie, die ruhig unter dem Sonnendach stehen geblieben und in einer Unterhaltung mit dem Abbé Judaine begriffen waren. Er eilte auf sie zu und erklärte ihnen seine Ungeduld.

„Was haben Sie denn gemacht? Ich fing schon an, alle Hoffnung aufzugeben."

„Wie, was wir gethan haben?" erwiderte Herr von Guersaint erstaunt mit friedlicher Miene. „Nun,

wir waren in der Grotte, Sie wissen es doch ... Ein Priester war da, der in ganz bemerkenswerter Weise predigte. Wir wären noch dort, wenn ich mich nicht daran erinnert hätte, daß wir abreisen wollen. Und wir haben auch einen Wagen genommen, wie wir es Ihnen versprochen hatten ..."

Er unterbrach sich, um auf die große Uhr zu blicken.

„Es eilt ja nicht, zum Teufel, der Zug wird vor einer Viertelstunde nicht abfahren."

Das war richtig, und Marie zeigte ein Lächeln göttlicher Freude.

„O Pierre, wenn Sie wüßten, welches Glück ich von diesem letzten Besuche bei der heiligen Jungfrau mit fortnehme! Ich habe gesehen, wie sie mir zulächelte; ich habe gefühlt, wie sie mir die Kraft zum Leben gab ... Wahrhaftig, das war ein köstliches Lebewohl, und Sie dürfen uns nicht schelten, Pierre."

Ueber seine ängstliche Aufregung ein wenig beschämt, hatte er selbst zu lächeln angefangen. War denn der Wunsch, von Lourdes fort zu kommen, so lebhaft in ihm? Fürchtete er, daß Marie von der Grotte behalten würde und nicht mehr zurückkehrte? Jetzt, da sie da war, wunderte er sich und fühlte sich ganz ruhig.

Als er ihnen aber schließlich doch riet, sich in den Wagen zu setzen, erblickte er den Doktor Chassaigne, der auf sie zulief.

„O, mein guter Doktor, ich erwarte Sie. Es hätte mir einen großen Kummer bereitet, wenn ich

Sie vor der Abreise nicht noch einmal hätte umarmen können."

Aber der alte Arzt unterbrach ihn zitternd vor Aufregung:

„Ja, ja, ich habe mich verspätet; denken Sie sich nur, als ich vor zehn Minuten hier ankam, plauderte ich dort unten mit dem Kommandeur, Sie kennen ihn ja, das Original. Er kicherte, als er Ihre Kranken wieder den Zug besteigen sah, der, wie er sagte, sie nach Hause brachte, damit sie dort sterben könnten, was sie schon vorher hätten thun sollen ... Da plötzlich ist er vor mir, wie vom Donner gerührt, niedergestürzt ... Es war sein dritter Schlaganfall, derselbe, den er erwartete ..."

„O, mein Gott," murmelte der Abbé Judaine, der zugehört hatte, „er lästerte, der Himmel hat ihn bestraft."

Herr von Guersaint und Marie lauschten gespannt und bewegt.

„Ich habe ihn hierher in eine Ecke des Schuppens tragen lassen," fuhr der Doktor fort. „Es ist wohl mit ihm zu Ende; ich kann nichts thun, er wird zweifellos vor Ablauf einer Viertelstunde tot sein ... Da habe ich an einen Priester gedacht und mich beeilt, hierher zu laufen."

Er wandte sich um.

„Herr Pfarrer, Sie kennen ihn, kommen Sie doch mit. Man kann doch einen Christen nicht so sterben lassen. Vielleicht läßt er sich rühren, erkennt seinen Irrtum an und versöhnt sich mit Gott ..."

Lebhaft folgte ihm der Abbé Judaine, und hinter ihnen nahm Herr von Guersaint Marie und Pierre mit, die der Gedanke an dieses Drama leidenschaftlich bewegte. Alle vier traten in den Gepäckschuppen, zwanzig Schritte von der tosenden Menge, von der niemand ahnte, daß ein Mensch so nahe bei ihnen im Todeskampf lag.

In einer einsamen Ecke, zwischen zwei Reihen von Hafersäcken, lag der Kommandeur auf einer Matratze der Hospitalität, die man zur Reserve mitgenommen hatte. Er war mit seinem ewigen Ueberrock bekleidet, das Knopfloch schmückte sein breites rotes Band, und jemand hatte die Vorsicht gehabt, seinen Stock mit dem silbernen Knopf aufzuheben, und ihn sorgsam neben die Matratze auf die Erde gelegt.

Der Abbé Judaine beugte sich sogleich zu ihm nieder.

„Mein armer Freund, Sie erkennen uns, Sie hören uns, nicht wahr?"

An dem Kommandeur schienen nur noch die Augen zu leben, diese aber lebten und leuchteten noch mit einer Flamme hartnäckiger Energie. Der Anfall, der diesmal die rechte Seite getroffen hatte, mußte ihm wohl die Sprache geraubt haben. Dennoch stammelte er einige Worte, und es gelang ihm, sich dahin verständlich zu machen, daß er hier endigen wollte, ohne daß man ihn von der Stelle rühre und ihn noch mehr belästige. Er hatte keinen Verwandten in Lourdes, niemand wußte hier etwas von

seiner Vergangenheit oder seiner Familie, er lebte hier seit drei Jahren von seiner kleinen Anstellung auf dem Bahnhof und sah jetzt mit vollkommen glücklicher Miene endlich seinen glühenden, seinen einzigen Wunsch sich verwirklichen, den Wunsch, zu scheiden, in den ewigen Schlaf, in das heilende Nichts zu versinken. In seinen Augen strahlte in der That seine ganze große Freude.

„Haben Sie irgend einen Wunsch auszusprechen?" fuhr der Abbé Judaine fort, „können wir Ihnen nicht in irgend einer Weise nützlich sein?"

Nein, nein; seine Augen antworteten, daß er sich wohl fühlte, daß er zufrieden wäre. Schon seit drei Jahren war er nicht einen Morgen aufgestanden, ohne zu hoffen, er werde abends auf dem Kirchhof liegen. Wenn die Sonne glänzte, hatte er gewöhnlich mit sehnsüchtiger Miene gesagt: „Ach, welch schöner Tag zum Scheiden!" Mit Freuden wurde er empfangen, der Tod, der endlich kam, um ihn von diesem entsetzlichen Leben zu befreien.

Doktor Chassaigne konnte dem Priester, der ihn anflehte, doch etwas zu versuchen, in bitterem Tone nur wiederholen:

„Ich kann nichts thun, die Wissenschaft ist ohnmächtig; sein Urteil ist gesprochen."

In diesem Augenblick trat eine alte Frau, eine Pilgerin von achtzig Jahren, die sich verlaufen hatte und nicht mehr wußte, wohin sie gehen sollte, in den Schuppen. Sie schleppte sich, lahm und buckelig, zur Größe eines Kindes zusammengesunken, an allen

Uebeln des äußersten Greisenalters leidend, an einem Stocke dahin und nahm doch eine an einem Gurtriemen hängende, mit Wasser von Lourdes gefüllte Feldflasche mit fort, um ihr Leben trotz des entsetzlichen ruinenhaften Zustandes, in dem es sich befand, noch zu verlängern. Einen Augenblick geriet sie in ihrer greisenhaften Blödigkeit in Bestürzung, und sie betrachtete den Mann, der da mit steifen Gliedern sterbend an der Erde lag. Dann erschien eine großmütterchenhafte Güte in ihren wirren Augen, eine Vertraulichkeit, die ihr das hohe Alter und ihre Gebrechlichkeit verliehen, veranlaßte sie, näher zu treten. Mit ihren beständig zitternden Händen ergriff sie ihre Feldflasche und hielt sie dem Manne hin.

Das war für den Abbé ein plötzlicher Lichtstrahl, gleichsam eine Eingebung von oben. Er, der so viel für die Genesung der Frau Dieulafay gebetet und den die heilige Jungfrau nicht erhört hatte, fühlte sich von einem neuen Glauben durchglüht und war überzeugt, der Kommandeur würde geheilt werden, wenn er tränke. Er fiel am Rande der Matratze auf die Kniee nieder.

„O, mein Bruder, Gott sendet Ihnen diese Frau ... Versöhnen Sie sich mit Gott, trinken Sie und beten Sie, während wir von ganzer Seele das himmlische Mitleid anflehen werden. Gott wird Ihnen seine Macht beweisen, Gott wird das große Wunder wirken, Sie aufrichten, damit Sie noch lange Jahre auf dieser Erde wandeln können, um ihn zu lieben und zu preisen."

„Nein, nein!“ Die glänzenden Augen des Kommandeurs schrieen „nein!“ Er sollte ebenso feige sein wie diese Herden von Pilgern, die unter so großer Mühsal weit herkamen, um sich zur Erde zu werfen, zu schluchzen und den Himmel anzuflehen, daß er sie noch einen Monat, ein Jahr, noch zehn Jahre leben läßt? . . . Und es war doch so gut, so einfach, ruhig in seinem Bett zu sterben. Man dreht sich nach der Wand um und stirbt.

„Trinken Sie, mein Bruder, ich beschwöre Sie... Es ist das Leben, das Sie trinken werden, die Gesundheit, die Kraft, und es ist auch die Freude am Leben . . . Trinken Sie, um wieder jung zu werden und ein frommes Leben zu beginnen. Trinken Sie, um das Lob der göttlichen Mutter zu singen, die Ihren Körper und Ihre Seele retten wird . . . Sie spricht zu mir, Ihre Auferstehung ist gewiß . . .“

„Nein, nein!“ Die Augen lehnten ab, sie stießen das Leben mit wachsender Hartnäckigkeit zurück; und jetzt trat sogar eine dumpfe Furcht vor dem Wunder dazu. Der Kommandeur glaubte nicht; in den drei Jahren, die er hier war, hatte er angesichts der angeblichen Heilungen immer nur die Achseln gezuckt. Aber konnte man denn in dieser merkwürdigen Welt je wissen, was zu erwarten war? Es geschahen manchmal so außerordentliche Dinge! Wenn ihr Wasser zufällig wirklich eine übernatürliche Kraft besäße, und wenn sie ihm mit Gewalt davon zu trinken gäben, es wäre furchtbar, wieder aufzuleben, das Bagnodasein von neuem zu beginnen, das greuliche Leiden

durchzumachen, das Lazarus, der bejammernswerte Auserkorene für das große Wunder, zweimal erduldet hatte! Nein, nein, er wollte nicht trinken, er wollte sich der schrecklichen Möglichkeit der Wiederauferstehung nicht aussetzen.

„Trinken Sie, trinken Sie, mein Bruder," wiederholte der alte Priester mit Thränen in den Augen, „verharren Sie nicht in Ihrer Ablehnung der göttlichen Gnaden."

Und nun sah man das Entsetzliche, wie dieser schon halbtote Mann sich aufrichtete, die beklemmenden Bande des Starrkrampfs abschüttelte, für eine Sekunde seine gefesselte Zunge löste und grollend und stammelnd mit rauher Stimme schrie:

„Nein, nein, nein!"

Pierre mußte die alte erschreckte Pilgerin fortführen und ihr den Weg zeigen. Sie hatte diese Zurückweisung des Wassers nicht begriffen, das sie als ein unschätzbares Gut, als das Geschenk der Ewigkeit Gottes für die armen Leute, die nicht sterben wollen, davontrug. Hinkend und buckelig den traurigen Rest ihrer achtzig Jahre an ihrem Stocke dahinschleppend, verschwand sie unter der hin und her eilenden Menge, verzehrt von der Leidenschaft zu leben, gierig nach frischer Luft, Sonne und Lärmen. Marie und ihr Vater begannen zu zittern angesichts dieses Verlangens nach dem Tode, dieses heißhungrigen Begehrens nach dem Nichts, das der Kommandeur bezeigte. Ach, schlafen, schlafen ohne Traum, in der Unendlichkeit der Schatten, ewig, ewig! nichts auf

der Welt konnte so süß sein. Es war nicht die Hoffnung auf ein besseres Leben, nicht der Wunsch, in einem Paradies der Gleichheit und Gerechtigkeit endlich glücklich zu werden; es war nur das Bedürfnis nach der schwarzen Nacht, nach dem endlosen Schlummer, die Freude, auf ewig nicht mehr zu sein. Den Doktor Chassaigne überlief ein Schaudern, denn auch er nährte nur einen Gedanken, den an die Glückseligkeit der Minute, in der er sterben würde. Aber jenseits dieses Lebens erwarteten ihn seine teuren Toten, seine Frau und seine Tochter, beim Stelldichein im ewigen Leben; wie eisigkalt würde es ihn überlaufen haben, wenn er sich auch nur einen Augenblick gesagt hätte, er würde sie dort nicht wiederfinden.

Mühsam erhob sich der Abbé Judaine. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß der Kommandeur jetzt seine lebhaften Augen auf Marie richtete. Ueber sein unnützes Flehen tief betrübt, wollte er ihm ein Beispiel der Güte Gottes zeigen, die er zurückstieß.

„Sie erkennen sie, nicht wahr? Ja, es ist das junge Mädchen, die Sonnabend so krank, an beiden Beinen gelähmt, hier ankam, und nun sehen Sie sie jetzt, wie gesund, wie stark, wie schön! . . . Der Himmel hat ihr Gnade erwiesen; sie fühlt sich in ihrer Jugend wie neugeboren zu dem langen Leben, das zu leben sie geboren ist . . . Empfinden Sie kein Sehnen, wenn Sie sie betrachten? Möchten Sie auch dieses Kind am liebsten tot sehen? Hätten Sie ihr auch geraten, nicht zu trinken?“

Der Kommandeur konnte nicht antworten, aber seine Augen verließen das junge Gesicht Mariens nicht mehr, in dem man ein so großes Glück über ihre Auferstehung las, eine so feste Hoffnung auf zahllose kommende Tage; und Thränen erschienen, quollen unter seinen Wimpern hervor, rollten an seinen bereits kalten Wangen hernieder. Er weinte gewiß über sie, er dachte an jenes andere Wunder, das er ihr gewünscht hatte, wenn sie gesund würde, dasjenige nämlich, glücklich zu werden. Es war die Rührung eines alten Mannes, der das Elend dieser Welt kannte, und den all die Schmerzen, die dieses Geschöpf noch erwarteten, mit Mitleid erfüllten.

Ach, das arme Weib! Wie oft würde sie vielleicht bedauern, nicht in ihrem zwanzigsten Jahr gestorben zu sein!

Nun verdunkelten sich die Augen des Kommandeurs, als wenn die Thränen des äußersten Mitleids sie aufgelöst hätten. Es war das Ende; der Verfall trat ein; das geistige Bewußtein schwand mit dem Odem. Er wandte sich um und starb.

Sogleich schob Doktor Chassaigne Marie beiseite.

„Der Zug geht ab, beeilen Sie sich!"

In der That drang inmitten des immer mehr anschwellenden Tumults der Menge deutlich ein Glockenläuten bis zu ihnen. Der Doktor wollte, nachdem er zwei Sänftenträger beauftragt hatte, bei der Leiche zu wachen, die man später, wenn der Zug nicht mehr da wäre, fortbringen würde, seine Freunde bis zu ihrem Wagen begleiten.

Alle beeilten sich. Verzweifelt war der Abbé Judaine zu ihnen getreten, nachdem er für die Ruhe dieser empörten Seele ein kurzes Gebet gesprochen hatte. Aber als Marie, von Pierre und Herrn von Guersaint gefolgt, den Bahnsteig entlang lief, wurde sie wieder von dem Doktor Bonamy aufgehalten, der sie triumphirend dem Pater Fourcade vorstellte.

Der Pater zeigte das strahlende Lächeln eines Generals, den man an seinen bedeutendsten Sieg erinnert.

„Ich weiß, ich weiß, ich war ja dabei. Meine teure Tochter, Gott hat Sie unter allen gesegnet; gehen Sie hin und preisen Sie seinen Namen.“

Dann beglückwünschte er Herrn von Guersaint, der in seinem väterlichen Stolz göttliche Freude empfand. Wieder begannen die Ovationen; es erhob sich ein Konzert zärtlicher Worte; verwunderte, begeisterte Blicke, wie sie dem jungen Mädchen schon am Morgen durch die Straßen Lourdes gefolgt waren, umfingen sie auch jetzt wieder in der letzten Minute vor der Abfahrt. Die Glocke mochte noch so viel läuten, ein Kreis entzückter Pilger hatte sich um sie gebildet, und in ihrer Person schien sich der Ruhm der Pilgerfahrt, der Triumph der Religion zu verkörpern, der von nun an von allen Enden der Welt widerhallen würde. Pierre war tief bewegt, als er in diesem Augenblick die schmerzliche Gruppe bemerkte, die nebenan Herr Dieulafay und Frau Jousseur bildeten. Ihre Blicke hatten sich auf Marie gerichtet; sie wunderten sich ebenso wie die anderen über die außer=

ordentliche Genesung des so überaus schönen, jungen Mädchens, das sie kraftlos, abgemagert, mit erdfahlem Antlitz gesehen hatten. Warum denn gerade dies Kind? Warum nicht die junge Frau, die teure Frau, die sie sterbenskrank wieder fortnahmen? Ihre Verwirrung, ihre Scham schien noch zugenommen zu haben; in dem Unbehagen, das sie als zu reiche Parias empfanden, wichen sie zurück; ja, es war eine Erleichterung für sie, als sie, nachdem drei Sänftenträger Frau Dieulafay mit großer Mühe in das Coupé erster Klasse hineingebracht hatten, in Gesellschaft des Abbé Judaine ebenfalls verschwinden konnten.

Schon riefen die Beamten: „Einsteigen, einsteigen!“ Der Pater Massias, der mit der geistlichen Leitung des Zuges betraut war, hatte seinen Platz wieder eingenommen, und ließ den Pater Fourcade, der sich auf die Schulter des Doktor Bonamy stützte, auf dem Bahnsteig zurück. Mit lebhaftem Eifer grüßten Berthaud und Gérard noch einmal die Damen, während Raymonde zu Frau Desagneaux und Frau Vollmar einstieg, die sich in einer Ecke niedergelassen hatten, und endlich lief auch Frau von Jonquière zu ihrem Wagen, an dem sie gleichzeitig mit den Guersaints anlangte. Man drängte sich, man hörte Geschrei und Rufe, einige liefen erschreckt von einem Ende des unendlichen Zuges zum andern, an den man eben die Lokomotive angehängt hatte, eine vollständig aus Kupfer gearbeitete Maschine, die wie ein Stern leuchtete.

Pierre ließ Marie vorangehen, als Herr Vigneron, der im Galopp zurückgelaufen kam, ihm zuschrie: „Es ist giltig, es ist giltig.“ Damit zeigte er, über und über rot, sein Billet und bewegte dasselbe hin und her. Dann lief er bis zu dem Coupé, in dem sich seine Frau und sein Sohn befanden, um ihnen die gute Nachricht mitzuteilen.

Als Marie und ihr Vater sich niedergelassen hatten, blieb Pierre noch eine Minute bei dem Doktor Chassaigne, der ihn väterlich umarmte, auf dem Perron stehen. Er wollte ihm das Versprechen abnehmen, wieder nach Paris zurück zu kehren und sich wieder ein wenig mit dem Dasein zu befreunden. Aber der alte Arzt schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, mein liebes Kind, ich bleibe ... Sie sind hier und sie halten mich hier zurück.“ Er sprach von seinen teuren Toten. Dann sagte er tiefgerührt, in sanftem Tone:

„Leben Sie wohl.“

„Nicht Lebewohl, mein teurer Doktor, auf Wiedersehen!“

„Doch, doch, Lebewohl ... Sehen Sie, der Kommandeur hatte doch recht ... Es gibt nichts Schöneres, als zu sterben, aber nur, um zu einem neuen Leben aufzuerstehen.“

Der Baron Suire gab den Befehl, die weißen Fahnen am Anfang und Ende des Zuges fort zu nehmen. Gebieterischer erklangen die Rufe der Beamten: „Einsteigen, einsteigen!“ Und nun entstand noch der größte Wirrwarr: es war die Flut der Zu-

spätkommenden, die verwirrt, atemlos, wie ein Strom heranbrausten. In dem Wagen zählten Frau von Jonquière und Schwester Hyacinthe ihre Leute. La Grivotte, Elise Rouquet und Sophie Couteau waren da. Frau Sabathier hatte sich ihrem Manne gegenüber auf ihren Platz gesetzt; Sabathier wartete mit halbgeschlossenen Augen geduldig auf die Abfahrt.

Da fragte eine Stimme:

„Und Madame Vincent, reist sie denn nicht mit uns?"

Schwester Hyacinthe, die sich herausbeugte und mit Ferrand, der auf der Schwelle des Gepäckwagens stand, noch ein Lächeln wechselte, rief: „Da kommt sie ja."

Frau Vincent überschritt die Schienengeleise und kam als letzte, verstört und außer Atem, herbeigelaufen. Sogleich sah Pierre mit unwillkürlichem Blick nach ihren Armen, sie waren leer.

Alle Thüren wurden jetzt geschlossen und klappten nacheinander zu. Die Wagen waren voll, es war nur noch das Zeichen zu geben. Zischend, rauchend ließ die Maschine in gellendem Freudenton ihr erstes Pfeifen erschallen, und in dieser Minute zerstreute die bis dahin verschleierte Sonne den leichten Nebel und überflutete den Zug mit der in vollem Goldglanze strahlenden Maschine, die nach dem Paradies der Legenden abzufahren schien. Es war eine Abfahrt voll kindlicher, göttlicher Fröhlichkeit, ohne irgend welche Bitterkeit. Alle Kranken schienen geheilt zu sein. Wenn man sie auch so fortbrachte,

wie man sie hergebracht hatte, sie schieden doch erleichtert und glücklich, wenigstens für eine Stunde. Nicht die geringste Eifersucht störte ihre Eintracht; die nicht geheilt waren, freuten sich und triumphirten über die Genesung der anderen. An sie würde gewiß auch einmal die Reihe kommen; die geschehenen Wunder waren für sie ein förmliches Versprechen der kommenden Wunder. Am Schlusse der drei Tage voll glühender Bitten dauerte das Fieber des Wunsches ungeschwächt fort, und der Glaube der Vergessengebliebenen war noch ebenso lebendig wie zuvor, sie waren überzeugt, daß sich die heilige Jungfrau sie zum Heil ihrer Seele einfach für später vorbehalten habe. In ihnen allen, in all diesen lebensbegierigen, armen Menschen brannte die unauslöschliche Liebe, die unbesiegliche Hoffnung. Ein letzter Ausbruch der Freude erschütterte denn auch die übervollen Wagen, ein Ungestüm außerordentlichen Glückes, das sich in Lachen und Schreien Luft machte: „Auf nächstes Jahr! Wir werden wiederkommen, wir werden wiederkommen!“ Und die kleinen, fröhlichen Schwestern von Mariä Himmelfahrt klatschten in die Hände, und der Sang der Dankbarkeit, das von achthundert Pilgern gesungene Magnificat, stieg empor.

„Magnificat anima mea Dominum ...“

Nun ließ der Stationsvorsteher, der sich endlich beruhigt hatte und mit schlenkernden Armen dastand, das Signal geben. Von neuem pfiff die Maschine, dann brauste sie los und rollte in der leuchtenden Sonne

wie in einem Glorienscheine dahin. Auf dem Bahnsteig war der Pater Fourcade, auf die Schulter des Doktor Bonamy gestützt, stehen geblieben, sein Bein verursachte ihm große Schmerzen, aber trotzdem begrüßte er noch mit einem Lächeln die Abfahrt seiner teueren Kinder; während Berthaud, Gérard und der Baron Suire eine andere Gruppe bildeten und neben ihnen der Doktor Chassaigne und Herr Vigneron mit den Taschentüchern wehten. Aus den Thüren der dahinfliegenden Wagen lehnten sich fröhliche Köpfe heraus, und Taschentücher flatterten ebenfalls in der von der Fahrt des Zuges bewegten Luft.

Frau Vigneron zwang den kleinen Gustave, sein bleiches Gesicht zu zeigen. Lange Zeit konnte man der rundlichen Hand Raymondes folgen, die Grüße zurücksandte. Marie aber betrachtete bis zuletzt das zwischen dem Grün verschwindende Lourdes.

Triumphirend, glänzend und rasselnd verschwand der Zug in der hellen Landschaft, während mit voller Stimme sich der Gesang erhob:

„Et exsultavit spiritus meus in Deo salutari meo.“

IV.

Auf der Rückfahrt nach Paris begriffen, rollte der weiße Zug nun wiederum dahin. In dem Wagen dritter Klasse, in dem das Magnificat, mit voller Kraft der scharfen Stimmen gesungen, das Rollen der Räder übertönte, war abermals alles vollgestopft; es war derselbe bewegliche und gemeinsame Hospital=saal, den man mit einem Blick über die niedrigen Scheidewände in der Unordnung und dem Durch=einander eines improvisirten Lazarets überschaute. Halb unter der Bank versteckt, standen die Nacht=geschirre, die Waschschüsseln; Besen und Schwämme lagen umher. Ueberall waren Gepäckstücke aufgestapelt, Pakete, Körbe, Säcke, die an Kupferhaken hingen, wo sie ohne Ruhe und Rast hin und her schaukelten. Die=selben Schwestern von Mariä Himmelfahrt, dieselben Hospitaliterdamen waren da mit ihren Kranken inmitten des Gedränges von gesunden Pilgern, die bereits unter der gräßlichen Hitze, dem unerträglichen Ge=ruche litten. Im Hintergrunde sah man abermals das vollständig mit Frauen angefüllte Coupé; es waren die zehn Pilgerinnen — junge und alte, alle von

derselben traurigen Häßlichkeit; sie schmiegten sich eng aneinander und sangen eifrig mit kläglicher und falscher Stimme.

„Um wie viel Uhr werden wir denn in Paris sein?“ fragte Herr von Guersaint Pierre.

„Morgen, gegen zwei Uhr nachmittags, glaube ich,“ versetzte der Priester.

Seit der Abfahrt betrachtete Marie diesen letzteren mit einer Miene unruhiger Besorgnis, gleichsam von einem plötzlichen Kummer heimgesucht, über den sie sich nicht aussprach. Doch fand sie in der Freude über ihre neuerworbene Gesundheit ihr Lächeln wieder.

„Eine Reise von zweiundzwanzig Stunden! Nun, es wird immerhin weniger lang und weniger hart als bei der Hinfahrt sein.“

„Wir sind jetzt auch,“ fuhr ihr Vater fort, „um ein paar Personen weniger, und können es uns recht behaglich machen.“

In der That ließ die Abwesenheit der Frau Maze eine Ecke am Ende der Bank frei, die Marie, welche jetzt saß, nicht mehr mit ihrem Wägelchen versperrte; man hatte sogar die kleine Sophie in das Nebencoupé gewiesen, wo der Bruder Isidor und seine Schwester Martha fehlten; letztere war, wie man erzählte, in Lourdes bei einer frommen Dame in Dienst geblieben. Auf der andern Seite kam Frau von Jonquière und der Schwester Hyacinthe in gleicher Weise ein Platz zu gut, der der Frau Vêtu. Sie hatten überdies den Gedanken gehabt, sich auch der Elise Rouquet zu entledigen, indem sie dieselbe bei

der kleinen Sophie unterbrachten, so daß sie nur noch das Ehepaar Sabathier und die Grivotte bei sich behielten. Dank dieser neuen Einrichtung fühlte man sich weniger dem Ersticken nahe, man konnte sogar vielleicht ein bißchen schlafen.

Der letzte Vers des Magnificat war eben gesungen worden, die Damen richteten sich vollends häuslich ein und machten es sich so bequem wie möglich. Man mußte vor allen Dingen die Zinkkannen, die voll Wasser standen, und die die Bewegung der Beine hinderten, weg stellen. Die Gardinen hatte man an allen Fenstern auf der linken Seite zugezogen, denn die Sonne schoß in schrägen Strahlen auf den Zug hernieder und drang mit glühendem Schimmer herein. Aber die letzten Gewitter mußten wohl den Staub niedergeschlagen haben, und die Nacht würde gewiß auch frisch werden. Im übrigen war auch das Maß der Leiden geringer, denn der Tod hatte die kränksten dahingerafft; die Kranken, die sich wieder eingestellt hatten, waren betäubt und von Ermüdung erschöpft; die Schmerzen gingen allmälich in Empfindungslosigkeit über. Bald sollte sich die Reaktion der Entkräftigung vollziehen, die auf große moralische Erschütterungen zu folgen pflegt. Die Seelen hatten ihre Kräfte verbraucht, die Wunder waren geschehen, und nun begann die Abspannung in dem Stumpfsinn einer tiefen Erleichterung.

Bis Tarbes war man sehr beschäftigt, jeder setzte sich zurecht und nahm wieder Besitz von seinem Platz. Als man diese Station verließ,

erhob sich Schwester Hyacinthe und klatschte in die Hände.

„Meine Kinder, wir dürfen die heilige Jungfrau nicht vergessen, die so gut gewesen ist; beginnen wir den Rosenkranz.“

Der ganze Wagen sprach nun mit ihr das erste Vaterunser durch, die fünf freudigen Mysterien: Die Verkündigung Mariä, die Heimsuchung Mariä, die Geburt Christi, Mariä Reinigung, und den wiedergefundenen Jesus. Dann stimmte man den Lobgesang: „Betrachten wir den himmlischen Erzengel“ mit so lauter Stimme an, daß die Bauern auf den Aeckern die Köpfe erhoben und dem Zuge nachblickten, der da singend vorüber flog.

Marie bewunderte draußen die weite Landschaft, das ungeheure Himmelszelt, das sich nach und nach von seinem Wärmedunst befreit hatte und leuchtend blau geworden war. Es war das köstliche Ende eines schönen Tages. Und ihre Blicke wandten sich wieder zurück und hefteten sich auf Pierre mit jener stummen Traurigkeit, die ihre Augen schon vorher verschleiert hatte, als wütendes Schluchzen vor ihr ausgebrochen war. Der Gesang war zu Ende. Frau Vincent schrie und stammelte wirre, von Thränen erstickte Worte.

„O, meine arme Kleine, mein Kleinod, mein Schatz, mein Leben —“

Sie war bis dahin in ihre Ecke versunken geblieben, als ob sie sich hätte unsichtbar machen wollen. Mit zusammengepreßten Lippen und geschlossenen

Wimpern hatte sie in scheuem Schweigen kein Wort gesprochen, wie um sich in ihrem entsetzlichen Schmerze noch mehr zu isoliren. Als sie aber die Augen öffnete, bemerkte sie den Lederriemen, der an der Thüre hing. Und der Anblick dieses Riemens, den ihr Kind berührt, mit dem ihr Kind gespielt hatte, erfüllte sie mit einer Verzweiflung, deren Gewalt die ganze Kraft, mit der sie sich zur Ruhe zwang, vernichtete.

„Ach, meine arme kleine Rose. Sie hatte das in ihre kleine Hand genommen und drehte es um; sie betrachtete es, und es war sicher ihr letztes Spielzeug. Ach, da waren wir doch noch zu zweien, sie lebte noch, ich hatte sie noch auf meinen Knieen, in meinen Armen. Das war noch so schön, so schön. Nun habe ich sie verloren, verloren auf immer, meine arme kleine Rose, meine arme kleine Rose!"

Mit wirren Blicken betrachtete sie schluchzend ihre leeren Kniee, ihre leeren Arme, mit denen sie nichts mehr anzufangen wußte. Sie hatte ihre Tochter so lange darauf gewiegt, so lange darauf getragen, daß es ihr jetzt vorkam, als ob aus ihrem Wesen etwas entfernt worden wäre; als ob ihr Körper eine Funktion weniger verrichtete, wodurch sie sich erniedrigt erschien. Sie war sozusagen verdummt, so daß ihr bei ihrer Unthätigkeit ihre Gliedmaßen als unnütz vorkamen. Und ihre Arme, ihre Kniee waren ihr im Wege.

Tiefbewegt hatten Pierre und Marie sich um sie bemüht, mit guten Worten suchten sie die arme

Mutter zu trösten. Nach und nach lernten sie durch die abgerissenen Sätze, die sich in ihre Thränen mischten, die furchtbaren Leiden kennen, die sie seit dem Tode ihrer Tochter erduldet. Am Morgen des gestrigen Tages, als sie sie im Sturm tot in ihren Armen fortgetragen, mußte sie wohl lange Zeit, blind und taub, und von dem regnerischen Wirbelwind gepeitscht, gegangen sein. Sie erinnerte sich nicht mehr an die Plätze, die sie überschritten hatte, nicht mehr an die Straßen, die sie in diesem infamen Lourdes verfolgt hatte, diesem kindesmörderischen Lourdes, das sie verfluchte.

„O, ich weiß nichts mehr, ich weiß nichts mehr. Ja, Leute haben mich aufgenommen, haben Mitleid mit mir gehabt, Leute, die ich nicht kenne, die irgendwo wohnen. Ach, ich weiß nichts mehr ... irgendwo da oben, sehr weit, am andern Ende der Stadt... Aber sicher sind es sehr arme Leute, denn ich sehe mich wieder in einem ärmlichen Zimmer, mit meiner armen, ganz kalten Kleinen, die sie auf ihr Bett gelegt hatten —"

Bei dieser Erinnerung erschütterte sie ein neuer Anfall von Schluchzen und erstickte sie fast.

„Nein, nein, ich wollte mich nicht von ihrem teuren, kleinen Körper trennen und ihn in dieser abscheulichen Stadt zurück lassen; ja, ich kann es nicht recht sagen, aber die armen Leute müssen mich wohl hergeführt haben. Wir haben Wege gemacht, o, Wege ... alle diese Herren von der Eisenbahn und von der Pilgerschaft haben wir besucht. Ich wieder-

holte ihnen: ‚Was thut Ihnen denn das? Erlauben Sie mir doch, sie nach Paris in meinen Armen mitzunehmen. Ich habe sie lebend hergebracht, ich kann sie auch tot wieder fortbringen; niemand wird etwas bemerken; man wird glauben, sie schläft.‘ Und alle diese Leute, alle diese Behörden haben mich angeschrieen, haben mich fortgeschickt, als wenn ich häßliche Dinge von ihnen verlangte. Dann habe ich ihnen schließlich Dummheiten gesagt. ‚Nicht wahr, wenn man so viele Geschichten macht, wenn man so viele Kranke zum Tode führt, dann kann man es doch auch übernehmen, die Toten zurück zu bringen.‘ Und wissen Sie, was sie auf dem Bahnhof schließlich von mir verlangt haben? Dreihundert Franken, ja, ich glaube, das ist der Preis. Allmächtiger Gott, dreihundert Franken! Ich, die ich mit dreißig Sous in der Tasche gekommen bin und nicht mehr als fünf habe. Ich verdiene sie nicht, wenn ich sechs Monate nähe. Sie hätten mein Leben von mir verlangen sollen, das hätte ich ihnen sehr gern gegeben. Dreihundert Franken! Dreihundert Franken für diesen armen, kleinen Vogelkörper. Ich wäre so getröstet gewesen, hätte ich ihn auf meinen Knieen mitnehmen können.“

Dann stammelte sie nur noch dumpfe Klagen.

„Ach, wenn Sie alles wüßten, was die armen Leute mir für vernünftige Sachen gesagt haben, um mich zur Abreise zu veranlassen. Eine Arbeiterin, wie ich, die ihre Arbeit erwarte, sollte nach Paris zurückkehren. Und dann hatte ich doch auch nicht die

Mittel, mein Retourbillet verfallen zu lassen. Ich müßte den Zug um drei Uhr vierzig nehmen. Sie haben noch gesagt, man sei gezwungen, sich in die Dinge zu fügen, wenn man nicht reich sei. Nicht wahr, nur die Reichen behalten ihre Toten und machen mit ihnen, was sie wollen? Und ich erinnere mich nicht mehr, ich erinnere mich an gar nichts mehr. Ich wußte nicht einmal mehr die Stunde. Wie wäre ich im stande gewesen, den Bahnhof wieder zu finden? Nach dem Begräbnis da unten, an einem Orte, wo zwei Bäume standen, haben mich die armen Leute wohl halb toll von da fortgebracht; sie haben mich geführt und in den Waggon gestoßen, gerade als der Zug abging. Aber welch einen Entschluß hat es mich gekostet, mich los zu reißen, gerade wie wenn mein Herz unter der Erde geblieben wäre! Und das ist schrecklich, das ist schrecklich, o, mein Gott!"

„Arme Frau," murmelte Marie, „haben Sie Mut; bitten Sie die heilige Jungfrau um den Beistand, den sie den Betrübten niemals verweigert."

Nun erschütterte sie wieder ein Wutanfall.

„Das ist nicht wahr, die heilige Jungfrau macht sich über mich lustig, die heilige Jungfrau ist eine Lügnerin. Warum hat sie mich getäuscht? Niemals wäre ich nach Lourdes gegangen, wenn ich nicht diese Stimme in einer Kirche gehört hätte; meine Tochter würde noch leben, vielleicht würden die Aerzte sie retten; um nichts in der Welt hätte ich die Füße zu den Pfarrern gesetzt! Ach, wie recht hatte ich! Es

gibt keine heilige Jungfrau, es gibt keinen guten Gott."

Und ohne Entsagung, ohne Illusion oder Hoffnung fuhr sie fort, lästerte mit der wütenden Plumpheit des Volkes und schrie ihre Leiden so wild hinaus, daß Schwester Hyacinthe dazwischen treten mußte.

„Unglückliche, schweigen Sie; es ist der liebe Gott, der Sie bestraft, indem er Ihre Wunde bluten läßt."

Die Scene hatte lange gedauert, und als man mit vollem Dampfe an Riscle vorüberfuhr, klatschte sie von neuem in die Hände und gab das Zeichen, man solle das „Laudate, laudate, Mariam" singen.

„Vorwärts, vorwärts, meine Kinder, alle zusammen und von ganzem Herzen."

O möchten alle Stimmen,
Im Himmel und auf Erden,
Der heil'gen Mutter Gottes
Zum Lobgesange werden!
Laudate, laudate, laudate Mariam.

Da ihre Stimme von diesem Gesang der Liebe übertönt wurde, so schluchzte Frau Vincent, in ihrer Empörung erschöpft, ohne Kraft, in der stammelnden Schwäche einer armen, vor Schmerz und Müdigkeit stumpfsinnig gewordenen Frau, nur noch in ihre beiden Hände.

In dem Wagen machte sich nach dem Gesang die Ermüdung bei allen bemerkbar. Es waren nur noch die so lebhafte Schwester Hyacinthe und die sanfte, ernste und feine Schwester Claire des

Anges, welche, wie bei der Abreise von Paris und während des Aufenthaltes in Lourdes, eine berufsmäßige, an alles gewöhnte und über alles siegende Ruhe in der heiteren Fröhlichkeit ihres Nonnenschleiers und ihrer weißen Haube zur Schau trugen. Frau von Jonquière, welche in fünf Tagen kaum geschlafen hatte, hatte die größte Mühe, ihre armen Augen offen zu halten; dennoch war sie von der Reise entzückt und fuhr mit der großen Freude im Herzen nach Hause, ihre Tochter verheiratet zu haben und das schönste Wunder mitzubringen, eine Geheilte, von der die ganze Welt sprach. Sie nahm sich vor, in dieser Nacht gut zu schlafen trotz des harten Rüttelns, und wurde doch wieder von dumpfer Furcht ergriffen wegen der Grivotte, die ihr seltsam aufgeregt und verstört erschien, mit ihren wirren Augen und ihren mit blaßvioletten Flecken fieberhaft gefärbten Wangen. Zehnmal hatte sie sie veranlassen wollen, sich ruhig zu verhalten, ohne von ihr erlangen zu können, daß sie mit gefalteten Händen und geschlossenen Wimpern sich nicht mehr rührte. Glücklicherweise verursachten ihr die anderen Kranken keinerlei Unruhe; denn alle fühlten sich erleichtert oder so müde, daß sie bereits schlummerten. Elise Rouquet hatte sich einen Taschenspiegel gekauft, einen großen, runden Spiegel, in den sie nicht müde wurde hinein zu blicken. Sie fand sich schön, konstatirte von Minute zu Minute die Fortschritte ihrer Heilung und zwar mit einer Koketterie, die sie jetzt, da ihr ungeheuerliches Gesicht wieder menschlich wurde, die

Lippen zusammen kneisen und ein Lächeln versuchen ließ. Was Sophie Couteau anbetraf, so spielte sie artig; sie hatte sich von selbst den Strumpf ausgezogen, als sie sah, daß niemand mehr ihren Fuß zu prüfen verlangte und wiederholte, sie müsse ganz sicher einen Kieselstein im Strumpf haben; und da man noch immer auf ihren von der heiligen Jungfrau gesegneten Fuß nicht acht gab, so behielt sie ihn zwischen den Händen, streichelte ihn und schien entzückt, ihn berühren und damit spielen zu können.

Herr von Guersaint hatte sich aufgerichtet und über die Scheidewand gelehnt, um mit Herrn Sabathier zu plaudern.

„O Vater, Vater," sagte plötzlich Marie, „sieh doch diesen Einschnitt im Holz! Es ist der Eisenbeschlag meines Wägelchens, der das gemacht hat."

Dieses kleine Zeichen machte sie so glücklich, daß sie einen Augenblick den geheimen Kummer vergaß, den sie verschweigen zu wollen schien. So wie Frau Vincent geschluchzt hatte, als sie den von ihrem Töchterchen berührten Lederriemen bemerkte, so brach sie plötzlich in ein Freudengeschrei aus beim Anblick dieser Schramme, die sie an ihr langes, an diesem Platze erlittenes Martyrium, an diesen ganzen verschwundenen Greuel erinnerte, der wie ein böser Traum verflogen war.

„Wenn man sich so sagt, daß es kaum vier Tage her ist! Ich lag da, ich konnte mich nicht rühren, und jetzt komme ich und gehe ich und fühle mich so behaglich, o mein Gott!"

Herr von Guersaint und Pierre lächelten ihr zu. Dann sagte Herr Sabathier, welcher ihr zugehört hatte, in langsamem Tone:

„Das ist wohl wahr, man läßt ein wenig von seinem Wesen, von seinen Leiden, seinen Hoffnungen, in den Dingen unserer Umgebung zurück; und wenn man sie wieder findet, so sprechen sie zu einem; sie erzählen von unseren Freuden und Leiden, von allem, was wir erlebt haben.“

Mit seiner gefaßten Miene war er seit seiner Abreise von Lourdes schweigsam in seinem Winkel geblieben, und selbst seine Frau, als sie ihm die Beine einwickelte und ihn fragte, ob er Schmerzen hätte, brachte nur Kopfschütteln aus ihm heraus. Er hatte keine Schmerzen, aber er war von einer unbehaglichen Erschöpfung übermannt.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, „so habe ich mich bei der Herfahrt, bei der langen Reise damit zerstreut, die Borten da oben an der Decke zu zählen. Es sind dreizehn, von der Lampe bis zur Waggonthür. Ich habe sie eben wieder gezählt, und es sind natürlich immer noch dreizehn ... So ist's auch mit dem Kupferknopf da neben mir. Sie können sich nicht denken, welche Träume ich in der Nacht, in der uns der Herr Abbé die Geschichte der Bernadette vorgelesen hat, entworfen habe, als ich ihn so glänzen sah; ja, ich sah mich geheilt; ich machte die Reise nach Rom, von der ich seit zwanzig Jahren spreche; ich ging, ich durchlief die Welt, kurz, es waren wahnsinnige und köstliche Träume. Und jetzt, da wir

nach Paris zurückkehren, sind da oben dreizehn Borten, der Knopf glänzt, und alles das sagt mir, daß ich mich von neuem auf dieser Bank mit meinen toten Beinen befinde. Nun, es ist abgemacht, ich bin und bleibe ein armes, altes Tier, mit dem es zu Ende ist."

Zwei große Thränen erschienen in seinen Augen, er mußte wohl eine Stunde entsetzlicher Bitterkeit durchmachen. Aber er erhob seinen dicken, viereckigen Kopf mit den Kinnbacken, die so viel geduldige Hartnäckigkeit verrieten.

„Das war das siebente Jahr, daß ich nach Lourdes ging, und die heilige Jungfrau hat mich nicht erhört. Das thut nichts, das wird mich nicht verhindern, im nächsten Jahr wieder hin zu gehen. Vielleicht wird sie endlich die Gnade haben, mich zu erhören."

Der empörte sich nicht; und Pierre blieb, als er sich mit ihm unterhielt, bestürzt ob dieser lebhaften, beharrlichen Gläubigkeit, welche sogar in diesem geistig entwickelten Schädel erblühte. Aus welch einem glühenden Wunsche nach Genesung und Leben waren dieser Verzicht auf Gewißheit, diese blinde Willenskraft geboren worden? Außerhalb jeder natürlichen Wahrscheinlichkeit steifte er sich darauf, gerettet zu werden, trotzdem selbst das Experiment des Wunders so oft mißlungen war; und er schickte sich an, seinen neuen Mißerfolg zu erklären und zwar mit einer Zerstreutheit, die er vor der Grotte gehabt, einer zweifellos ungenügenden Reue, allen Arten kleiner Sünden, welche die heilige Jungfrau in Mißstim-

mung versetzt haben mußten. Er nahm sich bereits vor, im nächsten Jahre irgendwo eine neuntägige Andacht zu feiern, bevor er nach Lourdes ging.

„Uebrigens,“ fuhr er fort, „Sie kennen doch das Glück, das mein Stellvertreter gehabt hat; Sie erinnern sich doch, der Schwindsüchtige, für den ich die fünfzig Franken Reisegeld gegeben habe, als ich mich hospitalisiren ließ. Nun, er ist vollständig geheilt.“

„Wirklich, ein Schwindsüchtiger?“ rief Herr von Guersaint.

„Vollkommen, mein Herr; geheilt wie durch einen Zauberschlag! Ich habe ihn so abgefallen, so gelb, so dürr, wie eine Hopfenstange gesehen, und er hat mir ganz munter einen Besuch im Hospital abgestattet. Meiner Treu, ich habe ihm hundert Sous gegeben.“

Pierre mußte ein Lächeln unterdrücken, er kannte die Geschichte; er hatte sie von Doktor Chassaigne gehört. Der Geheilte, der in Frage stand, war ein Simulant, den man schließlich im ärztlichen Bureau, wo die Heilungen festgestellt wurden, erkannt hatte. Das mußte wenigstens das dritte Jahr sein, daß er sich vorstellte. Das erstemal wegen einer Lähmung, das zweitemal wegen einer Geschwulst, welche alle beide ebenso vollständig geheilt waren. Jedesmal ließ er sich spazieren fahren, beherbergen, ernähren und reiste dann, mit Almosen überhäuft, ab. Er war ein früherer Krankenwärter aus den Hospitälern, verstellte, verwandelte sich förmlich, schminkte sich den Kopf seinem Uebel entsprechend und zwar mit einer so außerordentlichen Kunstfertigkeit, daß der Doktor

Bonamy eines Zufalls bedurft hatte, um über den Schwindel klar zu werden. Uebrigens hatten die Patres sogleich Stillschweigen über das Abenteuer verlangt. Wozu diesen Skandal dem Gespött der Zeitungen ausliefern? Wenn sie solche Gaunereien entdeckten, so begnügten sie sich damit, die Schuldigen verschwinden zu lassen. Die Simulanten waren übrigens ziemlich selten. Leider waren außerhalb des Glaubens die Dummheit und Unwissenheit vollkommen genügend.

Herr Sabathier war sehr bewegt bei dem Gedanken, daß der Himmel den Mann, der auf seine Kosten gekommen war, geheilt hatte, während er kraftlos, in demselben bejammernswerten Zustande zurückkehrte. Er seufzte und konnte nicht umhin, mit ein wenig Neid in seiner Entsagung zu folgern:

„Was wollen Sie, die heilige Jungfrau muß doch wissen, was sie thut, nicht wahr? Weder Sie, noch ich werden Rechenschaft über ihre Handlungen verlangen. Wenn es ihr gefallen wird, ihren Blick auf mich zu werfen, so wird sie mich stets zu ihren Füßen finden.“

In Mont-de-Marsan ließ Schwester Hyacinthe nach dem Angelus den zweiten Rosenkranz herbeten, die fünf schmerzlichen Mysterien: Jesus im Garten des Oelbergs, den gepeitschten Jesus, Jesus mit der Dornenkrone, Jesu Kreuztragung und Jesus am Kreuze sterbend. Dann speiste man in dem Wagen, denn vor Bordeaux, wo man erst um elf Uhr abends ankommen sollte, gab es keinen Aufenthalt. Alle Körbe

der Pilger waren mit Lebensmitteln vollgestopft, die Milch, die Bouillon, die Schokolade und die Früchte, welche Schwester Saint-François aus der Kantine geschickt hatte, ungerechnet. Dann wurde brüderlich geteilt; man aß auf den Knieen, man rückte einander näher, jedes Coupé bildete nur noch eine Zufallstafel, eine Kindermahlzeit, zu der jeder seinen Beitrag lieferte. Als man an Morceux vorüber fuhr, hatte man eben abgespeist und packte den Rest des Brotes und die fettigen Papiere wieder ein.

„Meine Kinder," sagte Schwester Hyacinthe, sich erhebend, „das Abendgebet."

Und nun gab es ein verworrenes Gesumme, Paternosters, Aves, eine Gewissensprüfung, einen Akt der Reue, ein Versenken seiner selbst in Gott, die heilige Jungfrau und die Heiligen, eine Danksagung für den glücklichen Tag, welche in einem Gebet für die Lebenden und für die dahingeschiedenen Gläubigen ausklang.

„Ich sage Ihnen jetzt schon," fuhr die Nonne fort, „daß ich um zehn Uhr, wenn wir in Lamothe sind, Stille gebieten werde, aber ich hoffe, Sie werden vernünftig sein, und man wird wohl nicht nötig haben, Sie einzuwiegen."

Diese Bemerkung rief Lachen hervor.

Es war halb neun Uhr, und die Nacht war langsam über die Landschaft hereingebrochen. Nur über den Hügeln lag noch die unbestimmte, scheidende Dämmerung, während eine dichte Schattenfläche die Tiefebenen ertränkte. Der Zug sauste mit vollem

Dampfe in eine ungeheure Ebene hinab; man sah nur noch jenes Schattenmeer, in dem er unter einem sternbesäten, schwarzblauen Himmel dahin rollte.

Seit einem Augenblick wunderte sich Pierre über das Benehmen der Grivotte; während die Pilger und Kranken, zwischen die Gepäckstücke gekauert, welche das beständige Schütteln hin und her schaukelte, bereits einschlummerten, hatte sie sich ganz gerade erhoben und klammerte sich in plötzlicher Angst an die Scheidewand. Und unter der Lampe, deren blasses gelbes Licht hin und her tanzte, erschien sie mit dem fahlen, verzerrten Gesicht gleichsam von neuem abgemagert.

„Gnädige Frau, geben Sie acht, sie wird fallen," rief der Priester Frau von Jonquière zu, welche mit geschlossenen Wimpern dem Schlummer nachgab.

Diese fuhr hastig auf, Schwester Hyacinthe hatte sich indeß bereits mit lebhafterer Bewegung umgewendet. Sie nahm die Grivotte, welche ein wütender Hustenanfall auf die Bank niederwarf, in ihre Arme. Fünf Minuten hindurch wurde die Aermste von einem Anfall erschüttert, daß ihr armer Körper krachte. Dann brach ein roter Strom hervor und sie spuckte Blut aus vollem Halse.

„Mein Gott, mein Gott, es packt sie wieder," rief Frau von Jonquière verzweifelt. „Ich ahnte es, als ich sie so seltsam sah. Warten Sie, ich werde mich zu ihr setzen."

Die Nonne wies sie indes ab.

„Nein, nein, gnädige Frau, schlafen Sie ein

wenig, ich werde wachen. Sie sind nicht daran gewöhnt, Sie würden sich schließlich auch noch krank machen.“

Sie ließ sich nieder und bettete den Kopf der Grivotte, deren blutige Lippen sie trocknete, an ihre Schulter. Der Anfall beruhigte sich, aber die Schwäche wurde wieder so groß, daß die Unglückliche nur mit Mühe stammeln konnte:

„O, es ist nichts, es ist durchaus nichts; ich bin geheilt, vollständig geheilt.“

Pierre war bestürzt. Dieser niederschmetternde Rückfall hatte den Wagen mit Entsetzen erfüllt. Viele erhoben sich und blickten sich mit Schrecken um. Dann kauerten sie sich wieder in ihren Winkel, niemand sprach, niemand rührte sich mehr. Und Pierre dachte an den erstaunlichen medizinischen Fall, den dieses Mädchen bot; die dort unten wieder hergestellten Kräfte, der starke Appetit, die weiten Gänge, das strahlende Gesicht, die tanzenden Glieder, dann das ausgespuckte Blut, dieser Husten, dieses bleifarbene Gesicht einer Sterbenden, die brutale Rückkehr der Krankheit, die trotzdem Siegerin blieb. War das eine ganz besondere Schwindsucht, die durch eine Neurose noch verwickelter wurde? War das irgend eine andere Krankheit, ein unbekanntes Uebel, welches ruhig sein Werk inmitten widersprechender Diagnosen fortsetzte? Das Meer der Irrtümer und der Unwissenheit begann, diese Schattenwelt, mit welcher die menschliche Wissenschaft noch immer kämpft. Und er sah wieder den Doktor Chas-

saigne verächtlich die Achseln zucken, während der Doktor Bonamy ruhevoll, unerschüttert seine Arbeit, die Heilungen festzustellen, in der absoluten Gewißheit fortsetzte, daß niemand ihm die Unmöglichkeit seiner Wunder beweisen würde, ebenso wenig wie er selbst die Möglichkeit derselben hätte begründen können.

„O, ich habe keine Furcht," stammelte die Grivotte noch immer, „sie haben es mir ja da unten alle gesagt, ich bin geheilt, vollständig geheilt."

Der Waggon rollte immer weiter durch die schwarze Nacht dahin. Jeder traf seine Vorkehrungen und streckte sich aus, um bequemer zu schlafen. Man zwang Frau Vincent, sich auf der Bank auszustrecken und gab ihr ein Kopfkissen, auf dem sie ihren armen, schmerzerfüllten Kopf betten konnte. Und nun schlummerte sie, stumpfsinnig und artig wie ein Kind, in der Empfindungslosigkeit eines Alps unter großen, schweigsamen Thränen, die noch immer aus ihren geschlossenen Augen herab rollten. Auch Elise Rouquet, die eine ganze Bank für sich hatte, schickte sich zum Schlafen an; aber vorher machte sie, immer das Gesicht in ihren Spiegel versenkt, eine große Nachttoilette, knüpfte sich das schwarze Tuch, das ihr dazu gedient hatte, ihre Wunde zu verdecken, um den Kopf und betrachtete sich, ob sie so schön wäre mit ihrer von der Geschwulst befreiten Lippe. Und von neuem wunderte sich Pierre über diese in der Heilung begriffene, wenn nicht ganz geheilte Wunde, über dieses Ungeheuergesicht, das man jetzt ohne Ekel betrachten konnte. Wieder begann das Meer der Un-

gewißheit. War es kein richtiger Lupus? War es nur eine Art unbekannten Geschwürs hysterischen Ursprungs, oder mußte man sogar zugeben, daß gewisse schlecht studirte Arten von Lupus, die von der schlechten Ernährung der Haut herrührten, durch eine starke, moralische Erschütterung geheilt werden konnten? Es war ein Wunder, wenn er nicht in drei Wochen, in drei Monaten oder in drei Jahren wieder erschien, wie die Schwindsucht der Grivotte.

Es war zehn Uhr; der ganze Wagen schlummerte, als man Lamothe verließ. Schwester Hyacinthe, welche den Kopf der eingeschlummerten Grivotte auf ihren Knieen behalten hatte, konnte sich nicht erheben; sie begnügte sich, der Form wegen mit leichter Stimme, die sich im Rollen der Räder verlor, zu sagen:

„Stille, meine Kinder, stille."

Aber irgend etwas bewegte sich noch immer im Hintergrunde eines Nebencoupés, ein Geräusch, das sie erregte, und das sie schließlich erkannte.

„Sophie, was haben Sie denn fortwährend mit dem Fuß auf die Bank zu klopfen? Sie müssen schlafen, mein Kind."

„Ich klopfe nicht mit dem Fuß, Schwester, das ist ein Schlüssel, der unter meinen Schuh gerollt ist."

„Wie, ein Schlüssel? Geben Sie ihn mir her."

Sie sah in prüfend an; ein sehr ärmlicher, sehr alter Schlüssel, vom Gebrauch schwarz geworden, abgeschabt und polirt, dessen wieder zusammengelöteter Ring noch die Lötstelle zeigte. Alle hatten in den

Taschen gewühlt, niemand hatte den Schlüssel verloren.

„Ich habe ihn da im Winkel gefunden," fuhr Sophie fort, „er muß dem Mann gehören."

„Welchem Mann?" fragte die Nonne.

„Nun, dem Manne, der gestorben ist."

Man hatte ihn bereits vergessen.

Schwester Hyacinthe erinnerte sich. Ja, ja, er gehörte sicher dem Mann, denn sie hatte etwas fallen hören, während sie ihm mit einem Schwamm die Stirn abwusch. Sie wandte den Schlüssel um, sie betrachtete ihn; immer wieder blickte sie auf diesen von nun an unnützen Schlüssel, der niemals mehr das unbekannte Schlüsselloch, das da irgendwo auf der weiten Welt lag, öffnen würde.

Einen Augenblick wollte sie in einer Art Mitleid dieses kleine, so arme, so geheimnisvolle Stückchen Eisen in die Tasche stecken, denn es war ja alles, was von dem Manne blieb. Dann kam ihr aber der fromme Gedanke, man dürfe an nichts auf dieser Erde sein Herz hängen, und so warf sie denn den Schlüssel durch das halb herabgelassene Fenster in die dunkle Nacht hinaus.

„Sophie, Sie dürfen nicht mehr spielen, Sie müssen schlafen," fuhr sie fort. „Nun aber, meine Kinder, Ruhe, Ruhe!"

Erst nach dem kurzen Aufenthalt in Bordeaux, gegen halb zwölf Uhr, kehrte der Schlummer wieder und bemächtigte sich des ganzen Wagens. Frau von Jonquière hatte nicht länger widerstehen können;

sie hielt den Kopf gegen das Holz der Scheidewand gelehnt, und ihr Gesicht zeigte in ihrer Müdigkeit einen glücklichen Ausdruck. Die Sabathiers schliefen ebenfalls, ohne einen Atemzug, während auch in dem andern Coupé, welches Sophie Couteau und Elise Rouquet inne hatten, jedes Geräusch verstummte. Von Zeit zu Zeit erhob sich eine dumpfe Klage, ein erstickter Schrei des Schmerzes oder der Furcht; er entschlüpfte den Lippen der Frau Vincent, die eingeschlafen war und von bösen Träumen gequält wurde. Nur Schwester Hyacinthe blieb mit weit geöffneten Augen wach; sie war sehr besorgt um den Zustand der Grivotte, die jetzt unbeweglich, gleichsam wie tot, in beständigem Röcheln, mit Anstrengung atmete. Von einem Ende zum andern dieses beweglichen Schlafsaals, der durch das Beben des mit vollem Dampfe dahinsausenden Zuges erschüttert wurde, überließen sich die Pilger und Kranken der Ruhe; Glieder hingen hernieder, Köpfe rollten hin und her unter dem bleichen, tanzenden Lichte der Lampe. Im Hintergrunde, im Coupé der zehn Pilgerinnen, gab es ein bejammernswertes Durcheinander armer, häßlicher Gesichter, der Alten und Jungen, die der Schlaf am Ende eines Lobgesangs mit offenem Munde niedergeschmettert zu haben schien. Und ein großes Mitleid mit diesen traurigen, müden Leuten, die, von fünftägigen wahnsinnigen Hoffnungen und unendlichen Verzückungen vernichtet, am nächsten Tage zur harten Wirklichkeit des Lebens wieder erwachen sollten, stieg empor.

Pierre fühlte sich mit Marie so gut wie allein. Sie hatte sich nicht auf der Bank ausstrecken wollen und meinte, sie hätte in sieben Jahren allzu lange gelegen; er hatte sich neben sie gesetzt, um es Herrn von Guersaint bequemer zu machen, der seit Bordeaux wieder in seinen tiefen Kindesschlummer verfallen war. Die Helligkeit der Lampe war ihr unangenehm; er zog das Schutzblech vor, und sie befanden sich im Schatten, einem durchsichtigen, unendlich süßen Schatten. In diesem Augenblick mußte der Zug wohl durch die Ebene rollen; wie in einem endlosen Fluge, in einem ungeheuren und regelmäßigen Flügelrauschen glitt er durch die Nacht dahin. Durch das Fenster, das sie herabgelassen hatten, drang eine köstliche Frische aus den schwarzen Feldern, aus den unergründlichen Feldern, in denen nicht einmal mehr das kleine, verlorene Licht eines Dörfchens leuchtete. Einen Augenblick hatte er sich zu ihr gewendet und gesehen, daß sie die Augen geschlossen hielt. Aber er erriet, daß sie nicht schlief, sondern die tiefe Ruhe inmitten des donnergleichen Gerassels auf der mit vollem Dampf erfolgenden Flucht durch die Schatten auskostete; und wie sie schloß auch er die Wimpern und träumte lange Zeit.

Noch einmal erstand vor ihm die Vergangenheit, das kleine Häuschen in Neuilly, der Kuß, den sie hinter der blühenden Hecke unter den von der Sonne gestreiften Bäumen getauscht hatten. Wie fern das schon lag, und welchen Duft sein ganzes Leben davon bewahrt hatte. Dann kam ihm die Bitterkeit des Tages in den

Sinn, an dem er Priester geworden war. Nie sollte sie Frau sein, und er halte eingewilligt, kein Mann mehr zu sein; das aber würde ihr ewiges Unglück werden, da die ironische Natur wieder eine Gattin und eine Mutter aus ihr machte. Hätte er noch den Glauben bewahrt, er hätte darin den ewigen Trost gefunden. Aber vergeblich hatte er alles versucht, um ihn wieder zu erlangen; seine Reise nach Lourdes, seine Anstrengungen vor der Grotte, seine Hoffnung für einen Augenblick, er werde schließlich glauben, wenn Marie auf wunderbare Weise geheilt würde; dann der vollständige, unheilbare Untergang, als die angekündigte Heilung sich in wissenschaftlicher Weise vollzogen hatte. Und auch ihre so reine und schmerzliche Idylle, die Geschichte ihrer in Thränen getränkten Zärtlichkeit rollte sich vor seinem Blicke ab. Sie selbst, die sein trauriges Geheimnis durchschaut, war nur nach Lourdes gekommen, um den Himmel um das Wunder seiner Bekehrung zu bitten. Während der Fackelprozession, als sie unter dem Duft der unsichtbaren Rosen allein geblieben waren, hatten sie, einer im andern verloren, mit dem glühenden Wunsche ihres gegenseitigen Glückes, einer für den andern gebetet. Vor der Grotte hatte sie ferner die heilige Jungfrau angefleht, sie zu vergessen und ihn zu retten, wenn sie nur eine Gunst von ihrem göttlichen Sohn erlangen könnte. Als sie dann geheilt war und mit ihrem Wägelchen die Treppen hinauf gezogen war, hatte sie, außer sich, von Liebe und Dankbarkeit geschwellt, sich erhört geglaubt und

ihm laut ihre Freude zu erkennen gegeben, daß sie beide zusammen, zusammen gerettet wären. Ach, wie schwer fiel ihm diese Lüge aufs Herz, diese Lüge der Zuneigung und des Mitleids, wie schwer drückte ihn der Irrtum, in dem er sie belassen. Das war der schwere Stein, der ihn jetzt im Grunde seines freiwilligen Grabes einschloß. Er erinnerte sich an den furchtbaren Anfall, an dem er im Schatten der Krypta fast gestorben war, an sein Schluchzen, seine brutale Empörung, sein Verlangen, sie ganz für sich zu behalten, sie zu besitzen, da er wußte, daß sie ihm gehörte. Er erinnerte sich an diese ganze grollende Leidenschaft seiner erwachten Männlichkeit, welche dann nach und nach eingeschläfert und unter dem Rieseln seiner Thränen ertränkt worden war. Dann hatte er, einem brüderlichen Mitleid nachgebend, um die göttliche Illusion in ihr nicht zu zerstören, jenen heroischen Schwur geleistet, sie zu belügen, jenen Schwur, an dem er zu Grunde ging.

Nun zitterte Pierre in seiner Träumerei. Würde er auch die Kraft haben, diesen Schwur für immer zu halten? Hatte er nicht, da er sie auf dem Bahnhof erwartete, in seinem Herzen eine Ungeduld, ein eifersüchtiges Verlangen entdeckt, dieses allzu geliebte Lourdes zu verlassen, und zwar in der unbestimmten Hoffnung, sie würde in der Ferne wieder ihm angehören? Wäre er nicht Priester gewesen, er hätte sie geheiratet. Welch Entzücken, welches Dasein voll seligen Glückes, sich ganz ihr zu widmen, sie ganz zu besitzen, und in dem teuren Kinde, das sie ge-

bären würde, wieder aufzuleben! Es gibt sicher nichts Göttliches als den Besitz, das Leben, welches sich ergänzt und erzeugt. Und sein Traum verschwamm, er sah sich verheiratet, und das erfüllte ihn mit einer so lebhaften Freude, daß er sich fragte, warum sein Traum denn nicht zu verwirklichen wäre?

Sie hatte noch die Unwissenheit eines kleinen Mädchens von zehn Jahren, er würde sie unterrichten und ihr eine neue Seele einhauchen. Sie würde begreifen, daß ihr diese Heilung, die sie der heiligen Jungfrau zu verdanken glaubte, ihr von der einzigen Mutter kam, der reinen und unparteiischen Natur. Aber je mehr er also die Dinge überlegte, um so mehr wurde eine Art geheiligten Schreckens in ihm wach, der in ihrer religiösen Erziehung seinen Ursprung hatte. Großer Gott! Wußte er denn, ob dieses menschliche Glück, mit dem er sie überhäufen wollte, jemals die heilige Unwissenheit, die kindliche Naivität, in der sie lebte, aufwiegen würde? Welche bitteren Vorwürfe später, wenn sie nicht glücklich wäre! Dann welches Drama des Gewissens, die Sutane fortzuwerfen, dieses Wundermädchen von gestern zu heiraten und ihr den Glauben zu nehmen, und sie zur Einwilligung in diese Frevelthat zu veranlassen. Und doch lag darin die Tapferkeit, lag darin die Vernunft; es war das Leben, der wahre Mann, die wahre Frau, die notwendige und große Vereinigung. Mein Gott, warum wagte er es denn nicht? Eine unendliche Traurigkeit verirrte sich in seine Träume, und er hörte nur noch die Leiden seines

armen Herzens. Der Zug rollte mit seinem ungeheuren Flügelrauschen dahin; nur Schwester Hyacinthe war in dem dumpfen Schlummer des Wagens noch wach.

In diesem Augenblick sagte Marie, sich zu Pierre neigend, mit sanfter Stimme:

„Es ist seltsam, mein Freund, ich falle um vor Müdigkeit und kann doch nicht schlafen.“

Dann sprach sie mit leichtem Lachen:

„Ich habe Paris im Kopfe.“

„Wie, Paris?“

„Ja, ja, ich denke, daß es mich erwartet, daß ich dahin zurückkehren werde. Ach, ich werde in diesem Paris, von dem ich nichts kenne, leben müssen.“

Das war für Pierre eine Angst. Er hatte es wohl vorausgesehen, sie würde nicht ihm angehören, den anderen würde sie angehören. Paris würde sie ihm nehmen, wenn Lourdes sie ihm zurück gab. Und er stellte sich dieses unwissende Kind vor, wie es unvermeidlich seine Erziehung als Frau vollendete. Die kleine weiße Seele, die bei dem großen Mädchen von dreiundzwanzig Jahren unberührt geblieben war, die Seele, welche die Krankheit fern vom Leben, fern sogar von den Romanen beiseite geschoben hatte, würde jetzt, da sie ihren freien Flug wieder aufnahm, sehr schnell heranreifen. Er sah das junge Mädchen lachend, gesund, wie sie überall herum lief, alles betrachtete und lernte und eines Tages dem Gatten begegnete, der ihre Erziehung vollenden würde.

„Sie nehmen sich also vor, sich in Paris zu amüsiren?“

„Ich, mein Freund? O, was sagen Sie da ... Sind wir reich genug, um uns zu amüsiren? Nein, ich dachte an meine arme Schwester Blanche und fragte mich, was ich wohl in Paris thun könnte, um ihr das Leben ein wenig zu erleichtern. Sie ist so gut, sie macht sich so viel Mühe, und ich will nicht, daß sie allein das ganze Geld verdient.“

Und nach einer neuen Pause, als er tiefbewegt schwieg, fuhr sie fort:

„Früher, bevor ich allzu stark litt, zeichnete ich ziemlich gut Miniaturbilder. Sie erinnern sich, ich habe ein ähnliches Porträt von Papa gemacht, das alle Welt sehr hübsch fand ... Nicht wahr, Sie werden mir helfen und mir Porträtbestellungen suchen?“

Dann sprach sie von diesem neuen Leben, das sie führen wollte. Sie wollte ihr Zimmer einrichten und es von ihren ersten Ersparnissen mit einem Cretonnestoff, mit kleinen blauen Blumen tapeziren lassen. Blanche hatte ihr von den großen Magazinen erzählt, wo man alles billig kauft. Es mußte so amüsant sein, mit Blanche auszugehen, ein wenig herum zu laufen, denn sie kannte ja nichts und hatte, seit ihrer Kindheit an ihr Bett genagelt, nie etwas gesehen. Pierre, der sich einen Augenblick beruhigt, litt von neuem, als er dieses glühende Verlangen zu leben bei ihr erkannte, diesen Eifer, alles zu sehen, alles kennen zu lernen und alles zu kosten. Das war endlich das Erwachen der Frau, die sie

werden mußte, die er früher geahnt und im Kinde angebetet, ein teures Geschöpf der Fröhlichkeit und Leidenschaft, mit seinem blühenden Munde, seinen Sternenaugen, seinem milchweißen Teint, seinen goldenen Haaren, das in Lebensglanz strahlte.

„O, ich werde arbeiten und dann — Sie haben recht, Pierre, — werde ich mich amüsiren, weil es doch nichts Böses ist, nicht wahr, fröhlich zu sein?"

„Nein, nein, gewiß nicht, Marie."

„Sonntags werden wir aufs Land gehen, o, sehr weit hinaus, in die Wälder, wo es schöne Bäume gibt ... auch werden wir ins Theater gehen, wenn uns Papa dahin führt; man hat mir gesagt, daß es viele Stücke gibt, die man hören kann ... Aber das ist übrigens noch nicht alles. Wenn ich nur ausgehe, durch die Straßen gehe und die Dinge sehe, so werde ich so glücklich sein und so heiter nach Hause zurückkehren ... Es ist ja so gut zu leben, nicht wahr, Pierre?"

„Ja, ja, Marie, es ist sehr gut."

Eine leichte Todeskälte überfiel ihn, er kämpfte mit dem Bedauern, kein Mann mehr zu sein. Warum versuchte Sie ihn in dieser Weise mit ihrer verletzenden Arglosigkeit, warum sagte er ihr nicht die Wahrheit, die ihn vernichtete! Er hätte sie genommen, er hätte sie erobert. Nie hatte sich ein schrecklicherer Kampf in seinem Herzen und in seinem Willen abgespielt. Einen Augenblick stand er auf dem Punkte, die nie wieder gut zu machenden Worte auszusprechen.

Aber schon fuhr sie mit ihrer fröhlichen Kinderstimme fort:

„O sehen Sie doch den armen Papa, wie zufrieden er ist, so fest zu schlafen."

In der That schlief Herr von Guersaint ihnen gegenüber auf der Bank, mit glücklicher Miene wie in seinem Bett, ohne anscheinend das Bewußtsein des beständigen Schüttelns zu haben. Dieses eintönige Schwanken und Stampfen schien übrigens nur noch ein Wiegen zu sein, welches den Schlummer des ganzen Wagens vertiefte. Es war die vollständige Hingabe, die Vernichtung der Körper, inmitten der Unordnung der Gepäckstücke, welche, ebenfalls zusammen gesunken, gleichsam unter dem rauchigen Lichte der Lampen eingeschläfert, dalagen. Und das rhythmische Rasseln der Räder hörte nicht auf in dem unbekannten Schattendunkel, das der Zug noch immer durchbrauste. Nur manchmal, vor einem Bahnhof, auf einer Brücke, verlangsamte sich der Wirbelwind der Fahrt, und es blies plötzlich ein heftiger Sturm. Dann begann das einförmige, einlullende Gerassel von neuem.

Marie ergriff sanft Pierres Hand. Sie waren so verloren, so allein unter dieser ganzen schlafenden Gesellschaft, in diesem tiefen, donnernden Frieden des von Nacht umhüllten Zuges. Die Traurigkeit, die sie bis dahin verheimlicht hatte, erwachte von neuem und verdunkelte ihre großen blauen Augen.

„Mein guter Pierre, nicht wahr, Sie werden oft zu uns kommen?"

Als er fühlte, wie ihre kleine Hand die seine drückte,

hatte er gezittert. Sein Herz lag auf seinen Lippen, und er entschloß sich zu sprechen. Dennoch hielt er sich zurück und stammelte:

„Marie, ich bin nicht immer frei, ein Priester kann nicht überall hingehen."

„Ein Priester," wiederholte sie, „ja, ja, ein Priester, ich begreife."

Jetzt sprach sie und bekannte sie das tödliche Geheimnis, unter dem ihr Herz seit der Abfahrt erstickte. Sie beugte sich noch mehr vor und fuhr mit noch leiserer Stimme fort:

„Hören Sie, mein guter Pierre, ich bin entsetzlich traurig; ich sehe aus, als wäre ich zufrieden, aber der Tod wohnt in meiner Seele . . . Sie haben mich gestern belogen."

Er erschrak und verstand zuerst nicht.

„Wie, ich habe Sie belogen?"

Eine gewisse Scham hielt sie zurück, sie zögerte noch in dem Augenblick, da sie in dies Geheimnis eines Gewissens drang, welches nicht das ihre war. Dann sprach sie im Tone einer Freundin, einer Schwester:

„Ja, Sie haben mich glauben lassen, Sie wären mit mir gerettet, und das war die Unwahrheit, Pierre, denn Sie haben den verlorenen Glauben nicht wieder gefunden."

Großer Gott, sie wußte es also! Das war für ihn ein Gefühl tiefer Betrübnis, eine so erschütternde Katastrophe, daß er seine Qualen darüber vergaß. Zuerst wollte er auf seiner Lüge brüderlichen Mitleids verharren.

„Aber ich versichere Sie, Marie! Wie kann Ihnen nur ein so häßlicher Gedanke kommen?“

„O, mein Freund, schweigen Sie, wenigstens aus Mitleid! Es würde mir zu wehe thun, wollten Sie mich noch weiter belügen ... Sehen Sie, es war da unten auf dem Bahnhof, im Augenblick der Abfahrt, als der unglückliche Mann starb. Der gute Abbé Judaine war niedergekniet und hatte für die Ruhe dieser unruhigen Seele Gebete gesprochen ... Da habe ich alles gefühlt, alles begriffen, als ich sah, daß Sie sich nicht auch auf die Kniee warfen, als das Gebet nicht auch auf Ihre Lippen stieg.“

„Wahrhaftig, Marie, ich versichere Sie ...“

„Nein, nein, Sie haben nicht für den Toten gebetet, Sie glauben nicht mehr ... Und dann ist es auch etwas anderes; ich errate alles, alles, was mir von Ihnen kommt; diese Verzweiflung, die Sie nicht verbergen können; die Schwermut Ihrer armen Augen, sobald sie den meinigen begegnen ... Die heilige Jungfrau hat mich nicht erhört, sie hat Ihnen den Glauben nicht wiedergegeben, und ich bin recht unglücklich!“

Sie weinte, und eine heiße Thräne fiel auf die Hand des Priesters, der sie noch immer hielt. Das brachte ihn aus der Fassung, er hörte auf zu kämpfen, gestand und ließ ebenfalls seine Thränen fließen, während er mit ganz leiser Stimme murmelte:

„O, Marie, auch ich bin sehr unglücklich, o, sehr unglücklich!“

Einen Augenblick schwiegen sie in ihrem grau-

samen Kummer, den Abgrund ihrer Glaubensanschauungen zwischen sich zu fühlen. Nie würden sie mehr einander angehören, und besonders brachte sie ihre von nun an endgiltige Ohnmacht zur Verzweiflung, daß sie sich nicht mehr nähern durften, da der Himmel selbst sich geweigert hatte, das Band wieder zu knüpfen. Seite an Seite weinten sie über ihre Trennung.

„Und ich habe doch," fuhr sie mit schmerzerfüllter Stimme fort, „so innig für Ihre Bekehrung gebeten, ich war so glücklich! . . . Es war mir, als verschmelze Ihre Seele mit der meinen, und es war ein so köstliches Gefühl, daß wir zusammen, zusammen gerettet worden! Ich fühlte in mir Kräfte zum Leben, o Kräfte, um die Welt aus ihren Angeln zu heben!"

Er antwortete nicht und seine Thränen flossen noch immer ohne Ende.

„Und sich sagen zu müssen," fuhr sie fort, „daß ich allein geheilt worden bin, daß ich dieses große Glück ohne Sie besitze! Wenn ich Sie so verlassen, so traurig sehe, dann zerreißt es mir das Herz, während ich von Gnaden und Freuden überhäuft bin. Ach, die heilige Jungfrau ist streng gewesen; warum hat sie nicht zu derselben Zeit, da sie meinen Körper heilte, auch Ihre Seele geheilt?"

Die letzte Gelegenheit bot sich dar, er hätte sprechen müssen, um endlich die Klarheit des Verstandes in dieses unschuldige Kind eindringen zu zu lassen, er hätte das Wunder erklären müssen, da-

mit das Leben, nachdem es sein sanitäres Werk an ihr vollendet, seinen Triumph dadurch krönte, daß es sie einander in die Arme warf. Auch er war genesen, denn sein Verstand war jetzt gefestigt, und er weinte nicht, weil er den Glauben verloren, er weinte, weil er sie verlor. Aber ein unbesiegliches Mitleid überkam ihn in seinem großen Kummer. Nein, nein, er würde den Frieden dieser Seele nicht stören, er würde ihr ihren Glauben nicht rauben, der vielleicht eines Tages in den Schmerzen dieser Welt ihr einziger Halt sein könnte. Noch kann man weder von den Kindern noch von den Frauen den bitteren Heroismus des Verstandes verlangen. Er fühlte, daß er nicht die Kraft, er glaubte, daß er nicht einmal das Recht dazu habe. Das wäre ihm wie ein Raub, wie ein abscheulicher Mord erschienen. Und er sprach nicht, seine Thränen flossen glühender in diesem Opfer seiner Liebe, der verzweifelten Weihe seines Glücks, das er darbrachte, damit sie arglos, unwissend und fröhlich bliebe.

„O Marie, wie unglücklich bin ich! Es gibt auf den Landstraßen, es gibt in den Bagnos keine Unglücklichen, die unglücklicher sind als ich! O Marie, wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin!“

Sie war außer sich, preßte ihn in ihre zitternden Arme und wollte ihn in schwesterlicher Umschlingung trösten. In diesem Augenblicke erriet das Weib, das in ihr erwachte, alles, und auch sie schluchzte über alle menschlichen und göttlichen Willenskräfte, die sie

trennten. Noch hatte sie nie an diese Dinge gedacht, aber plötzlich sah sie das Leben mit seinen Leidenschaften, seinen Kämpfen, seinen Qualen; und sie suchte, was sie sagen konnte, um dies blutende Herz ein wenig zu beruhigen, und stammelte ganz leise, tiefbetrübt, daß sie nichts fand, was süß genug klang:

„Ich weiß, ich weiß.“

Dann fand sie das Wort; aber wie wenn das, was sie zu sagen hatte, nur von Engeln gehört werden durfte, so war sie unruhig und blickte sich im Waggon um. Der Schlummer schien hier noch drückender geworden zu sein, ihr Vater schlief noch immer mit der Unschuld eines großen Kindes. Keiner der Pilger, keiner der Kranken hatte sich in dem rauhen Schütteln, das sie dahintrug, gerührt. Selbst Schwester Hyacinthe hatte, der drückenden Ermüdung nachgebend, die Augen geschlossen, nachdem sie ebenfalls das Schutzblech über die Lampe ihres Coupés gezogen hatte. Es wogte nur noch ein unklarer Schatten, undeutliche Körper unter namenlosen, kaum wahrnehmbaren Gegenständen, welche ein Hauch des Sturmes, eine wütende Flucht ohne Ende durch die Schatten dahinpeitschte. Und sie mißtraute auch dieser schwarzen Landschaft, deren unbekannte Fläche an den beiden Seiten des Zuges vorübersauste, ohne daß man wissen konnte, welche Wälder, welche Ströme, welche Hügel man durchfuhr. Soeben waren lebhafte Strahlen erschienen, vielleicht ferne Schmiedewerkstätten, traurige Lampen von Arbeitern oder

Kranken; aber von neuem umfloß sie tiefe Nacht, ein dunkles, unendliches, unbenanntes Meer, auf dem man immer weiter vordrang und sich doch überall und nirgends befand.

Nun legte Marie, von züchtiger Verwirrung ergriffen, unter ihren Thränen errötend, ihre Lippen an das Ohr Pierres:

„Hören Sie mich, mein Freund ... Es besteht ein großes Geheimnis zwischen der heiligen Jungfrau und mir ... Ich hatte ihr geschworen, es niemand zu sagen; aber Sie sind zu unglücklich, Sie leiden zu sehr, und sie wird mir verzeihen; ich will es Ihnen daher anvertrauen.“

Dann hauchte sie:

„Während der Nacht der Andacht, Sie wissen, in der Nacht glühender Ekstase, die ich vor der Grotte zubrachte, habe ich mich durch ein Gelübde verpflichtet und der heiligen Jungfrau versprochen, ihr das Opfer meiner Jungfräulichkeit zu bringen, wenn sie mich heilte. Sie hat mich geheilt, und niemals, hören Sie wohl, Pierre, niemals werde ich jemand heiraten.“

O, welch unerwartetes Glück! Er glaubte, ein Tau fiele auf sein armes, gemartertes Herz. Das war ein göttliches Zaubermittel, eine köstliche Erleichterung. Wenn sie keinem andern angehörte, so würde sie doch stets ein wenig ihm angehören. Wie sie sein Leiden begriffen hatte, und wie sie fand, was sie sagen mußte, um ihm sein Dasein noch erträglich zu machen!

Auch er wollte nun glückliche Worte finden, ihr danken und versprechen, daß auch er auf ewig nur ihr angehören wolle, daß er sie lieben würde ohne Ende, wie er sie seit der Kindheit liebte, als das teure Geschöpf, dessen einziger Kuß dermaleinst genügt hatte, sein ganzes Leben zu versüßen. Sie aber, die bereits unruhig war, hieß ihn schweigen, denn sie fürchtete, diese so reine Minute zu vergällen.

„Nein, nein, mein Freund, sprechen wir nichts mehr. Es wäre vielleicht schlecht . . . Ich bin sehr müde und will jetzt ruhig schlafen.“

So blieb sie, den Kopf an seine Schultern gelehnt, und schlief sogleich wie eine vertrauende Schwester ein. Einen Augenblick hielt er sich in dem schmerzlichen Glück der Entsagung wach, das sie eben durchkostet. Diesmal war es zu Ende, das Opfer war vollbracht. Er würde einsam, abgesondert von dem Leben der andern Männer, leben. Nie würde er das Leben kennen lernen, nie würde er einem lebenden Wesen das Dasein geben. Er hatte nur noch den tröstlichen Stolz dieses selbstgewollten Selbstmords, in den er sich in der traurigen Größe der außerhalb der Natur stehenden Existenzen gefügt.

Aber die Erschöpfung überfiel auch ihn; seine Augen schlossen sich, und er schlief ebenfalls ein. Dann glitt sein Kopf herab, seine Wange berührte die Wange seiner Freundin, welche sehr sanft, die Stirn an seine Schulter gelehnt, schlief. Dann vermischten sich ihre Haare. Sie trug ihre goldenen, ihre königlichen Haare halb aufgelöst, sein Gesicht war

davon gebadet, und er träumte in dem Duft ihrer Haare. Zweifellos suchte sie derselbe Traum des Glücks zugleich heim, denn ihre zärtlichen Gesichter hatten denselben Ausdruck des Entzückens angenommen, und sie lächelten beide den Engeln zu. Es war die keusche und leidenschaftliche Hingabe, die Unschuld dieses Zufallschlummers, der sie so einander in die Arme legte, mit verschlungenen Gliedern, die warmen Lippen nahe bei einander, Atem sich mischend mit Atem, wie nackte Kinder, die in derselben Wiege liegen. Das war ihre Hochzeitsnacht, die Vollziehung der geistigen Ehe, in der sie leben sollten, eine köstliche Versunkenheit in das Nichts, kaum ein flüchtiger Traum mystischen Besitzes inmitten dieses Waggons des Elends und des Leidens, welcher noch immer, noch immer durch die dunkle Nacht dahinrollte. Stunden, Stunden verflogen, die Räder knirschten, die Gepäckstücke schaukelten sich an den Haken, indes aus den eng an einander gepreßten, zusammengekauerten Körpern nur die ungeheure Ermüdung aufstieg, die große physische Schlaffheit, die man sich im Lande der Wunder zugezogen, wo man den Seelen allzu viel zugemutet hatte.

Endlich um fünf Uhr, als die Sonne aufstieg, fand ein plötzliches Erwachen statt; dröhnend fuhr man in einen großen Bahnhof; Rufe der Beamten wurden laut, Thüren öffneten sich, Leute stießen und drängten sich. Man war in Poitiers, und der ganze Waggon war in Bewegung unter Stimmengewirr, Schreien und Lachen.

Die kleine Sophie Couteau stieg hier aus und verabschiedete sich. Sie umarmte alle Damen und kletterte sogar über die Scheidewand, um von Schwester Claire des Anges Abschied zu nehmen, die niemand seit dem vorigen Abend wieder gesehen hatte, als sie zart und schweigsam mit ihren geheimnisvollen Augen in ihrem Winkel verschwunden war.

Dann kam das Kind wieder zurück, nahm sein kleines Bündel und zeigte sich namentlich Schwester Hyacinthe und Frau von Jonquière gegenüber sehr liebreich.

„Auf Wiedersehen, liebe Schwester; auf Wiedersehen, gnädige Frau ... Ich danke Ihnen auch für alle Ihre Güte.“

„Sie müssen im nächsten Jahre wiederkommen, mein Kind.“

„O, liebe Schwester, ich werde nicht verfehlen, das ist meine Pflicht.“

„Und betragen Sie sich recht gut, liebe Kleine, führen Sie sich brav auf, damit die heilige Jungfrau auf Sie stolz ist.“

„Gewiß, gnädige Frau; sie ist so gütig gewesen, und es macht mir so großes Vergnügen, sie wieder zu sehen.“

Als sie auf dem Bahnsteig stand, beugten sich alle Pilger aus dem Wagen und folgten ihr mit glücklichen Gesichtern, grüßend und schreiend.

„Auf nächstes Jahr, auf nächstes Jahr!“

„Ja, ja, danke schön, auf nächstes Jahr.“

Man sollte das Morgengebet erst in Châtellerault

sprechen. Als der Zug nach dem Aufenthalt in Poitiers von neuem in dem leichten Morgenwinde dahinrollte, erklärte Herr von Guersaint mit seiner fröhlichen Miene, er habe trotz der Härte der Bank ausgezeichnet geschlafen. Auch Frau von Jonquière pries sich glücklich wegen dieser guten Ruhe, deren sie so sehr bedurfte, war aber dennoch ein wenig verwirrt, daß sie Schwester Hyacinthe allein bei der Grivotte hatte wachen lassen, welche jetzt wieder, von ihrem gräßlichen Husten gepackt, in anhaltendem Fieber mit den Zähnen klapperte. Die anderen Pilger machten ein wenig Toilette, die zehn Frauen im Hintergrunde knüpften ihre Halstücher zu und banden mit einer gewissen züchtigen Unruhe in ihrer traurigen, armseligen Häßlichkeit die Bänder ihrer Hauben zusammen. Elise Rouquet hörte, das Gesicht auf ihren Spiegel geheftet, nicht auf, ihre Nase, den Mund, die Wangen prüfend zu betrachten, sie bewunderte sich, trank sich förmlich und fand, daß sie entschieden wieder sehr hübsch werde.

Nun empfanden Pierre und Marie wieder ein tiefes Mitleid, als sie Frau Vincent betrachteten, die nichts aus der Starrheit, in der sie sich befand, hatte reißen können, weder der lärmende Aufenthalt in Poitiers, noch das Geräusch der Stimmen, seit man von neuem dahinrollte. Auf der Bank dahingestreckt, hatte sie die Augen noch nicht geöffnet und schlummerte noch immer, von schrecklichen Träumen gequält. Und während nach wie vor große Thränen von ihren Wimpern herabrollten, erfaßte sie das

Kopfkissen, das man ihr mit Gewalt aufgedrängt hatte und drückte es in einem bösen Traum ihrer leidenschaftlichen Mutterschaft innig an die Brust.

Ihre armen Mutterarme, die so lange die sterbende Tochter getragen, ihre unbeschäftigten, auf immer leeren Arme hatten in ihrem Schlummer dieses Kissen gefunden und hielten es in blinder Umarmung wie ein Phantom umschlossen.

Herr Sabathier hatte ein fröhliches Erwachen. Während Frau Sabathier die Decke zurückschlug und sorgfältig seine toten Beine umwickelte, begann er, wieder ganz im Banne der gnadenreichen Illusion, mit glänzendem Auge zu plaudern. Er erzählte, er habe von Lourdes geträumt, und die heilige Jungfrau habe sich mit einem Lächeln wohlwollenden Versprechens über ihn geneigt. Und vor Frau Vincent, dieser Mutter, deren Tochter sie hatte sterben lassen, vor der Grivotte, dieser elenden, von ihr geheilten Frau, die wieder so rauh in ihr tödliches Leiden zurück gesunken war, freute er sich und sprach wiederholt zu Herrn von Guersaint mit einer Miene absoluter Gewißheit:

„O, mein Herr, ich kehre ganz ruhig nach Hause zurück ... Im nächsten Jahre werde ich geheilt werden ... Ja, ja, wie es eben diese liebe Kleine rief: Nächstes Jahr, nächstes Jahr.“

Das war die unzerstörbare, ja sogar siegreiche Illusion der Gewißheit, die ewige Hoffnung, welche nicht sterben wollte, welche nach jeder Niederlage auf

den Ruinen aller Erwartungen nur um so lebhafter empor blühte.

In Châtellerault ließ Schwester Hyacinthe das Morgengebet sprechen, das Pater und das Ave, das Credo, einen Aufruf an Gott, um das Glück eines glorreichen Tages von ihm zu erbitten. O, mein Gott, gib mir die nötige Kraft, um alles Böse zu vermeiden, um alles Gute auszuüben und alle Leiden zu erdulden!

V.

Die Reise dauerte fort; immer weiter, immer weiter rollte der Zug dahin. In Saint-Maur sprach man die Meßgebete, und in Saint-Pierre-des-Corps sang man das Credo. Aber die frommen Uebungen wurden mit weniger Liebe betrieben, der Eifer ermattete in der wachsenden Ermüdung dieser Rückfahrt, nach einer so anhaltenden Erregung der Seelen. Daher sah auch Schwester Hyacinthe ein, eine Vorlesung würde eine glückliche Erholung für alle diese überanstrengten Leute bilden; und sie versprach, sie würde dem Herrn Abbé erlauben, ihnen das Ende von Bernadettes Leben vorzulesen, aus dem er ihnen schon zweimal so wunderbare Episoden erzählt hatte. Aber man solle bis Aubrais warten; von Aubrais bis Etampes würde man zwei Stunden haben, gerade die erforderliche Zeit, um die Geschichte zu vollenden, ohne daß man gestört würde.

Nun folgten die Stationen von neuem auf einander in der eintönigen Wiederholung des Weges, den man schon auf der Hinfahrt nach Lourdes durch dieselben Ebenen gemacht hatte. Wieder begann man

den Rosenkranz in Amboise und sagte den ersten Teil, die fünf freudigen Mysterien, her; nachdem man dann in Blois den Kantus: „O segne, zärtliche Mutter“ hergesagt, sprach man in Beaugency den zweiten Teil, die fünf schmerzlichen Mysterien. Die Sonne hatte sich schon am frühen Morgen in einen feinen Wolkenschleier gehüllt, und die Landschaft floh sanft und ein wenig traurig in ihrer ununterbrochenen Fächerbewegung vor ihnen dahin. An den beiden Seiten des Weges verschwanden die Bäume und Häuser unter dem grauen Lichte in einer unklaren, traumhaften Leichtigkeit, während in der Ferne die in Nebel eingehüllten Hügel sich langsamer, mit dem beruhigten Schaukeln mächtiger Wellen, den Blicken entzogen. Zwischen Beaugency und Aubrais schien der Zug in seiner Schnelligkeit nachzulassen; ohne Ende rollte er mit dem rhythmischen Rasseln der Räder dahin, das die betäubten Pilger nicht einmal mehr hörten.

Endlich begann man, als man Aubrais verlassen hatte, im Wagen zu frühstücken. Es war drei Viertel auf zwölf Uhr. Als man dann das Angelus gesprochen und die drei Ave dreimal wiederholt hatte, zog Pierre aus dem Koffer Mariens das kleine Büchlein hervor, dessen blauer Deckel mit einem ungekünstelten Bilde Unserer lieben Frau von Lourdes geschmückt war. Schwester Hyacinthe hatte in die Hände geklatscht, um Schweigen zu gebieten. Nun konnte der Priester mit seiner schönen, durchdringenden Stimme seine Vorlesung beginnen, da er alle

erwacht sah und die Neugier dieser großen Kinder erregt war, welche diese wunderbare Erzählung begeisterte. Jetzt handelte es sich um den Aufenthalt in Nevers und den Tod der Bernadette. Aber wie er es früher beidemal gethan, so hörte er auch jetzt bald auf, sich an den Text des kleinen Buches zu halten, und verwob das, was er wußte, mit dem, was er erriet, zu einer reizenden Erzählung; und wieder erstand für ihn die wahre, menschliche, erbarmungswürdige Geschichte, welche niemand erzählt hatte und die ihm das Herz zerriß.

Es war am 8. Juli 1866, als Bernadette Lourdes verließ. Sie reiste ab, um sich in Nevers in das Kloster von Saint-Gildard einzuschließen, in dem Mutterhaus der Schwestern des Hospizes, in dem sie lesen gelernt hatte und in welchem sie seit acht Jahren lebte. Sie war damals zweiundzwanzig Jahre alt; schon war es acht Jahre her, daß die heilige Jungfrau ihr erschienen war. Ihr Abschied von der Grotte, der Basilika, von der ganzen Stadt, die sie liebte, war ein schmerzlicher. Aber sie konnte dort nicht weiter leben, denn beständig wurde sie von der öffentlichen Neugier, von Besuchen, Huldigungen und Anbetungen verfolgt. Ihre schwächliche Gesundheit hatte schließlich grausam darunter zu leiden. Ihre aufrichtige Demut, eine schüchterne Liebe zum Dunkel und zum Schweigen hatten ihr schließlich den glühenden Wunsch eingegeben, zu verschwinden und den weithin schallenden Ruhm einer Auserkorenen, die die Welt nicht in Frieden lassen wollte, im tiefen

Grunde unbekannter Schatten zu verbergen. Und sie träumte nur von der Einfachheit des Geistes, von dem ruhigen, gewöhnlichen, dem Gebet und den kleinen, täglichen Beschäftigungen geweihten Leben. Diese Abreise war also eine Befreiung für sie und für die Grotte, welcher sie mit ihrer allzu großen Unschuld und ihren allzu großen Uebeln lästig zu werden anfing.

Saint-Gildard in Nevers mußte ein Paradies gewesen sein. Sie fand hier frische Luft, Sonne, weite Stuben und einen großen, mit schönen Bäumen bepflanzten Garten. Aber dennoch erfreute sie sich hier nicht des Friedens, des vollständigen Vergessens der Welt in der fernen Wüste. Kaum zwanzig Tage nach ihrer Ankunft hatte sie unter dem Namen der Schwester Marie-Bernard das heilige Gewand angelegt, sich aber nur durch einzelne Gelübde verpflichtet. Aber trotzdem hatte die Welt sie begleitet; wieder begann die Menge, sie zu verfolgen. Bis in die Klosterzelle bedrängte man sie mit dem unauslöschlichen Wunsche, Gnadenbeweise von ihrer heiligen Person zu erlangen. O, man wollte sie nur sehen, sie berühren, sich Glück verschaffen, indem man sie betrachtete, und ohne ihr Wissen irgend eine Münze an ihrem Kleide reiben! Die gläubige Leidenschaft für den Fetisch machte sich geltend. Die Frommen fielen über sie her und quälten dieses zum lieben Gott gewordene arme Wesen, von dem jeder seinen Teil der Hoffnung und der göttlichen Illusion haben wollte. Sie weinte darüber vor Erschöpfung, vor ungeduldiger

Entrüstung und wiederholte: „Was haben sie denn, daß sie mich so quälen? Bin ich denn mehr als die anderen?" Auf die Länge erfaßte sie ein wirklicher Schmerz, in dieser Weise das „Wundertier" zu sein, wie sie schließlich, mit einem traurigen Lächeln des Leidens, sich selber nannte. Sie schloß sich so viel wie möglich ein und weigerte sich, jemand zu sehen. Man achtete ihren Wunsch und zeigte sie nur in ganz engem Kreise, bei gewissen Gelegenheiten den vom Bischofe dazu ermächtigten Personen. Die Thore des Klosters blieben geschlossen; fast nur die Geistlichen erzwangen sich den Eintritt. Aber auch das war für ihren Wunsch nach Einsamkeit noch zu viel; sie mußte sich oft eigensinnig zeigen, um die Priester fortschicken zu lassen, und weigerte sich, im voraus davon erschöpft, immer dasselbe Abenteuer zu erzählen und ewig dieselben Fragen über sich ergehen zu lassen, in das Sprechzimmer hinab zu kommen. Sie war darüber empört und fühlte sich für die heilige Jungfrau selbst verletzt. Aber manchmal mußte sie nachgeben; Monseigneur brachte in eigener Person bedeutende Leute mit, Würdenträger und Prälaten; dann zeigte sie sich mit ihrer ernsten Miene, antwortete höflich, aber so kurz wie möglich und fühlte sich erst wieder behaglich, wenn man sie in ihren dunklen Winkel zurückkehren ließ. Niemals hatte die Göttlichkeit so schwer auf einem Geschöpf gelastet. Als man sie eines Tages fragte, ob sie auf die beständigen Besuche ihres Bischofs nicht stolz wäre, antwortete sie ganz einfach: „Monseigneur kommt nicht, um mich zu

sehen, sondern um mich zu zeigen." Fürsten der Kirche, große Kämpfer des Katholizismus wollten sie sehen, gerieten in Rührung und schluchzten bei ihrem Anblick; und in ihrem Abschen, als Schauspiel zu dienen, geärgert über das Unbehagen, das sie ihrer Einfachheit bereiteten, verließ sie dieselben sehr müde und traurig, ohne sie begriffen zu haben.

Indessen hatte sie sich ihr Leben in Saint-Gildard eingerichtet, führte hier ein sanftes Dasein und hatte sich jetzt in den Gewohnheiten, die ihr lieb und wert geworden, eingelebt. Sie war so schmächtig und so häufig krank, daß man sie im Krankensaal beschäftigte. Abgesehen von den wenigen Handreichungen, mit denen sie sich hier nützlich machte, schaffte sie rührig, ward schließlich eine ziemlich geschickte Arbeiterin, denn sie stickte sehr fein Chorhemden und Altardecken. Aber häufig fehlte ihr jede Kraft; sie konnte sich nicht einmal mehr ihren leichten Arbeiten widmen. Wenn sie nicht im Bett lag, so brachte sie lange Tage in einem Lehnstuhl zu, wo es ihre einzige Beschäftigung war, den Rosenkranz zu beten oder fromme Geschichten zu lesen. Seit sie lesen konnte, interessirten sie die Bücher, die schönen Bekehrungsgeschichten, die schönen Legenden, in denen die heiligen Männer und Frauen vorkamen, aber auch die schönen und schrecklichen Dramen, in denen der Teufel verhöhnt und wieder in seine Hölle zurück geschleudert wurde. Der Gegenstand ihrer großen Zärtlichkeit, ihr beständiges Entzücken blieb jedoch die Bibel, das herrliche Neue Testament, dessen Wunder sie niemals

ermüdeten. Sie erinnerte sich an die Bibel von Bartrès, jenes alte, vergilbte Buch, das seit hundert Jahren in der Familie war. Sie sah ihren Vater, den Ackerbauer, wie er an jedem Abend aufs Geratewohl eine Nadel hinein steckte und die Vorlesung dann oben rechts auf der Seite begann; und schon in jener Zeit kannte sie sie so genau, jene wunderbaren Geschichten, daß sie auswendig, gleichviel nach welchem Satz, hätte fortfahren können. Jetzt, da sie selbst las, fand sie darin eine ewige Ueberraschung, ein stets neues Entzücken. Namentlich begeisterte sie die Erzählung der Leidensgeschichte wie ein außerordentliches, tragisches Ereignis, das sich erst am vorigen Tage vollzogen. Sie schluchzte vor Mitleid; ihr ganzer armer, krankhafter Körper zitterte noch stundenlang darüber. Vielleicht lag in ihren Thränen der unbewußte Schmerz über ihre eigene Leidensgeschichte, sie dachte an das traurige Golgatha, das auch sie seit ihrer Kindheit bestieg.

Wenn Bernadette keine Schmerzen hatte und sich im Krankensaal beschäftigen konnte, dann ging sie hin und her und erfüllte das Haus mit ihrer lebhaften Kinderfröhlichkeit. Bis zu ihrem Tode blieb sie das unschuldige, kindliche Geschöpf, welches gern lachte, sprang und spielte. Sie war sehr klein; die kleinste der Nonnen, weshalb sie ihre Gefährtinnen immer ein wenig als kleines Mädchen behandelten. Das Gesicht verlängerte sich, es gruben sich Runzeln ein, und es verlor den Glanz der Jugend; aber die Augen bewahrten ihre reine und göttliche Klarheit,

diese schönen Augen einer Seherin, welche, wie in einem durchsichtigen Himmel, lichte Träume durchzogen. Als sie älter wurde und Schmerzen litt, ward sie ein wenig gereizt und heftig, ihr unruhiger und manchmal rauher Charakter verbitterte sich; und gerade über diese kleinen Unvollkommenheiten hatte sie nach den Anfällen grausame Gewissensbisse. Sie demütigte sich, glaubte sich verdammt und bat jedermann um Verzeihung. Indes welch gute Tochter des lieben Gottes war sie meistens! Sie war lebhaft, flink, fand Entgegnungen, Betrachtungen, die zum Lachen reizten und hatte eine eigene Anmut, wegen deren man sie anbetete. Trotz ihrer großen Frömmigkeit, obwohl sie ganze Tage im Gebet zubrachte, verkörperte sie keine unfreundliche Religion, trieb sie keineswegs die anderen zu übermäßigem Eifer an, sondern war tolerant und mitleidig. Im allgemeinen war sie kein heiliges Mädchen, sondern mehr Frau, mit eigenartigen Zügen, eine klare, selbst in ihrem kindlichen Wesen reizvolle Persönlichkeit. Und diese Gabe der Kindheit, die sie bewahrte, diese einfache Unschuld des Kindes, das sie ja geblieben war, bewirkte wieder, daß die Kinder sie verehrten, denn sie erkannten immer noch in ihr eine der ihrigen; alle liefen zu ihr, sprangen auf ihre Kniee und legten ihre kleinen Arme um ihren Hals. Und nun widerhallte der Garten von tollen Spielpartien, Laufen und Schreien; und sie lief nicht etwa am wenigsten, sie schrie auch nicht am wenigsten, denn sie war ja so glücklich, wieder zu einem armen, unbekannten Mädchen zu wer-

den, wie in den fernen Tagen von Bartrès! Später erzählte man, daß eine Mutter ihr gelähmtes Kind ins Kloster gebracht hatte, damit die Heilige es berühre und heile. Sie schluchzte so stark, daß die Oberin schließlich in den Versuch willigte. Aber da Bernadette sich stets unwillig sträubte, wenn man Wunder von ihr verlangte, so sagte man ihr nichts, sondern rief sie nur, um das kranke Kind in den Krankensaal zu tragen. Sie trug das Kind dorthin, und als sie es zur Erde setzte, ging das Kind; es war geheilt.

O, wie oft sollten Bartrès, ihre freie Kindheit, die sie hinter ihren Lämmern zugebracht hatte, die von ihr auf den Hügeln, im hohen Grase, in den dicht belaubten Wäldern verlebten Jahre wieder in ihr aufleben zu den Stunden, da sie, der Gebete für die armen Sünder müde, in Träumereien versank! Was dann im Grund ihrer Seele vorging, wußte niemand, niemand konnte sagen, ob ihr gequältes Herz nicht in unwillkürlichem Bedauern blutete. Eines Tages sprach sie ein Wort, das ihre Biographen, um ihre Leidensgeschichte noch rührender zu gestalten, berichten. Fern von ihren Bergen eingeschlossen, an ihr Schmerzensbett genagelt, rief sie aus: „Es ist mir, als wäre ich geschaffen worden, um zu leben, um zu handeln, um mich immer zu bewegen; aber der Herr will mich unbeweglich.“ Welche Offenbarung, welch schreckliche Aussage voll unendlicher Traurigkeit! Warum wollte sie der Herr denn unbeweglich, dieses liebe Geschöpf voll Fröhlichkeit und Anmut? Hätte

sie ihn nicht ebenso geehrt, wenn sie das freie, das gesunde Leben lebte, das zu leben sie geboren war? Und hätte sie, anstatt für die Sünder zu beten, worin ihre einzige und vergebliche Beschäftigung bestand, nicht besser an der Vermehrung des Glückes der Welt und des ihrigen gearbeitet, wenn sie ihren Teil der Liebe dem Gatten geschenkt hätte, der ihr bestimmt war, und den Kindern, die aus ihrem Schoß geboren worden wären? An gewissen Abenden, erzählt man, verfiel sie, die so heiter, so thätig war, in eine tiefe Niedergeschlagenheit. Sie wurde düster und sank, gleichsam von dem Uebermaß des Schmerzes vernichtet, in sich selbst zusammen. Zweifellos wurde der Leidenskelch schließlich zu bitter, und bei dem Gedanken, daß ihr Leben eine beständige Entsagung war, verfiel sie in schwere Kämpfe.

Dachte Bernadette in Saint-Gildard oft an Lourdes? Was wußte sie von dem Triumph der Grotte, von den Wundern, welche dieses Land des Mirakels täglich verwandelten? Die Frage ist niemals klar gelöst worden. Man hatte ihren Gefährtinnen verboten, sie von diesen Dingen zu unterhalten, und umgab sie mit einem absoluten und beständigen Schweigen. Sie selbst liebte es nicht, davon zu sprechen, sie schwieg von der geheimnisvollen Vergangenheit und schien gar nicht begierig, die Gegenwart kennen zu lernen, einen so großen Triumph ihr dieselbe auch bereiten konnte. Aber flog nicht doch ihre Phantasie zu diesem Zauberlande ihrer Kindheit, in dem die Ihren lebten, an welche

alle Bande ihres Lebens geknüpft waren, in welchem sie den außerordentlichsten Traum zurück gelassen, den ein Geschöpf jemals gehabt hat? Sicher machte sie oft in Gedanken die schöne Reise ihrer Erinnerungen und mußte wohl in großen Zügen alle bedeutenden Ereignisse von Lourdes kennen. Aber sie bebte davor, sich in Person dorthin zu begeben, und weigerte sich stets, denn sie wußte wohl, daß sie nicht unbemerkt vorbeiziehen konnte, und so wich sie vor der Menge zurück, deren Anbetung dort auf sie wartete. Welch ein Ruhm, hätte in ihr eine ehrgeizige Herrschernatur gelebt! Dann wäre sie an die heilige Stätte ihrer Vision zurückgekehrt und hätte als Priesterin, als Päpstin in der Unfehlbarkeit und Souveränität einer Auserkorenen und Freundin der heiligen Jungfrau dort Wunder gewirkt. Die Patres hatten das im Ernste nie befürchtet; obwohl der Befehl ausdrücklich lautete, sie um ihres eigenen Seelenheiles willen der Welt zu entziehen. Sie waren ruhig; sie kannten sie als so sanft und demütig; sie kannten ihre Furcht, ein göttliches Geschöpf zu sein, sie wußten, daß sie keine Kenntnis hatte von der kolossalen Maschine, die sie selbst in Bewegung gesetzt hatte und vor deren Betrieb sie erschreckt zurück gewichen wäre, wenn sie sie begriffen hätte. Nein, nein, es gehörte nicht mehr ihr, dieses Land der Menge, der Gewaltthat und des Schachers. Sie hätte dort zu viel gelitten, eine Heimatlose wäre sie geworden, das Treiben hätte sie betäubt, und sie hätte sich dessen geschämt. Und wenn Pilger sich dorthin begaben und

sie lächelnd fragten: „Wollen Sie mit uns kommen?“ dann überfiel sie ein leiser Schauder, und sie beeilte sich zu antworten: „Nein, nein, aber wie gerne möchte ich es, wenn ich ein kleiner Vogel wäre!“

Ihr einziges Träumen war dieser kleine, wandernde Vogel mit dem schnellen Fluge und den stummen Flügeln, der beständig nach der Grotte pilgerte. Sie war nicht nach Lourdes gegangen, nicht beim Tode ihres Vaters, nicht bei dem ihrer Mutter, und sollte dort immer und ewig nur im Traume leben. Dennoch liebte sie die Ihren; sie bemühte sich, ihrer arm gebliebenen Familie Arbeit zu verschaffen und hatte ihren älteren Bruder empfangen wollen, der nach Nevers gekommen war, um sich zu beklagen, und den man vor der Thür des Klosters stehen ließ. Aber er fand sie müde und gefaßt. Sie fragte ihn nicht einmal nach dem neuen Lourdes, als wenn diese immer wachsende Stadt sie gar nichts angehe.

Im Jahre der Krönungsfeierlichkeit der heiligen Jungfrau erzählte ihr ein Priester, den sie beauftragt hatte, für sie vor der Grotte zu beten, bei seiner Rückkehr von den unvergeßlichen Wundern, von den Hunderttausenden der herbeigeeilten Pilger, von den fünfunddreißig in Gold gekleideten Bischöfen in der strahlenden Basilika. Sie zitterte, und es überflog sie ein leichter Schauder des Wunsches und der Unruhe. Und als der Priester ausrief: „Ach, wenn Sie diesen Glanz gesehen hätten,“ da erwiderte sie:

„Ich — ich befand mich hier besser, in meinem Krankensaal, in meinem kleinen Winkel.“

Man hatte ihr ihren Ruhm geraubt; ihr Werk hallte wider von einem nie endenden Hosianna; sie aber genoß die Freude nur noch in der Vergessenheit, in diesem Klosterschatten, in dem sie die üppigen Pächter der Grotte beließen. Die rauschenden Feierlichkeiten boten ihr keine Veranlassung zu ihren geheimnisvollen Reisen; der kleine Vogel ihrer Seele flog nur ganz allein in den Tagen der Einsamkeit, in den ruhigen Stunden dorthin, wenn niemand ihre Andacht stören konnte. Zu der wilden, ursprünglichen Grotte kehrte sie zurück und kniete dort zwischen den Rosenbüschen nieder, und zwar versetzte sie sich in die Zeiten zurück, da der Gave noch nicht mit einem Monumentalquai umgeben war. Dann besuchte sie beim Untergang des Tages, in der duftigen Frische der Berge, die alte Stadt, die alte, bemalte und halb vergoldete spanische Kirche, in der sie ihr erstes Abendmahl genommen, das alte Hospiz mit dem milden Leiden, in dem sie acht Jahr lang zurückgezogen gelebt hatte, die ganze, arme und unschuldige Stadt, in der jeder Pflasterstein in ihrem Gedächtnis alte, zärtliche Erinnerungen erweckte.

Und pilgerte Bernadette niemals in ihren Träumen bis nach Bartrès? Man muß annehmen, daß Bartrès manchmal erschien und die Nacht ihrer Augen erhellte, wenn sie, in ihrem Krankenstuhl sitzend, irgend ein frommes Buch aus ihren müden Händen gleiten ließ und die Wimpern schloß. Die antike, kleine Kirche im romanischen Stil mit ihrem himmelfarbenen Schiff, mit ihren blutigen Altar=

blättern stand unter den Gräbern des engen Kirchhofs vor ihr da. Dann fand sie sich wieder in dem Haus der Lagues, in dem geräumigen Zimmer links, in dem ein Feuer braunte, und wo man im Winter so schöne Geschichten erzählte, während die große Uhr mit ernsten Schlägen die Stunde verkündigte. Dann dehnte sich die ganze Landschaft vor ihr aus, endlose Wiesen, riesenhafte Kastanienbäume, unter denen man gleichsam verloren war, öde Plateaus, von denen herab man die fernen Berge sah, den Pic du Midi, den Pic de Viscos, welche sie, leicht und rosig wie Träume, mitten in das Paradies der Legenden entführten. Dann, dann erschien ihre freie Kindheit, da sie noch herum lief, wo es ihr gefiel; ihre dreizehn einsamen und träumerischen Jahre erschienen, da sie ihre Lebensfreude noch durch die weite Natur führte. Und sah sie sich in dieser Stunde nicht wieder, wie sie am Rande der Bächlein durch die Hagedorngebüsche streifte und in einer warmen Junisonne im hohen Grase spielte? Sah sie sich nicht, wie sie schon herangewachsen war, mit einem Liebhaber, der in ihrem Alter stand und den sie in aller Einfachheit und Zärtlichkeit ihres Herzens geliebt haben würde? Ach, könnte sie doch wieder jung werden, noch frei sein und aufs neue, aber anders lieben! Die Vision wurde unklar; sie sah einen Gatten, der sie anbetete, Kinder, welche fröhlich um sie heranwuchsen; sie durchlebte das Dasein der ganzen Welt, die Freuden und Leiden, die ihre Eltern gekannt hatten, und die ihre Kinder ebenfalls hätten kennen

müssen. Und alles verschwamm nach und nach, und sie sah sich wieder in ihrem Schmerzensstuhle, zwischen vier kalten Mauern eingeschlossen und hatte nur noch den glühenden Wunsch nach einem schnellen Tode, da es ja für sie in dem armseligen, gewöhnlichen Glück dieser Erde keinen Platz gab.

In jedem Jahre wurden die Leiden der Bernadette größer; die Leidensgeschichte dieses neuen kindlichen Messias näherte sich ihrem Ende. Sie erhob sich nur noch, um sich einige Tage hindurch von Stuhl zu Stuhl zu schleppen; dann sank sie wieder zurück und war genötigt, das Bett zu hüten. Ihre Qualen wurden entsetzlich. Ihre erbliche Nervosität, ihr Asthma, das sich durch die klösterliche Eingeschlossenheit noch verstärkt hatte, mußten in Schwindsucht ausgeartet sein. Sie hustete gräßlich, Anfälle zerrissen ihre brennende Brust und ließen sie halbtot zurück. Um das Elend noch zu häufen, war ein Knochenfraß am rechten Knie ausgebrochen, ein fressendes Uebel, dessen Stechen ihr lautes Wehgeschrei entlockte. Ihr armer Körper bildete unter den beständigen Verbänden nur noch eine offene Wunde, welche durch die Betthitze, den fortwährenden Aufenthalt zwischen den Kissen, deren Reiben ihr die Haut bloß legte, unaufhörlich gereizt wurde. Alle hatten Mitleid mit ihr; die Zeugen ihres Martyriums erklärten, man könne weder mehr noch heldenmütiger leiden. Sie versuchte das Wasser von Lourdes, das ihr aber keine Erleichterung brachte. Herr, allmächtiger König, warum heilst du denn die anderen und

nicht sie? Etwa, um ihre Seele zu retten? Dann rettest du die Seelen der anderen also nicht? Welche unerklärliche Wahl! Welche absurde Notwendigkeit der Qualen dieses armen Wesens in der ewigen Entwicklung der Welten! Sie schluchzte und wiederholte, um sich Mut zu machen: „Am Ende meiner Leiden winkt der Himmel, aber es währt noch lange, ehe das Ende kommt!“ Das war immer ihr Gedanke, daß das Leiden der Prüfstein sei, daß man auf Erden leiden muß, um anderwärts zu triumphiren, daß das Leiden unerläßlich, beneidenswert und gesegnet sei. Ist das nicht eine Lästerung, allmächtiger Gott? Hast du denn weder Jugend noch Freude geschaffen? Willst du denn, daß deine Geschöpfe sich weder an deiner Sonne erfreuen, noch an deiner festlichen Natur, noch an der menschlichen Zärtlichkeit, mit denen du ihr Fleisch geschmückt hast? Sie fürchtete die Empörung, die sie manchmal in Wut versetzte; sie wollte sich abhärten gegen das Uebel, über das ihr Körper schrie, und sie kreuzigte sich in Gedanken, sie streckte ihre Arme kreuzförmig aus, um sich mit Jesus zu vereinigen; die Glieder schmiegte sie an seine Glieder, den Mund preßte sie gegen seinen Mund; wie er, rieselte sie von Blut; und wie er, war sie in Bitterkeit gebadet. Jesus war in drei Tagen gestorben; sie, die die Erlösung durch den Schmerz erneuerte und starb, um den anderen das Leben zu bringen, mußte noch länger mit dem Tode ringen. Wenn ihre Knochen vor Angst krachten, so stieß sie manchmal Klagen aus, machte sich die-

selben aber gleich wieder zum Vorwurf. „O, wie ich leide, o, wie ich leide, aber wie glücklich bin ich auch, daß ich leide!“ Es gibt ja kein schrecklicheres Wort, keinen schwärzeren Pessimismus. Glücklich, zu leiden, o Herr! Und warum, zu welchem unbekannten und thörichten Zweck? Wozu diese unnütze Grausamkeit, diese empörende Glorifikation des Leidens, wenn aus der ganzen Menschheit nur ein heißer Wunsch nach Gesundheit und Glück emporsteigt?

Während ihrer schrecklichen Qualen sprach Schwester Marie-Bernard am 22. September 1878 die dauernden Gelübde aus. Es waren zwanzig Jahre her, seit die heilige Jungfrau ihr erschienen war und sie heimsuchte, wie der Engel sie selbst heimgesucht hatte, sie wählte, wie sie selbst unter den Demütigsten und Reinsten ausgewählt worden war, um das Geheimnis des Königs Jesus zu bergen. Das war die mystische Erklärung der Erwählung des Leidens, der Daseinsgrund dieses armen in so rauher Weise von den anderen getrennten, mit Qualen überhäuften und zum beklagenswerten Schlachtfeld aller menschlichen Schmerzen gewordenen Geschöpfes. Sie war der geschlossene Garten, der den Blicken des himmlischen Gatten so sehr gefällt; sie hatte er gewählt und dann in dem Tod seines verborgenen Lebens begraben. Daher sagten ihr ihre Gefährtinnen auch, wenn die Aermste unter der Wucht ihres Kreuzes wankte: „Vergessen Sie es denn? Die heilige Jungfrau hat Ihnen versprochen, daß Sie glücklich sein sollen nicht

in dieser, sondern in der andern Welt.“ Wieder neu belebt, antwortete sie, indem sie sich auf die Stirn schlug: „Ich sollte das vergessen? Nein, nein, hier steht es.“ Nur in dieser Religion eines Paradieses der Glorie, in das sie in Begleitung der Seraphim, auf ewig glücklich, eintreten würde, fand sie wieder Kräfte. Die drei persönlichen Geheimnisse, welche die heilige Jungfrau ihr anvertraut hatte, um sie gegen das Leiden zu waffnen, mußten Versprechungen der Schönheit, des Glückes und der Unsterblichkeit des Himmels sein. Welch ungeheuerlicher Betrug, wenn es jenseits des Grabes nur die dunkle Nacht der Erde gäbe, wenn die heilige Jungfrau ihres Traumes sich nicht unter den wunderbaren versprochenen Belohnungen am bestimmten Orte eingefunden hätte! Aber Bernadette hegte keinen Zweifel, und nahm mit Freuden alle die kleinen Aufträge an, die ihr ihre Gefährtinnen in ihrer Naivität für den Himmel mitgaben: „Schwester Marie-Bernard, Sie werden dem lieben Gott dies sagen, Sie werden dem lieben Gott das sagen,“ — „Schwester Marie-Bernard, Sie werden meinen Bruder umarmen, wenn Sie ihn im Paradies treffen,“ — „Schwester Marie-Bernard, Sie werden mir einen Platz neben sich aufbewahren, wenn ich sterben werde.“ Und gefällig antwortete sie einer jeden: „Haben Sie keine Furcht, Ihr Auftrag soll ausgeführt werden.“ O allmächtige Illusion, köstliche Ruhe, ewig junge und tröstende Kraft!

Und es kam die Agonie, es kam der Tod. Am

Freitag, den 28. März 1879, glaubte man, sie würde die Nacht nicht überleben. Sie hatte ein verzweifeltes Verlangen nach dem Grabe, um nicht mehr leiden zu müssen und im Himmel auferstehen zu können. Daher weigerte sie sich auch hartnäckig, die letzte Oelung zu empfangen, denn sie meinte, die letzte Oelung habe sie schon zweimal geheilt. Sie wollte, daß Gott sie endlich sterben ließe, denn es war zu viel; es wäre nicht weise gewesen, noch mehr Schmerz von ihr zu verlangen. Dennoch willigte sie schließlich ein, das Abendmahl zu nehmen, und ihr Kampf mit dem Tode wurde dadurch um fast drei Wochen verlängert. Der Priester, welcher ihr den letzten Beistand leistete, wiederholte ihr oft: „Meine Tochter, man muß das Opfer seines Lebens bringen." Darauf erwiderte sie eines Tages in ihrer Ungeduld: „Aber, mein Vater, das ist doch kein Opfer." Ebenfalls ein schreckliches Wort; das war der Ekel vor dem Dasein, die wütende Verachtung des Lebens, das Verlangen nach dem unmittelbaren Ende ihres Seins, das sie, wenn sie die Kraft gehabt hätte, mit einer Bewegung vernichtet hätte. Allerdings hatte das arme Mädchen nichts, von dem ihm die Trennung schwer gefallen wäre; aus seinem Leben war alles ausgeschieden, Gesundheit, Freuden, Liebe, so daß es dasselbe von sich warf, wie man ein zerlumptes, abgenütztes und beschmutztes Wäschestück fortwirft. Und Bernadette hatte recht; sie verdammte ihr unnützes, ihr grausames Leben, wenn sie sagte: „Meine Leidensgeschichte wird erst bei meinem Tode aufhören

und für mich bis zu meinem Eintritt in die Ewigkeit dauern.“ Und dieser Gedanke an ihre Leidensgeschichte verfolgte sie, und heftete sie immer fester auf das Kreuz mit ihrem göttlichen Meister. Sie hatte sich ein großes Kruzifix geben lassen und drückte es traurig auf ihre jungfräuliche Brust und schrie, sie wolle es in ihren Busen einbohren, damit es darin bliebe. Als es zu Ende ging, verließen sie die Kräfte, und sie konnte es nicht mehr mit ihren zitternden Händen halten. „Man hefte es auf mich, man drücke es recht fest an, damit ich es bis zu meinem letzten Atemzuge fühle.“ Das war der einzige Mann, den ihre Jungfräulichkeit kennen sollte, der einzige blutende Kuß, der ihrer unnützen, von dem natürlichen Weg abgeleiteten Mutterschaft gegeben wurde. Die Nonnen nahmen Stricke, zogen dieselben unter ihren schmerzerfüllten Lenden hindurch, schlangen sie um ihren elenden, unfruchtbaren Schoß und banden das Kruzifix so fest auf ihre Brust, daß es darin eindrang. Endlich hatte der Tod Mitleid. Am Ostermontag wurde sie von starkem Fieberfrost ergriffen, Halluzinationen quälten sie, sie klapperte mit den Zähnen vor Furcht und sah den Dämon grinsend um sie herumstreifen. „Hinweg, Satan, hinweg, trage mich nicht fort, rühre mich nicht an!“

Sie erzählte dann in ihrem Delirium, daß der Teufel sich auf sie stürzen wollte, daß sie gefühlt, wie sein Mund ihr alle Flammen der Hölle zugeblasen. Der Teufel in diesem so reinen Leben, in dieser sündenlosen Seele! Warum denn, o Herrgott! Und noch eins, warum dieses bis auf die Spitze ge-

triebene Leiden ohne Verzeihung, warum dies Ende in bösen Träumen, dieser von furchtbaren Vorstellungen gequälte Tod nach einem so schönen Leben der Aufrichtigkeit, der Reinheit und der Unschuld? Konnte sie nicht ruhig in dem Frieden ihrer keuschen Seele einschlafen? Zweifellos mußte ihr, so lange sie einen Hauch besaß, der Haß und die Furcht vor dem Leben verbleiben, welches ja den Teufel verkörpert. Es war das Leben, das sie bedrohte, es war das Leben, das sie verjagte, ebenso wie sie das Leben verleugnet hatte, indem sie dem himmlischen Gatten ihre gequälte, ans Kreuz genagelte Jungfräulichkeit bewahrte. Das Dogma der unbefleckten Empfängnis, das durch den Traum den sie als leidendes Mädchen geträumt, befestigt worden war, quälte und peitschte das Weib, die Gattin und Mutter. Ist die Verordnung, daß das Weib eines Kultus nur dann würdig erscheint, wenn sie Jungfrau ist; ist der Wahn, sich ein solches zu denken, das Jungfrau bleibt, trotzdem es Mutter wird, und das selbst ohne Makel geboren worden, ist das nicht ein Hohn auf die Natur, die Verdammung des Lebens? Hieß das nicht das Weib verleugnen und es der Verderbnis preisgeben, das Weib, das doch nur dann groß ist, wenn es in seinem fruchtbaren Schoße Leben fortpflanzt? „Hinweg, hinweg, Satan, laß mich unfruchtbar sterben!“ Und sie verjagte das Sonnenlicht des Saales, sie verjagte die frische, durch das Fenster eindringende Luft, die mit einem Blütenhauch getränkte, mit irrenden Keimen beschwerte Luft, welche die Liebe durch die weite Welt tragen.

Am Mittwoch nach Pfingsten, am sechzehnten April, begann der letzte Todeskampf. Man erzählt, daß eine Gefährtin der Bernadette, eine an einer tödlichen Krankheit leidende Nonne, die in einem Krankenbett im Nebensaale lag, am Morgen dieses Tages plötzlich geheilt wurde, nachdem sie ein Glas Wasser aus Lourdes getrunken hatte. Aber sie, die doch das Privilegium zur Heilung besaß, hatte umsonst davon getrunken. Gott erwies ihr endlich die sichtbare Gunst, ihre Wünsche zu erhören, indem er sie in den guten Schlummer der Erde einwiegte, in welchem man nicht mehr leidet. Sie bat jedermann um Verzeihung. Ihr Leiden war vollbracht, sie hatte wie der Erlöser die Nägel und die Dornenkrone, die gepeitschten Glieder und die offene Lende. Wie er erhob sie die Augen zum Himmel, streckte die Arme zum Kreuze aus und stieß einen lauten Schrei aus: „Mein Gott!“ Wie er sagte auch sie gegen drei Uhr: „Mich dürstet.“ Sie benetzte die Lippen an einem Glase, neigte das Haupt und starb.

So starb glorreich und heilig die Seherin von Lourdes, Bernadette Soubirous, genannt Schwester Marie-Bernard von den Schwestern der Barmherzigkeit in Nevers. Ihr Körper blieb drei Tage lang ausgestellt, und ungeheure Mengen zogen vorüber, ein ganzes Volk war herbeigeeilt, das unendliche Gefolge hoffnungshungriger Frommen, welche Münzen, Rosenkränze, Bilder, Meßbücher am Kleide der Toten rieben, um ihr noch eine Gnade, einen glückbringenden Fetisch zu entlocken. Selbst im Tode konnte

man sie nicht ihrem Verlangen nach Einsamkeit überlassen, denn die Schar der Elenden dieser Welt staute sich zu Haufen und trank förmlich die Illusion an ihrem Grabe. Man bemerkte, daß ihr rechtes Auge hartnäckig offen geblieben war, das Auge, welches zur Zeit der Erscheinungen sich auf der Seite der heiligen Jungfrau befand. Ein letztes Wunder entzückte das Kloster, der Körper veränderte sich nicht, und man begrub sie am dritten Tage weich, warm, mit rosigen Lippen und ganz weißer Haut, gleichsam verjüngt und duftend. Heute schläft Bernadette Soubirous, die große Verbannte von Lourdes, während die Grotte in ihrem Triumphe strahlt, in tiefer Verborgenheit ihren letzten Schlummer in Saint-Gildard, unter den Fliesen einer kleinen Kapelle, im Schatten und im Schweigen der alten Bäume des Gartens.

Pierre hörte auf zu sprechen, die schöne Wundergeschichte war zu Ende. Der ganze Wagen hörte sie noch immer in der leidenschaftlichen Rührung über dieses so tragische und erschütternde Ende. Zärtliche Thränen rollten aus den Augen Mariens, während die anderen, Elise Rouquet, ja selbst Grivotte, die sich ein wenig beruhigt hatte, die Hände rangen und die, welche jetzt beim lieben Gott war, baten, sich für ihre vollständige Genesung bei ihm zu verwenden. Herr Sabathier schlug ein großes Kreuz, dann aß er den Kuchen, den ihm seine Frau in Poitiers gekauft hatte. Herr von Guersaint, den die traurigen Dinge unangenehm berührten, war mitten in der Geschichte wieder eingeschlafen. Nur Frau Vincent hatte,

das Haupt in das Kopfkissen gedrückt, sich nicht gerührt, wie taub und stumm wollte sie weder etwas hören noch sehen. Der Zug rollte immer weiter, immer weiter dahin. Frau von Jonquière hatte den Kopf hinausgestreckt und erklärte, man nähere sich Etampes. Als man diese Station verlassen hatte, gab Schwester Hyacinthe das Zeichen, und man recitirte den dritten Rosenkranz, die fünf glorreichen Mysterien: Die Auferstehung unseres Herrn, die Himmelfahrt unseres Herrn, die Sendung des heiligen Geistes, Mariä Himmelfahrt und die Krönung der heiligen Jungfrau. Dann sang man den Choral: „Ich setze mein Vertrauen, heilige Jungfrau, auf deine Hilfe."

Nun verfiel Pierre in eine tiefe Träumerei. Seine Blicke hatten sich auf die Landschaft gerichtet, die jetzt im Sonnenlichte strahlte, und deren beständige Flucht seine Gedanken einzuwiegen schien. Das Dröhnen der Räder betäubte ihn, er hörte es schließlich nicht mehr und unterschied nicht mehr den ihm vertrauten Horizont dieses großen Weichbildes, das er einst gekannt hatte. Nun noch Brétigny, dann Juvisy und endlich in ein und einer halben Stunde mußte Paris kommen. Sie war also zu Ende, diese große Reise! Diese so heiß gewünschte Untersuchung, dieses so leidenschaftlich ersehnte Experiment war also angestellt! Er hatte sich eine Gewißheit verschaffen wollen, den Fall der Bernadette am Orte selbst studiren und sehen wollen, ob die Gnade nicht in einem Donnerschlag zu ihm zurückkehren würde, in-

dem sie ihm den Glauben wiedergab. Und jetzt war er sich klar; Bernadette hatte in der beständigen Marter ihres Fleisches geträumt, er selbst aber würde niemals mehr glauben. Diese Erkenntnis drängte sich ihm mit der Brutalität eines Faktums auf; der naive Glaube des Kindes, welches niederkniet und betet, der ursprüngliche Glaube der jungen Völker, der sich unter dem geheiligten Schrecken ihrer Unwissenheit beugt, war tot. Mochten sich auch Tausende von Pilgern jedes Jahr nach Lourdes begeben, die Völker waren nicht mehr mit ihnen; der Versuch, den Glauben, den Glauben der toten Jahrhunderte, den Glauben ohne innnere Empörung oder Prüfung wieder zu erwecken, mußte in verhängnisvoller Weise scheitern. Die Geschichte geht nicht zurück, die Menschheit kann nicht zur Kindheit umkehren, die Zeiten haben sich allzu sehr geändert, als daß die Menschen von heute so aufwachsen sollten, wie die Menschen von früher. Es war entschieden, Lourdes war nur ein wohl zu erklärender Zwischenfall, dessen reaktionäre Heftigkeit nur einen Beweis bot für die letzte Agonie, in der der Glaube in der antiken Form des Katholizismus sich wand. Nie würde mehr die ganze Nation, wie in den Kathedralen des zwölften Jahrhunderts, niederknieen. Sich blind darauf steifen, das durchzusetzen, hieß sich gegen das Unmögliche anstemmen und vielleicht großen, moralischen Kathastrophen entgegen laufen.

Und von seiner Reise blieb Pierre schon jetzt nur noch ein unendliches Mitleid. Ach, sein Herz strömte

davon über, gemartert kehrte sein armes Herz zurück. Er erinnerte sich an die Worte des guten Abbé Judaine; er hatte diese Tausende von Elenden beten, schluchzen und Gott anflehen sehen, ihre Qualen mitleidig aufzunehmen; er hatte mit ihnen geschluchzt; wie eine offene Wunde bewahrte er in seiner Seele das schmerzliche Mitleid mit allen ihren Uebeln. Daher konnte er auch an diese armen Leute nicht denken, ohne den brennenden Wunsch zu empfinden, ihnen Erleichterung zu schaffen. Wenn der Glaube der Einfältigen nicht mehr genügte, wenn man Gefahr lief, sich zu verirren, indem man umkehren wollte, mußte man da nicht die Grotte schließen und von anderen Zielen mit neuer Geduld predigen? Aber sein Mitleid geriet in Empörung. Nein, nein, das wäre ein Verbrechen, diesen an Körper und Seele Krankenden den Traum ihres Himmels zu verschließen, deren einzige Erleichterung darin bestand, dort unten im Glanz der Kerzen, unter den besänftigenden Tönen der Choräle nieder zu knieen. Er selbst hatte nicht das mörderische Verbrechen begangen, Marie aufzuklären, er hatte sich geopfert, um ihr die Freude an ihrer Chimäre zu lassen, den göttlichen Trost, sie wäre von der heiligen Jungfrau geheilt worden. Wo war der harte Mann, der die Grausamkeit besaß, den Demütigen den Glauben zu rauben, in ihnen die Tröstungen des Uebernatürlichen, die Hoffnung zu ertöten, Gott beschäftige sich mit ihnen und bewahre ihnen ein besseres Leben in seinem Paradies? Die ganze Menschheit weinte angsterfüllt, gleich einer

verzweifelten, verurteilten Kranken, die nur ein Wunder retten kann. Er fühlte, wie unglücklich sie war, er erbebte in brüderlicher Zärtlichkeit vor diesem kläglichen Christentum, vor der Erniedrigung der Unwissenheit, der Armut mit ihren Lumpen, der Krankheit mit ihren Wunden und ihrem übelriechenden Atem, vor diesem ganzen, niederen Volke der Leidenden im Hospital, im Kloster, in den Baracken, vor der Häßlichkeit, dem Schmutze, dem Ungeziefer, der Blödigkeit der Gesichter, welche alle zusammen einen ungeheuren Protest gegen die Gesundheit, das Leben, die Natur im triumphirenden Namen der Gerechtigkeit, der Gleichheit und Güte bilden. Nein, nein, man durfte die Elenden nicht zur Verzweiflung bringen; man mußte Lourdes schonen, wie man die Lüge schont, die zum Leben hilft. Und wie er es in dem Zimmer der Bernadette gesagt hatte, sie blieb die Märtyrerin; sie offenbarte ihm die einzige Religion, von der sein Herz noch voll war, die Religion des menschlichen Leidens. Ach, wer doch vermöchte, gut zu sein, alle Uebel zu lindern, den Schmerz in einen Traum einzulullen und selbst zu lügen, damit niemand mehr leidet!

Mit vollem Dampfe fuhr man durch ein Dorf, und Pierre bemerkte in unklaren Zügen eine Kirche unter großen Apfelbäumen. Alle Pilger des Wagens bekreuzigten sich. Er wurde indes von Unruhe erfaßt, und Gewissensbisse ängstigten seine Träumerei. War diese Religion des menschlichen Leidens, dieser Loskauf durch das Leiden nicht wieder ein Köder, eine fortgesetzte Verstärkung des Schmerzes und des

Elends? Es ist feige und gefährlich, den Aberglauben am Leben zu lassen. Ihn schonen, ihn gutheißen, heißt auf ewig die schlechten Jahrhunderte wieder beginnen. Er macht schwach, er verdummt, und die frommen Fehler, welche sich vererben, erzeugen gedemütigte und schwache Generationen, entartete und gehorsame Völker, eine Beute für die Mächtigen dieser Welt. Man nutzt die Völker aus, man bestiehlt sie, man verschlingt sie, wenn sie die Anstrengung ihrer Willenskraft einzig und allein auf die Eroberung des andern Lebens setzen. War es nicht besser, sofort die Kühnheit zu haben, die Menschheit in brutaler Weise zu operiren, indem man die wunderthätigen Grotten schloß, in denen sie schluchzte, und ihr auf diese Weise wieder den Mut gab, das wirkliche Leben selbst unter Thränen zu leben? Und das Gebet, diese Flut unaufhörlicher Gebete, die da von Lourdes aufstieg und deren endloses Flehen seine Augen benetzt und ihn gerührt hatte, war das vielleicht etwas anders als ein kindliches Einlullen, ein Verdummen aller Willenskräfte? Die Energie schlief ein, das Wesen löste sich auf und faßte einen Ekel vor dem Leben, vor dem Handeln. Wozu wollen, wozu handeln, wenn man sich vollständig auf die Laune einer unbekannten Allmacht verläßt? Wie seltsam ist andrerseits dieses wahnsinnige Verlangen nach Wundern, dieses Bedürfnis, Gott zu veranlassen, die Naturgesetze zu übertreten, die er in seiner unendlichen Weisheit selbst errichtet hat! Darin lag ganz entschieden Gefahr und Unvernunft; man durfte bei dem Manne und namentlich

bei dem Kinde nur die Gewohnheit der persönlichen Anstrengung und den Mut der Wahrheit entwickeln, selbst auf die Gefahr hin, die Illusion, die göttliche Trösterin, zu vernichten!

Nun stieg eine große Klarheit in Pierre empor und blendete ihn. Es war die Vernunft. Sie protestirte gegen die Glorifikation des Absurden und die Entartung des gesunden Menschenverstandes. Ach, er litt durch die Vernunft, aber er war auch nur glücklich durch sie. Wie er zu dem Doktor Chassaigne gesagt hatte, so brannte er vor Verlangen, sie immer mehr zu befriedigen, und sollte er auch sein Glück dabei lassen. Sie war es, das erkannte er jetzt wohl, sie war es, deren beständige Empörung in der Grotte, in der Basilika, in ganz Lourdes ihn zu glauben verhindert hatte. Er hatte sie nicht töten, sich nicht demütigen und in den Staub werfen können, wie sein alter Freund, der große, zu Boden geschmetterte alte Mann mit der schmerzerfüllten Greisenhaftigkeit, der im Unglück seines Herzens wieder zum Kinde geworden war. Sie war seine oberste Herrin, sie hielt ihn aufrecht, selbst in den Dunkelheiten und Irrtümern der Wissenschaft. Wenn er sich eine Sache nicht erklärte, so flüsterte sie ihm zu: „Es gibt gewiß eine natürliche Erklärung, die mir entgeht.“ Er wiederholte, man könne bei gesundem Verstande außer dem langsamen Siege der Vernunft bei dem Elend des Körpers und des Geistes kein wirkliches Ideal haben.

Er, der Priester, war fähig, sein Leben zu ver-

wüsten, um in dem Kampfe seiner doppelten Erbschaft — denn sein Vater war ganz Geist, seine Mutter ganz Glaube — seinen Schwur zu halten. Er hatte die Kraft gehabt, das Fleisch zu bändigen und auf das Weib zu verzichten, aber er fühlte wohl, daß sein Vater endgiltig den Sieg davontrug, denn das Opfer seiner Vernunft war ihm von nun an unmöglich, darauf würde er nicht verzichten, sie würde er nicht bändigen. Nein, nein, selbst das menschliche Leiden, das geheiligte Leiden der Armen durfte kein Hindernis, durfte nicht die Notwendigkeit zur Unwissenheit und Thorheit bilden. Vernunft vor allem, nur in der Vernunft lag Rettung! Wenn er in Thränen gebadet und durch so viele Leiden weich gemacht, in Lourdes gesagt hatte, daß es genüge, zu weinen und zu lieben, so hatte er sich ganz gefährlich getäuscht. Das Mitleid war nur ein bequemes Auskunftsmittel. Man mußte leben, man mußte handeln, und der Verstand mußte das Leiden bekämpfen, wollte er ihm nicht ewiges Leben verleihen.

Von neuem erschien in der rasenden Flucht der Landschaft eine Kirche, diesmal am Rande des Himmels, auf einem Hügel, irgend eine Votivkapelle, auf welcher eine hohe Statue der heiligen Jungfrau stand. Und abermals machten alle Pilger das Zeichen des Kreuzes. Wieder einmal verirrten sich Pierres Gedanken, und eine andere Flut von Betrachtungen versetzte ihn aufs neue in Angst. Worin bestand denn das gebieterische Verlangen nach dem Jenseits, welches die leidende Menschheit quälte?

Woher kam es? Warum wollte man Gleichheit und Gerechtigkeit, da doch diese Dinge der unparteiischen Natur fremd zu sein schienen? Der Mensch hatte sie in das Unbekannte des Geheimnisses, in das Uebernatürliche der religiösen Paradiese hineingebracht und befriedigte hier seinen glühenden Durst. Immer hatte ihn der unauslöschliche Durst nach Glück verbrannt, er würde ihn auch immer weiter verbrennen. Wenn die Patres der Grotte so großartige Geschäfte machten, so hatte das darin seine Ursache, daß sie Göttliches verkauften. Dieser Durst nach dem Göttlichen, den durch Jahrhunderte hindurch nichts hatte löschen können, schien mit neuer Gewalt am Ende unseres wissenschaftlichen Jahrhunderts wieder zu erstehen. Lourdes war das leuchtende, unleugbare Beispiel, daß der Mensch vielleicht nie den Traum von einem höchsten Gott, der die Gleichheit wieder herstellt und durch Wunderthaten wieder glücklich macht, würde entbehren können. Wenn er das Unglück des Lebens bis zur Neige gekostet hat, so kehrt er zur göttlichen Täuschung zurück; und hierin ruht der Ursprung aller Religionen, darin, daß der schwache und nackte Mensch nicht die Kraft hat, sein irdisches Elend ohne die ewige Lüge von einem Paradiese zu leben. Das Experiment war heute gemacht; anscheinend konnte allein die Wissenschaft genügen; und doch ist man gezwungen, eine Thüre für das Geheimnisvolle offen zu halten.

Plötzlich durchdrang das richtige Wort das Gehirn Pierres, der in tiefes Sinnen verloren war: Eine neue Religion! Die Pforte, die man für das Geheimnisvolle

offen lassen mußte, war, alles in allem, eine neue Religion. Die Menschheit brutal von ihrem Traume heilen, ihr mit Gewalt das Wunderbare entziehen, dessen sie eben so nötig wie des Brotes zum Leben bedurfte, hieße sie vielleicht töten. Würde sie jemals den philosophischen Mut haben, das Leben so aufzufassen, wie es ist, es für sich selbst zu leben, ohne den Gedanken an zukünftige Belohnungen und Strafen? Es schien ihm, als würden Jahrhunderte vergehen, bevor die Gesellschaft vernünftig genug wäre, anständig, ohne die moralische Polizei irgend eines Kultus, ohne den Trost einer übermenschlichen Gleichheit und Gerechtigkeit, leben zu können. Ja, eine neue Religion! Das Wort brach in ihm los, es tönte in ihm wieder und wieder als der Schrei der Völker selbst, als das gierige und verzweifelte Verlangen der modernen Seele. Den Trost, die Hoffnung, welche der Katholizismus der Welt gebracht, schienen nach achtzehn Jahrhunderten der Geschichte so viel Thränen, so viel Blut, so viel barbarische Aufregungen erschöpft zu haben. Es war eine Illusion, die da schwand, und man mußte wenigstens die Illusionen wechseln. Wenn man sich einst in das christliche Paradies gestürzt hatte, so kam es daher, daß es sich damals wie die junge Hoffnung eröffnete. Eine neue Religion, eine neue Hoffnung, ein neues Paradies, ja, darnach dürstete die Welt in dem Unbehagen, in welchem sie sich wand. Und der Pater Fourcade fühlte das wohl; er wollte nichts anderes sagen, als er unruhig flehte, man sollte das Volk der großen

Städte, die tiefe Masse des kleinen Volkes nach Lourdes führen. Hunderttausend, zweimalhunderttausend Pilger in Lourdes waren nur noch ein Sandkorn. Man brauchte das Volk, das ganze, ganze Volk. Aber das Volk hat die Kirchen auf immer verlassen; es legt nicht mehr seine Seele in die Rosenkränze und Münzen, die es fertigt, und nichts konnte ihm mehr den verlorenen Glauben wiedergeben. Eine katholische Demokratie, ach, die Geschichte würde von neuem beginnen. Aber, war diese Erschaffung eines neuen christlichen Volkes auch möglich? Und hätte es nicht des Auftretens eines neuen Erlösers, des wunderthätigen Odems eines zweiten Messias bedurft?

Diese Worte klangen immer mächtiger und mächtiger in Pierres Träumereien hinein. Eine neue Religion, eine neue Religion! Sie mußte zweifellos näher beim Leben stehen, mußte der Erde einen breiteren Platz einräumen und sich den erworbenen Wahrheiten anpassen. Und vor allem eine Religion, welche kein Verlangen nach dem Tode war. Bernadette, welche nur lebte, um zu sterben, der Doktor Chassaigne, der nach dem Grabe verlangte, als nach dem einzigen Glück, diese ganze geistige Hingabe war ein beständige Zerstörung des Willens, zu leben. Am Ende lag hier der Haß vor dem Leben, der Ekel und die Lähmung des Handelns. Jede Religion ist allerdings nur ein Versprechen der Unsterblichkeit, eine Verschönerung des Jenseits, der Zaubergarten des Tages nach dem Tode. Keine neue Religion

konnte diesen Garten des einzigen Glückes auf die Erde bringen. Wo war also die Formel, wo war also das Dogma, welches die Hoffnung der heutigen Menschen krönen sollte? Welchen Glauben mußte man aussäen, damit er in einer Ernte von Kraft und Frieden aufging? Wie sollte man den allgemeinen Zweifel befruchten, auf daß er einem neuen Glauben das Leben gab, und welche Art der Illusion, welche göttliche Lüge konnte noch in der heutigen, nach jedem Sinne hin verwüsteten und von einem Jahrhundert der Wissenschaft umgegrabenen Erde keimen?

In diesem Augenblick sah Pierre, ohne sichtbaren Uebergang, auf dem unklaren Hintergrunde seiner Gedanken die Gestalt seines Bruders Guillaume erscheinen. Er war jedoch nicht davon überrascht, ein geheimes Band mußte ihn herführen. Wie sie sich einst geliebt hatten, und welch guter Bruder dieser so gerade und sanfte Bruder gewesen war! Dann war ein vollständiger Bruch eingetreten; er sah ihn nicht mehr wieder, seit er sich in seine chemischen Studien eingeschlossen und wie ein Menschenfeind ein kleines Haus des Viertels mit einer Maitresse und zwei großen Hunden bewohnte. Dann nahm sein Träumen wieder eine andere Richtung, und er dachte an jenen Prozeß, in dem man gegen Guillaume den Verdacht ausgesprochen hatte, er unterhalte mit den gewaltthätigsten Revolutionären kompromittirende Beziehungen. Man erzählte, daß er infolge langer Forschungen die Formel eines schrecklichen Explosiv=

stoffes entdeckt hatte, von dem ein Pfund schon eine Kathedrale in die Luft gesprengt haben würde. Und Pierre dachte jetzt an die Anarchisten, welche die Welt erneuern und erretten wollen, indem sie sie zerstören. Das waren nur Träumer, und zwar schreckliche Träumer, aber es waren Träumer wie die unschuldigen Pilger, deren verzückte Herde er vor der Grotte hatte knieen sehen. Wenn die Anarchisten, die extremen Sozialisten heftig die Gleichheit im Reichtum, die gemeinsame Verteilung der Güter dieser Welt forderten, so verlangten die Pilger unter Thränen die Gleichheit in der Gesundheit, die brüderliche Teilung der Kraft und des Wohlbefindens. Diese rechneten auf das Wunder, die anderen wandten sich an die brutale That. Im Grunde genommen war es derselbe übertriebene Traum der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, das ewige Verlangen nach Glück; es sollte keine Armen, keine Kranken mehr geben, alle sollten glücklich sein. Waren in den alten Zeiten die ersten Christen nicht auch Revolutionäre gewesen für die heidnische Welt, die sie bedrohten und die sie in der That zerstört haben? Sie, die man verfolgt, die man auszurotten versucht hat, sind heute harmlos, weil sie der Vergangenheit angehören. Die Schrecken einflößende Zukunft bildet stets der Mensch, der von der kommenden Gesellschaft träumt. Heute ist es der im Wahn der sozialen Erneuerung befangene, der den großen schwarzen Traum hat, alles durch die Flamme der Feuersbrünste zu reinigen. Das war ungeheuerlich. Aber wer konnte es

sagen? Vielleicht lag darin die verjüngte Welt von morgen!

Betäubt, in Ungewißheit versinkend, machte Pierre, welcher einen Abscheu vor der Gewaltthat hatte, gemeinsame Sache mit der alten Gesellschaft, die sich verteidigte, ohne doch sagen zu können, auf welcher Seite sich der Messias der Sanftmut erheben würde, dessen Händen er die arme, kranke Menschheit übergeben wollte. Eine neue Religion, ja, eine neue Religion! Es war nicht so leicht, eine zu erfinden, und er blieb unentschlossen und wußte nicht, für wen er sich entschließen sollte, für den antiken Glauben, welcher tot war, oder den jungen Glauben, welcher erst noch geboren werden sollte. In seiner tiefen Traurigkeit war er nur dessen gewiß, daß er seinen Schwur halten würde, als ein Priester ohne Glauben, der über den Glauben der anderen wacht, der keusch und ehrenhaft seinen Beruf erfüllt in der stolzen Traurigkeit, daß er nicht auf seine Vernunft hatte verzichten können, wie er auf sein Fleisch verzichtet hatte. Und er wollte warten.

Der Zug rollte durch große Parkanlagen dahin, die Lokomotive stieß einen langen Pfiff aus, eine ganze Fanfare von Fröhlichkeit, welche Pierre seinen Betrachtungen entriß. Um ihn herum kam der Wagen in Bewegung und belebte sich. Man hatte eben Juvisy verlassen, endlich, in kaum einer halben Stunde, kam Paris. Jeder brachte seine Sachen in Ordnung, die Sabathiers schnürten ihre kleinen Pakete zusammen, Elise Rouquet warf einen letzten

Blick in ihren Spiegel. Einen Augenblick beunruhigte sich Frau von Jonquière wegen der Grivotte und beschloß, sie in dem schrecklichen Zustande, in dem sie sich befand, direkt nach einem Hospital zu fahren, während Marie sich bemühte, Frau Vincent aus der Stumpfsinnigkeit aufzurütteln, die sie nicht verlassen zu wollen schien. Herrn von Guersaint, welcher immer noch geschlummert hatte, mußte man wecken.

Nachdem Schwester Hyacinthe in die Hände geklatscht hatte, stimmte der ganze Wagen das Te Deum, den Lobgesang der Gnadenhandlungen an: Te Deum laudamus, te Dominum confitemur. Mit einer letzten Inbrunst stiegen die Stimmen empor, alle diese glühenden Seelen dankten Gott für die wunderbare Reise, für die herrlichen Gnadenbeweise, mit denen er sie überhäuft hatte und noch überhäufen würde.

Da die Befestigungswerke! In dem großen, reinen Himmel von warmer Klarheit sank langsam die Zweiuhrsonne herab. Ueber dem ungeheuren Paris erhoben sich feine Dämpfe, rötliche Dämpfe in leichten Wolken, ein dichter, wallender Atem des an der Arbeit schaffenden Kolosses. Es war Paris mit seinen Werkstätten, Paris mit seinen Leidenschaften, seinen Kämpfen, seinem immerfort grollenden Donner, seinem glühenden Leben, das beständig das Leben von morgen erzeugt. Und der weiße Zug, der bejammernswerte Zug alles Elends und aller Schmerzen, fuhr mit vollem Dampf ein, und immer lauter klang die herzzerreißende Fanfare seines Pfiffes.

Die fünfhundert Pilger, die dreihundert Kranken verloren sich hier und fielen wieder auf das harte Pflaster ihres Daseins; sie verließen den wunderbaren Traum, den sie eben gehabt, bis zu dem Tage, da das tröstende Verlangen nach einem neuen Traum sie zwingen würde, die ewige Pilgerschaft nach dem Geheimnis und der Vergessenheit aufs neue zu beginnen.

O traurige Menschen! Arme, kranke, nach Täuschung dürstende Menschheit, die in der Erschlaffung dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts, betäubt und vernichtet davon, daß sie gierig zu viel Wissen sich erworben, von den Aerzten der Seele und des Körpers sich verlassen glaubt und in großer Gefahr schwebt, dem unheilbaren Uebel zu unterliegen; nach rückwärts kehrt sie um und verlangt von dem mystischen Lourdes, einer auf ewig toten Vergangenheit, das Wunder ihrer Heilung. Dort unten bildet Bernadette, der neue Messias des Leidens, der in seiner menschlichen Wirklichkeit so rührend wirkt, die schreckliche Lehre; sie ist das ausgestoßene Opfer der Welt, die zur Hingabe, zur Einsamkeit und zum Tode Geweihte, die das Unheil betroffen hat, daß sie nicht Weib, noch Gattin, noch Mutter gewesen ist, weil sie die heilige Jungfrau gesehen hatte.

Ende.

Zola, Emile

Lourdes Roman von Emile Zola

Bd.: 2,3

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1895